UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00377038 5

DAS ORIENT BUCH

Das Orientbuch

Von demselben Verfasser ist erschienen:

Ägypten. Eine Landeskunde. Halle 1909

Die Atlasländer (Orient I). Leipzig 1910

Der arabische Orient (Orient II). Leipzig 1910

Der arische Orient (Orient III). Leipzig 1910

Tripolis. Weimar 1912

Auf den Spuren der Bagdadbahn. Weimar 1913

Illustrierte Länderkunde. Braunschweig 1914

Die Erde. Illustrierte Halbmonatsschrift für Länder- und Völkerkunde. Weimar. 2. Jahrgang 1913/14

EWALD BANSE

DAS ORIENTBUCH

(Der alte und der neue Orient)

Mit 20 Lichtdrucktafeln, 154 Abbildungen im Text und 7 Karten

Josef Singer Verlag
Straßburg/Leipzig 1914

Druck der Spamerschen Buchdruckerei
in Leipzig. Alle Rechte vorbehalten.
На основаніи литературной конвенціи между Россіей и Германіей всѣ авторскія права въ Россіи сохранены за авторомъ.
Copyright 1914 by Josef Singer Verlag, Straßburg.
1.—3. Tausend

Dieses Buch bringe ich meinem Lehrer in der Geographie dar, dem Professor Willi Ule an der Universität Rostock, früher in Halle.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/dasorientbuchder00bans

Mekka ‹Kaaba›.

Die Literatur unserer Tage spiegelt großenteils die Unrast der modernen Maschinenkultur wider. In den Straßen der Städte rasseln die Lastwagen, fauchen die Automobile und klingeln die Elektrischen. Die früher so stilreinen Fronten der Häuserzeilen schreien dich mit Reklameplakaten, kreisenden Feuerrädern und bombastischen Auslagen an. Zehntausende und Hunderttausende von Schloten und Schornsteinen stoßen einen widerwärtigen Atem in die dumpfheiße Luft, deren Staub und Kohlenteilchen den Menschen die Lungengänge verstopfen. Gehst du in die kleineren Städte, gehst du ins Dorf, so wirst du es zwar ruhiger finden, aber Schwanz und Krallen des Teufels der modernen Hetzzivilisation gewahrst du auch hier fast überall.

Der Wert und Nutzen jener Neuerungen, welche die letzten hundert Jahre über uns verhängt haben, sei nicht bestritten. Wohl aber sollte sich wenigstens ein Häuflein Tieferblickender stets bewußt bleiben, daß der Sinn des Lebens uns weder in einer möglichst schnellen Überwindung räumlicher Entfernungen aufgehen kann noch in einer ausnehmend gerissen ausgeklügelten Ersparnis von Menschenhänden durch Maschinenkraft. Nicht wildhetzende Produktion neuer Tod- und Scheinwerte wollen wir, sondern Stille zu geruhigem Ausreifen von Gedanken, von geistigen Ergebnissen, Muße zu ungestörter Betrachtung unser selbst und der Umwelt, ihrer Naturformen und ihrer Bewohner.

Man kann nicht in wenigen Zeilen einen erschöpfenden Vergleich zwischen der maschinenlosen und der nervösen Zeit ziehen. Die Unterschiede lassen sich nur andeuten und unter ihnen springt ganz besonders hell ins Auge das gegenwärtige Fehlen so großer Geisteshelden, wie sie um 1800 aus dem Wandel der Geschehnisse hervorragten. Genies wie Goethe, Jean Paul, Byron, Kant, um nur einige zu nennen, hat die unruhige Gegenwart nicht mehr gereift. Das gibt zu denken.

Es ist aussichtslos gegenüber dem Willen der (ihrer Meinung nach fortschreitenden) Masse, die alte versunkene Idealkultur der Hochsinnigen, Selbstgenügsamen, Zeithabenden und Besinnlichen einem größeren Zirkel wieder zu erobern, geschweige denn breiteren Kreisen. Noch mehr als das gegenwärtige Geschlecht werden die nächsten Generationen sich in Millionenstädten zusammendrängen, im Kino den neuesten Schund sich vorfilmen lassen, werden den Edisons zujauchzen und die Marconis als Gipfel menschlicher Geistestätigkeit anstaunen. Die Bücherproduktion wird noch höher gesteigert werden (34 000 deutschsprachige Werke be-

scherte uns das letzte Jahr), aber die Zahl der Bücherleser wird sinken. Und die der Bücherkäufer noch viel mehr, denn die fortschreitende Technik wird den Leuten alles neue augenrecht und bequem vorsetzen.

Aber wir sind noch nicht die Welt. Außer uns gibt es noch Erdteile und Kulturkreise, deren Entlegenheit, wilde Natur und Menschenseinfalt frühere Stufen des Geisteswerdens verkörpern. Vor allen anderen treten uns die ostasiatische, die indische und die orientalische Welt entgegen, die aus ihrem Naturgeschehen erwachsen sind und sich, vermöge ihres hohen Alters, zu völlig ausgereiften Kulturmajestäten entwickelt haben. Von ihnen hat der orientalische Kreis vielleicht den niedrigsten Gipfel in der Zivilisation, aber den höchsten in der Geistesbildung erklommen und die Menschheit am tiefsten beeinflußt. Der innerste Grund mag in der Einförmigkeit der dortigen Natur liegen, deren imposante Gewalt nicht selten zum Gebären großer Ideen Anstoß gibt und vermöge ihrer einseitigen Ausstattung keine komplizierte Zivilisation hat bilden können, die zerstreuend wirken müßte.

Darum scheint mir die Beschäftigung mit dem Orient, in dem alles stilvoll und naturbedingt ist (bis jetzt noch leidlich ist), grade solcher Geister würdig, die ein geruhiges Leben lieben, ein Leben des Nachdenkens und Sinnierens, ein Leben in sich vergnügten Wanderns in wildfreier Natur. Das Morgenland sollte unserer Zeit ein Spiegel werden, ich will nicht sagen der Vorbildlichkeit, wohl aber eines überraschten Stutzens, des Auf-sich-selbst-Besinnens. Wir können schon durch einige wenige Blicke in seine blanke Fläche lernen, daß im Prunkbau unserer Industriekultur manches faul ist und anrüchig; daß sie zu denken gibt. Daß nicht flüchtiges Durchhatzen des Lebens im breiten Strom der Allgemeinheit, sondern ruhiges Nachgrübeln und Ausbilden der Persönlichkeit bedeutend weiter fördert. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß nur im süßen Nichtstun des Kif das Heil der Menschen läge. In ihm zeigt sich nur die dem Orient eigne fanatische Übertreibung einer Naturanlage, die in unserm gemäßigten Klima schon auf etwas geringerer Kulturstufe als der heutigen wahrscheinlich unmöglich ist.

Die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf den Orient zu lenken, damit sie in ihm ein Memento, einen Anlaß zur Vertiefung statt zur Erweiterung unserer Kultur finden, ist der eine Zweck dieses Buches.

Die andere Absicht geht dahin, einen Einblick in das Herz des Orients, in sein Wesen zu eröffnen und beizutragen zur Beseitigung der vielen Irrtümer, die hinsichtlich des Morgenlandes bei uns noch allgemein sind. Es erscheint alljährlich über den Orient eine umfangreiche Literatur, namentlich von französischer Seite. Ich möchte sie auf mindestens 400 Buchwerke europäischer Zunge veranschlagen. Von ihnen verdienen wohl über 200 nicht einmal das Interesse des engeren Fachmannes, denn es sind flache Gelegenheitsschriften und Touristenbüchlein, die nicht eine Zeile neuer Tatsachen oder Gedanken bringen. Von der übrigen Hälfte beschäftigen sich etwa drei Viertel, also annähernd 150 Bücher, mit Fragen, die nur ein ganz beschränktes Gebiet behandeln und lediglich den Spezialisten angehen. Der kleine Rest betrifft größere Gebiete und Gegenstände, erhebt sich aber meistenteils gleichfalls nicht zur vergleichenden Betrachtung derselben mit den anderen Teilen des Morgenlandes.

Kurz, unsere Orientliteratur besteht vornehmlich aus Reisebeschreibungen und Einzelarbeiten, sie ermangelt aber großzügig zusammenfassender Erscheinungen. Freilich, diese sind schwerer und in mancher äußerlichen Hinsicht vielleicht weniger „dankbar".

Wer meine früheren Arbeiten kennt, weiß, daß ich mich seit 1906 ausschließlich mit dem Orient beschäftige und daß ich bemüht bin, ihm die Anerkennung eines selbständigen Erdteils mit eigner Natur und Kultur zu verschaffen. Dieses Buch hier biete ich als einen neuen Baustein im Gebäude meiner Bestrebungen dar. Man soll sehen, wie innig der Körperbau und die Charakterbildung der Orientalen mit der Natur und dem Klima ihrer Länder verbunden sind und wie sie von diesen in ihrer Eigenart allmählich bestimmt und befestigt wurden. Sodann soll man erkennen, wie sich der Gegensatz zwischen Morgen- und Abendland herausbildete, sich vergrößerte und zum gegenwärtig vor sich gehenden Niederringen des Orients auswuchs. Den Sieg des Okzidents in Realwerten, namentlich wirtschaftlich, die Standhaftigkeit des Ostens in geistigen Fragen soll aus den Schilderungen hervorgehen. Geopsychische und geohistorische Ausführungen sind es, die ich in erster Linie in diesem Buche darbiete. Den Schluß bildet eine Darstellung der so gewonnenen Erfahrungen und der wichtigsten Folgerungen und Richtlinien für die zukünftige Entwicklung des Erdteils, seiner Bewohner und seiner Eroberer.

In dem Werke mögen nicht nur der Geograph, Ethnograph und Historiker einige Aufschlüsse suchen, sondern auch der Politiker, der Volkswirt-

schaftler, der Kaufmann, kurz alle, die jetzt oder in Zukunft mit Orientalen zu tun haben. Es soll ein Schlüssel sein zu der uns so schwer verständlichen Seele jener Länder und Völker sowie unserer nicht erst von gestern datierenden Beziehungen zu ihnen.

Nicht geringen Dank bin ich meinen Mitarbeitern am bildlichen Teil des Werkes schuldig. Es sind die Herren Theodor Benzinger in Stuttgart, Jean Geiser in Alger, Alfred Heinicke, Dr. Hermann Kellermann (i. Fa. Alexander Duncker Verlag) in Weimar, der mir die Wiedergabe mehrerer Bilder aus der populärgeographischen Halbmonatsschrift „Die Erde" erlaubte, Lehnert und Landrock in Tunis, Max Nentwich in Berlin, Richard Storch in Prag, Dr. Adolf Vischer in Basel, J. Wetzlar in Jerusalem und Prof. Dr. Erich Zugmayer in München. Von ihnen sind die Herren Geiser, Heinicke, sowie Lehnert und Landrock gern zum Verkauf orientalischer Photographien erbötig.

Ich selber bitte, mir von recht vielen Seiten Bilder aus allen Ländern des Orients zuzusenden. Nur so ist es möglich, ein vielseitiges Material zu gewinnen und Bücher reichhaltig und neuartig zu illustrieren (ständige Adresse: Braunschweig, Körnerstraße 1).

Aufrichtigen Dank muß ich dem Verleger sagen. Er hat das Werk aufs reichste ausgestattet und hat kein Veto eingelegt, als es sich zu einem Umfange auswuchs, der den ursprünglich geplanten nicht unbeträchtlich übersteigt. Das verdient besondere Anerkennung grade in unserer Zeit, die sich an das billige, gar zu billige Buch gewöhnt hat, wobei ihr das Unterscheidungsvermögen zwischen hochpreisigen Originalwerken guter Ausstattung und billigen vogelfreien Büchelchen holzhaltiger Güte verloren ging. Auch diese Frage ist ein Abschnitt in dem anfangs berührten Gegensatz innerlicher und äußerlicher Kultur, womit sich der Ring des Vorwortes einheitlich schließen möge.

Weimar, am 7. August, dem Geburtstage Karl Ritters

Ewald Banse

Blick vom südlichen Talufer bei Ânâ stromauf (1908).
Typische Euphrat=Landschaft in Mittel=Mesopotamien

Der Schauplatz

Begriff und Umrahmung des Orients

Der Begriff Orient vereinigt in sich die Summe sehr verschiedener Ausflüsse der Natur und des Menschen und verbindet sie zu einer ziemlich verwickelten Erscheinung, deren Ursachen oft recht schwer, deren Äußerungen aber meist klar zu erkennen sind. Der Orient ist nicht ein beliebiger Teil der Erdhülle, bewohnt von beliebigen Leuten, sondern er stellt einen fest umrissenen Begriff dar, einen besonderen Erdteil, der sein eigenes Milieu besitzt und sich mit allen Wesenheiten von Natur und Geschichte als eine zentripetale Einheit aus seiner Umwelt heraushebt. Vielleicht nirgends auf der Erde begegnen wir einem Erd=teil, dessen bezeichnende Eigenschaften sich so klar und scharf aus=sprechen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in allererster Linie die Natur der Länder Vorderasiens und Nordafrikas diese aufeinander hinweist und in einen Gegensatz zu den fremden Umlanden stellt.

Die Erdgeschichte lehrt uns, daß Vorderasien und Nordafrika baulich innig zusammenhängen, denn ihre Trennung durch das Rote Meer ist erst in jüngerer Zeit erfolgt (im ausgehenden Pliocän oder gar im Beginn der Diluvialepoche). Bis dahin wölbte sich östlich vom Nil ein mächtiges

Gebirge, die Erythräis[1]), nach Westarabien hinüber, dessen Verschwinden die ursprüngliche Einheit der Flora und Fauna fast gar nicht beeinträchtigte. Die Bevölkerung allerdings bildete sich zu beiden Seiten wahrscheinlich erst nach der Entstehung des Roten Meeres heraus und schied sich in Libuberber oder Hamiten im Westen und Araber im Osten. Doch drang das arabische Element schon früh gen Abend vor und beeinflußte das libuberberische bedeutend, besonders seit einundeinviertel Jahrtausenden religiös und sprachlich.

Die beiden somit äußerlich untereinander zusammenhängenden Ländergebiete Vorderasiens und Nordafrikas erhalten aber eine noch weit innigere Vereinigung durch klimatisch-pflanzengeographische Tatsachen. Beide stehen — infolge[2]) ihrer sommerlichen Erhitzung und winterlichen Milde, sowie wegen einiger hiermit zusammenhängenden barometrischen Äußerungen Inner- und Nordasiens und des mittleren Atlantischen Ozeans — jahraus, jahrein unter der Herrschaft nördlicher Winde, die nur zeitweise und an gewissen Örtlichkeiten von anderen Luftströmungen abgelöst werden. Tag für Tag also findet eine Luftbewegung von kälteren nach wärmeren Breiten statt, so daß in der Regel eine Verdichtung des Wasserdampfes zu Niederschlägen nicht möglich ist. Sie wird meist nur dort stattfinden, wo hohe Gebirge mit kalten Stirnen den Winden entgegentreten und ihnen Regen oder Schnee entlocken. Doch sind das lokale Ausnahmen, und der größte Teil Vorderasiens und Nordafrikas besitzt ein Trockenklima.

Das bedingt vor allem zweierlei. Ungeheure Strecken Landes (77 Proz.) besitzen keinerlei Abfluß zum Meere und viele andere stehen nur in der Regenzeit mit dem Ozean in Verbindung. Hierdurch wird der Verkehr weiter Gebiete mit den Umlanden ungeheuer erschwert, und die Bewohner von wohl annähernd 90 Proz. Vorderasiens und Nordafrikas sind sehr eng auf sich selber angewiesen. Außerdem aber verursacht die Trockenheit des Klimas das Vorherrschen der pflanzenlosen Wüste und der nur von niedrigen Kräutern, Gräsern, seltener von Strauchwerk bewachsenen Steppe. Die Wüste macht 41 Proz. der Oberflächen zu völlig toten Räumen, die Steppe aber überzieht 51 Proz. mit ihrem fast nur für Vieh-

[1]) Näheres über diesen von mir aufgestellten Begriff in der Arbeit „Die Erythraeis" in der Deut. Rundschau für Geographie XXXIII, H. 5, S. 212—217, m. Höhenschichtenkarte in 1 : 10 Mill. Wien 1911.

[2]) Dazu vgl. meine Untersuchungen über „Die Wüsten, Steppen, Wälder und Oasen des Orients" in der Deut. Rund. f. Geogr. XXXIV, H. 1—3, m. K. in 1 : 20 Mill. Wien 1911. 27 Seiten.

zucht verwertbaren Teppich. Diese beiden Bodenarten machen das Skelett des Orients aus, sie ziehen sich von West nach Ost durch die ganze Region hindurch. Kleine wüstenhafte Stückchen Landes fehlen nirgends und in keiner Landschaft, Steppenstrichen aber begegnet man auch dicht bei den feuchtesten Wäldern der gesegneten Zonen des Nordens. Durch

Paßlandschaft im südlichen Beludschistân

massenhafte und nirgends mangelnde Verbreitung bildet die Steppe das typische Landschaftsbild in dem Erdteil.

Wenn Vorderasien und Nordafrika eine geographische Einheit, einen Erdteil bilden, so müssen ihre Haupteigenschaften (Trockenklima und Großbesitz von Steppe und Wüste) in den Umländern fehlen oder doch geringer und bedeutungsärmer entwickelt sein. Gegen den Atlantischen Ozean, das Mittlere und das Schwarze Meer ist das Gebiet ausgezeichnet begrenzt. Nur am Marmarameer berührt es sich nahe mit

Europa. Auf der balkanischen Halbinsel fehlen aber Steppen (von Wüsten gar nicht zu reden), denn die Heiden Thrakiens sind nur durch den Menschen verwildert und wandeln sich unter dem Pflug leicht in Ackerfluren um. Ist auch die anatolische Seite der Marmorsee schon Wald- und Kulturland, so hängt sie doch mit dem steppigen Innern Kleinasiens landfest und nahe zusammen, während sie von Thrakien durch Meer getrennt wird, so daß hier eine ganz befriedigende Abgrenzung stattfindet.

Weiter im Osten ist das Südufer des Kaspisees ebenfalls eine gute Sonderung. Zwischen ihm und dem Schwarzen Meer aber gilt es eine Landscheide zu finden. Den meisten wird es schon genügen, daß der Kaukasus vielfach zu Europa gerechnet wird und damit von vornherein nicht zum Orient gehören kann. Eine nähere Begründung der letzteren Behauptung ergibt sich aber erst durch die bauliche Selbständigkeit des Kaukasusgebirges gegenüber den Nordketten Armeniens. Die letzteren fallen fast überall mit steilen Mauern zur Niederung des Kura und Rion hinab und trennen diese nebst den hinter ihnen aufsteigenden Kaukasusgipfeln völlig von Armenien. Aber auch der Charakter des Kaukasus selber ist durchaus anders geartet, da ihm die Bodenart der Steppe und natürlich auch der Wüste fehlt. Seine Regenzeit ist der Sommer, was ihn stark von Armenien, Kleinasien und Iran scheidet. Zu seinen Füßen zwar breiten sich Savannen aus, aber sie empfangen leidliche Niederschläge, werden von vielen Flüssen durchfurcht und eignen sich (ähnlich wie diejenigen Thrakiens) meistens zum Ackerbau. Somit paßt sich die nördliche Abfallmauer Armeniens ebenfalls gut in die Umrahmung des Orients ein.

Jenseits des Kaspi verlängert sie sich anschaulich in den nördlichen Randgebirgen Persiens und Afranistans. Sie setzen sich ebenfalls scharf gegen ein tiefer gelegenes Land im Norden ab, das sich weit in höhere Breiten hinein erstreckt. Nun findet sich allerdings auch dort, in Turan, Steppe wie hier in Iran. Da aber Turan grenzenlos und sehr allmählich in die völlig anders gearteten Räume Rußlands und Sibiriens übergeht, die Steppen und Wüsten Irans hingegen durch Gebirgsumwallung eng geschlossen und in viel bedeutenderer Höhe beisammen liegen, so muß man den Orient auch hier mit dem Nordfuß der Gebirge begrenzen.

Das gleiche Bild zeigt sich östlich von Iran, wo wiederum hohe Randgebirge zu Tiefländern abfallen, welche durch das Stromgeäder des Indus sogar sehr ausdrucksvoll abgetrennt werden. In allen drei Grenzzonen, gegen den Kaukasus, gegen Turan und gegen Indien, schafft die scharfe

scharfe Abgrenzung diesseits und jenseits der Gebirgsplanken recht anders=artige Lebensbedingungen, die sich in der Unterschiedlichkeit der Be=wohner und deren Lebensformen sehr bemerkbar machen.

Mit dem Indischen Ozean und seinen Ausläufern (Arabisches Meer, Golf von Oman, Persergolf, Golf von Aden, Rotes Meer) ist Vorderasien südwärts ausgezeichnet abgeschlossen. Es handelt sich also nur noch dar=um, für Nordafrika die Grenze gegen Mittag ausfindig zu machen. Auch hier ergibt sich eine deutliche Scheide mit dem Aufhören der Wüste Sahara nebst ihren dürren Steppenrändern und mit dem Beginn der leh=migen, gut bewachsenen Savannen des Ssudân. Deren reichliche, von 500 mm im Jahr nach Süden rasch steigende Niederschläge erlauben Acker=kultur und Siedelung ziemlich überall. Nördlich davon aber sind beide auf engbeschränkte Punkte angewiesen. Auch hier hat die Verschieden=artigkeit der Natur ganz verschiedene Völker und Lebensweise gezeitigt.

Es ist in der elementaren Einheit aller Dinge der Erdhülle begründet, daß der Natur=Zusammenhang der Länder sich auch in den Erschei=nungen der tierischen Lebewelt und der menschlichen Bevölke=rung muß geltend machen.

Das Überwiegen eines Trockenklimas mit heißen Sommern und Tagen sowie mit kalten Wintern und Nächten erzeugt in Verbindung mit der vorherrschend kärglichen Bewachsung des Bodens einen genügsamen Tiertypus, dessen einer Teil im höchsten Maße beweglich ist, während der andere nur die denkbar bescheidensten Bedürfnisse hat. Man darf erwarten, daß diejenigen Tiere, welche den Forderungen der orientalischen Natur am besten genügen, mehr oder weniger auf das Morgenland be=schränkt bleiben. Hierbei tritt allerdings hindernd und grenzverwischend der Umstand ein, daß gerade solche abgehärteten Geschöpfe Naturgrenzen nicht allzu genau achten und oft in benachbarte Gefilde hinüberwechseln werden. Um nur einige Beispiele zu nennen, sind von Säugetieren auf den Orient so ziemlich beschränkt die gestreifte Hyäne, der großohrige Fennekfuchs, die Springmaus, die Gazelle, der Damhirsch (jetzt auch in Südeuropa) und der Wildesel. Unter den Haustieren ist der Esel ein echtes Orienttier, das in andere Gegenden wohl erst eingeführt wurde, ferner das Fettschwanzschaf und ganz besonders das einhöckerige Kamel, dessen Verbreitungsgebiet sich fast linienscharf mit dem des Orients deckt, weshalb es dessen bestes Leittier ist.

Die gleichen Naturbedingungen beeinflussen das Leben der Menschen in ähnlichen Bahnen wie das der Tiere, mit der Einschränkung, daß dem Menschen seine höhere Organisation freieren Spielraum erlaubt. So verschieden geartete Rassen sich auch im Morgenlande entwickelt haben, gewisse Züge sind ihnen allen gemein. Die orientalische Natur nimmt keine Rücksicht auf die Zugehörigkeit zur libuberberischen, zur arabischen, zur hetitischen, zur mongolischen Rasse, sondern sie wirkt auf die eine nur etwas sichtbarer ein als auf die andere. Keine Rasse aber hat sich den Einwirkungen der Orientnatur zu entziehen vermögen und alle haben von dieser ihre gesellschaftliche Gliederung empfangen. Denn anders als die Oase erzieht die Steppe ihre Bewohner, anders als die Kulturebene wirkt die Stadt.

So zerfällt die orientalische Bevölkerung überall in drei Schichten, die schweifenden Beduinen, die hartarbeitenden Fellachen und die bequemen Städter, eine Vergesellschaftung, die in keinem größeren Gebiet der Erde wieder vorkommt und nirgends so klar und sich gegenseitig ergänzend ausgebildet ist als im Morgenlande. Deshalb hebt dieses sich sogar durch eine so grundlegende soziale Erscheinung als eigner Erdteil aus der Masse der umlagernden Länder heraus. Die Übereinstimmung der orientalischen Bevölkerung auch in geistigen Fragen und in vielerlei Dingen der Lebensführung wird aber nicht nur durch die Natur, sondern auch durch die geschichtliche Entwicklung sowie durch religiöse Eigenheiten bestimmt. Doch möge das erst in den nächsten Kapiteln ausgeführt werden.

Diese Gedanken genügen vorerst, um die Einheit des Orientbegriffs und seine räumliche Umrahmung zu begründen. Die fernere Ausbildung und Vertiefung entwickeln die späteren Abschnitte.

Literatur.[1] Der Begriff Orient als der eines festumrissenen Erdteils wurde erst von mir in die Literatur eingeführt. Vorher existierte er für die Geographie überhaupt nicht und die Historiker und Orientalisten wußten ihn nicht zu begrenzen, sondern verstanden ihn ganz verschieden, wobei die weitesten Grenzen etwa folgende waren: Bosnien, Serbien, Rumänien, Südrußland, Turkestan im Norden; der Ssudân, Ostafrika, Sunda-Inseln im Süden; Marokko im Westen und Japan im Osten. Meine ersten Entwicklungen des Begriffs entsprangen fast mehr der Intuition als der verstandesmäßigen Durchdenkung. Wie alles Neue (und wie auch meine Neugliederung der Erdhülle in natürliche Erdteile, worüber man Peterm. Mittlgn. 1912, H. 1, nachlese und die dortige Karte betrachte)

hat sich meine Orientidee noch nicht allgemein durchgesetzt. Auf Widerspruch ist sie nirgends gestoßen, doch mag es schwer sein, das Moment der Trägheit zu überwinden, welches in dem allen so geläufig gewordenen Schema der fünf Erdteile steckt. Der Orient paßt eben nicht in dieses hinein, sondern springt aus ihm heraus. — Meine früheren Veröffentlichungen über den Orientgedanken sind: „Der Orient — ein geographischer Begriff?" (Deut. Rund. f. Geogr. u. Stat. XXXI, H. 1, S 1—7. Wien 1908); „Der Orient. Begriff, Fläche und Volksdichte" (Peterm. Mittlgn. 1909, H. 11 u. 12, S. 302—304 u. 351—355, m. K. in 1:60 Mill.); „Der Orient", 3 Bde. (Leipzig 1910, B. G. Teubner); Artikel „Orient" in Meyers Konversationslexikon, 6. Aufl., Suppl. 23, Leipzig 1912; „Was ist der Orient?" (Über Land und Meer, Jahrg. 53, H. 48, Stuttg. 1911 u. Arena 1911, H. 4); „Orient" (Illustrierte Länderkunde. Hgg. von E. Banse. Braunschweig 1914, G. Westermann).

Natur und Landschaft des Orients

Die Eigenschaften und Besonderheiten der Morgenländer, ihres geschichtlichen Werdegangs, ihrer Real- und Geisteskultur wurzeln in ihrem Schauplatz und werden durch dessen Wesenszüge in allerintimster Weise beeinflußt. Es ist deshalb erforderlich, die Arena der orientalischen Zustände näher zu betrachten und die natürlichen Ursachen genauer zu erkennen, welche die Einheit des Morgenlandes im Grunde bedingen.

Die Weltstellung des Orients wird von seinen festländischen und von seinen ozeanischen Beziehungen bestimmt. Der Erdteil schließt sehr verschiedene Räume der Erde voneinander ab. Nigritien (oder Negerafrika), Südasien, Mittelasien, Nordasien und Europa unterhalten durch das Morgenland hindurch nur ganz geringe Beziehungen zueinander. Das Landgefüge des Orients mit seinen weiten Ödgebieten erscheint ihnen nur als ein Hindernis, als eine Verlängerung und Verteuerung des Weges. Das war in den früheren Zeiten, die noch in den Kinderschuhen des Verkehrs steckten, anders, denn damals strahlten grad vom Morgenlande die großen Handelsstraßen aus und es beherrschte diejenigen von und zu fernen Gegenden. Die Erforschung der Ozeane, die Erschließung fremder, großenteils reicherer Welten und Weltstraßen und die Entwicklung der Schiffahrt aber drängten es in den dunklen Hintergrund der Erde. Deshalb können die Landräume des Sonnenreichs nur durch Eigenproduktion und Eigenhandel blühen, ein Zustand, zu dem gegenwärtig erst bescheidene An-

fänge gemacht sind. Aus dieser dauernden Kontinentalsperre ergibt sich der völkergeschichtliche Schluß, daß der Orient ein Gebiet des Zur=Ruhe=kommens von Völkerbewegungen sein muß, daß seine Bewohner wenig Grund und Gelegenheit haben werden, mit Fremden in näheren Verkehr zu treten oder gar sie in deren Heimat aufzusuchen, kurz, daß der Orient schon durch seine Weltlage zur Stagnation geradezu vor=herbestimmt ist.

Offne Berglandschaft des nördlichen Orients mit intensiver Kultur. Jeschíl Irmák=Tal südlich von Amásia, Nordost=Kleinasien. Busch an den Hängen, im Tal Äcker und Baumgärten. Vorn zwei Träger mit Seiden=raupen=Gelaß (1907)

Mit der festländischen Abschließung kreuzt sich die Beziehung zum Ozean. Denn die wichtige Weltstraße Mittelmeer—Sueskanal—Rotes Meer schneidet mitten durch das Morgenland hindurch. Hiermit müßte sich ein enger Anschluß mindestens der ihr benachbarten Teile des Orients an den Weltverkehr eigentlich von selbst ergeben. Aber dem ist nicht so. Denn außer Ägypten, dem Mittelpunkt des Morgenlands sowohl wie dieser Weltstraße, benutzt kein orientalisches Land die letztere in größerem Aus=

maß[1]). Das ist begründet in der verkehrsfeindlichen Küstenbildung der meisten, in der geringwertigen Naturausstattung vieler und in der unvollkommenen wirtschaftlichen Ausbildung einiger. Aber auch trotz denkbar günstiger Lage zu dem fast wesentlichsten Hochweg des Weltverkehrs, dessen Welle mühelosen und billigen Verkehr zu den nahen Glücksgefilden Europas und Indiens erlaubt, ist die kontinentale Absperrung des Orients nicht unterbrochen worden.

Wie ein Sphinx räkelt das Morgenland seinen trägen Leib, seine dürren Brüste, seine stachligen Klauen über ein großes Stück des Planeten (11,7 Proz. der Landoberfläche), das aus dem allgemeinen Fortschritt wie herausgeschnitten scheint. Dasselbe Gebiet, welches die Anfänge unserer Kultur geboren hat, ist auf dem alten Niveau stehen geblieben, so daß wir es heutzutage nur noch als Schauplatz einer Halb- bis Dreiviertel-Kultur werten können, innert deren sich die Ahnenstufen unserer Vollkultur zurückverfolgen lassen.

Die Naturbeschaffenheit des Orients im Innern verschärft die Folgen der kontinentalen Absperrung ganz bedeutend, ja bedingt sie teilweise.

Während der Orient von Negerafrika durch Wüsten und von Europa durch Meere geschieden ist, schließt er sich vom übrigen Asien durch Gebirgsmauern ab. Sie brechen aus dem Knoten der Pamir hervor und quellen in westlicher bis südlicher Richtung auseinander. Weiter gen Abend entwickeln sich diese Gebirge zu zwei einander parallel laufenden Kettenzügen, deren Strom erst vor dem Einbruchsbecken des Ägäermeeres ein oberflächliches Ende findet. Indem zwischen ihren Wellen Hochebenen eingeschlossen sind, entsteht eine eigene geographische Region, die man nach der Rasse ihrer wichtigsten Bewohner den Hetitischen, nach den Hauptsprachen den Arischen, besser den Arohetitischen Orient nennen kann.

Seine Natur ist gekennzeichnet durch hohe Randgebirge, deren Ketten einander wie Mauern folgen, die feuchten Winde des Meeres vom Innern noch erfolgreicher abhalten als den Verkehr der Außenbewohner und nur am äußersten Ende, an der schmalen Westküste Kleinasiens fehlen. Man kann schlechterdings bloß wenige Räume in der Erdhülle finden, die es

[1]) Selbst Algerien und Tunisien verkehren mehr mit Frankreich allein als mit den anderen Staaten zusammengenommen.

verstanden haben, sich so wirksam abzuschließen. Die einzigen völlig mühelosen Zugänge birgt der anatolische Westen, der wie ein Sprungbrett die Europäer zum Hinaufmarsch gen Osten einlädt, und der vielleicht auch die Einwanderung blonder Nordmänner um 2000 v. u. Z. erblickt hat. Alle anderen Eingangslinien ziehen sich über bedeutende, einander dicht folgende Höhen, deren Unwegsamkeit von West nach Ost zunimmt. In Kleinasien bezeichnen Ssamssûn und Trapezunt, in Armenien Tiflîs, in Iran Rescht, Askabad, Merw und Masar i'scherîf die Schlüssel der nördlichen Tore, während ihnen im Süden Adalia, Mersina, Djârbekr, Bardâd, Schuschter, Abuschéhr und Bender Abbâs gegenüberstehen, denen sich im Osten Quetta und Peschauer anschließen. Ein bloßes halbes Dutzend Hauptverkehrswege auf einer Strecke von ziemlich 5000 km Länge (ungefähr wie Gibraltar—Nordkap) ist wirklich nicht viel.

Der Abschließung gegen die Umlande verdankt der Arohetitische Orient auch sein bestimmtes Rassenelement. Waren hetitische Einwanderer von Westen oder von Osten erst einmal auf das Hochland hinaufgelangt, so wies ihnen die vorherrschende Streichrichtung der Gebirge den Weg, nämlich in der Längsachse der Region. Demgemäß haben sie sich in den seitwärts und tiefer gelegenen Ländern nicht oder doch nur in geringerer Menge angesiedelt. Von den 26 Mill. Bewohnern des Gebiets aber mögen ungefähr 16 Mill. hetitischer Abstammung sein. Es ist sozusagen eine Rassen- und Sprachenbrücke zwischen Indien und Europa. Die bodenplastische Selbständigkeit hat übrigens auch die Zugehörigkeit zum Orient nicht ganz verwischen können, denn nirgends finden sich so viele Sekten mit uralten Religionsresten als hier, und grade im Arischen Orient hat sich das aus alter Kultur geborene Persertum eine ganz selbständige Stellung im Islâm vorbehalten. —

Das Absinken der Umlande in die Tiefe gab dem Hetiterorient seine bedeutende Erhebung. Auch die südlich an ihn stoßende Region Groß-Arabien ward von den Senkungserscheinungen betroffen. Die Auffaltung des Arischen Orients nach Süden übte auf jenes Schollenland einen Druck aus, der dessen nähere Teile zur Tiefe zwang, während er auf die ferneren schon von geringerem Einfluß war. So entstand unmittelbar am Fuße des Nordwalls eine Zone niedrigster Gegenden (Mesopotamien), deren tiefste sogar so bedeutend sank, daß sie vom Meer bedeckt wurde (Persergolf). Von hier aus erhebt sich die Oberfläche Groß-Arabiens gen West und Süd zu den Gebirgsschollen Syriens und den

Flankenresten der ehemaligen Erythräis (s. S. 8) in West=Arabien. Die Region wurde also nicht, wie der Arische Orient, von einer Gebirgsfaltung betroffen, sondern die Schichtung ihrer Gesteine blieb ziemlich ungestört, annähernd wagerecht, so wie sie voreinst im Meer waren abgelagert worden. Nur im ganzen erlitt der Schollenverband der Gegend eine Veränderung seiner Lage. Im äußersten Osten allerdings begegnet uns ein Falten=gebirge, der Dschebel Achdar von Omân, welcher eine von Südpersien

Bild der Karstlandschaften Syriens und Nord=Mesopotamiens mit Steppenkraut. Die Sarimoṛaṛa (Höhlen) des Nimrûd daṛ in Nordwest=Mesopotamien (1907)

losgesprengte und mit dem übrigen Arabien landfest gewordene Falte darstellt[1]). Dieser Umstand sowie die Isolierung durch eine schwer über=schreitbare Wüste im Rücken verleihen dem Lande Omân einen bedeu=tenden Grad von Selbständigkeit und weisen ihm mehr Beziehungen zum Meer und damit nach Südpersien, Vorderindien, ja selbst Ostafrika[2]) zu als nach Westarabien.

[1]) Hierüber gibt näheren Aufschluß: G. E. Pilgrim, The Geology of the Persian Gulf and the adjoining Portions of Persia and Arabia (Memoirs of the Geo=logical Survey of India XXXIV, 4. Calcutta 1908). 177 S. Abb. u. K.

[2]) Das Sultanat Sansibar ist ein Ableger des Imamats Oman.

Brüche und Zerreißungen kamen übrigens auch im Innern der Region vor und erzeugten an manchen Stellen Wechsel in den Höhenmaßen, die sich nicht selten bis zum Gegensatz von Gebirg und Ebene steigern, besonders dort, wo vulkanische Ergüsse aus der Tiefe sich auf den Schollen anhäuften. Die Gebirge Syriens und des nördlichen Mesopotamien gehören dahin. —

Der Einbruch des trogförmigen Roten Meeres trennte die Erythräis in zwei Teile. Der westliche davon gehört schon zu der dritten Region des Orients, zur Sahara. Im Gegensatz zu Groß-Arabien, dessen Oberfläche nur nach einer Richtung (gen Osten) abfällt, kann man die Sahara mit einem flachen Satteldach vergleichen. Sie besteht nämlich aus einer gebirgigen Diagonalachse, deren First von Nordwest nach Südost zieht und sich nach beiden Seiten (gen Südwest und Nordost) absenkt. Bloß im äußersten Osten erhebt sich die Mauer des Erythräergebirges[1]), dessen schlechte Küste, Schwergangbarkeit und Wasserarmut einen sehr wirksamen Abschluß darstellen.

Das Antlitz der Sahara vereinigt in sich eine Fülle von Formen. Im ganzen ist sie ein Schollenblock, der in Stufen und Kanten zur Umgebung übergeht. Spalten und Brüche haben die Oberfläche in mannigfaltigster Weise zerrissen, haben hier weite Strecken von der Größe europäischer Staaten zu Tiefländern erniedrigt und dort anderen nicht weniger großen bedeutende Erhebung über dem Meeresspiegel zugewiesen.

Während die Bewohner Groß-Arabiens vermöge der amphitheatralischen Abdachung ihres Wohnraumes nach einer einzigen Tiefenzone einen ziemlich einheitlichen Rassen- und Kulturkreis bilden, haben die ungeheure Ausdehnung der Sahara (8,9 Mill. qkm, so groß wie Australien und Ozeanien) sowie ihre Abdachung nach zwei Seiten es verhindert, daß die Bewohner sich zu einer engeren Gemeinschaft finden konnten. Während der Norden und Osten kulturell stark von Großarabien her beeinflußt wurde, lehnt sich der Westen und Süden mehr an den Sudan an, was sowohl für die Rasse wie für die Kultur gilt.

Großarabien und die Sahara, beide aus ungestört gelagerten Gesteinsschichten bestehend und beide die Schauplätze der arabischen Beduinen und der arabischen Sprache, kann man als „Arabischer Orient" zusammenfassen.

[1]) Es wird auf den Karten gewöhnlich „Arabische Wüste" genannt, ein Ausdruck, den ich ablehne, weil er dem Gebirgscharakter nicht gerecht wird und zu Verwechslungen mit Arabien Anlaß gibt.

Fumm e'Sahara ⟨arab. d. i. Mund der Wüste⟩
die Schlucht des Ued el Kántara ⟨arab. d. i. die Brücke⟩ am Südwestfuß des Aures-Gebirges im Sahara-Atlas Algeriens.

Wie an der Nordgrenze Großarabiens, so lagert auch an derjenigen der Sahara eine Zone von Faltengebirgen, der Atlas[1]). Ähnlich dem Arohetitischen Orient finden sich auch hier zwei Züge von Kettengebirgen, die zwischen ihren Mauern Hochebenen einschließen, von welchen sie die feuchten Seewinde und den Verkehr fernhalten. Wie dort breiten sich am äußersten Ende der Region zwei Gebirgsäste gabelförmig auseinander, um ein ebenes Land zwischen sich einzuschließen, da die afranische Niederung, hier das Atlasvorland Marokkos.

Durch das Meer von Europa völlig getrennt und durch die Vegetationsform der trockenen Steppen eng an die Sahara angeschlossen, konnten sich die Bewohner der nördlichen Gegengestade in dieser orientalischen Region nicht so erfolgreich einnisten wie die Nachbaren des Arierorients es in diesem getan haben. Namentlich das klimatisch-pflanzengeographische Moment macht den Atlas zu einem festen Bestandteil des Orients. Wenn die Gebirgsnatur den Bewohnern auch einige Sonderstellung einräumt, so doch längst nicht eine so scharf ausgesprochene wie denen Irans.

Diese Grundzüge des Bodenbaus der orientalischen Länder sind seit wohl mindestens zehn Jahrtausenden einem bestimmten und inzwischen wohl kaum veränderten Klima ausgesetzt.

Dessen Eigenschaften haben dem inneren Gerüst des Morgenlandes eine Bodendecke übergeworfen, deren vergleichsweise dünner Teppich den Sand der orientalischen Arena sowie den Schauplatz des orientalischen Lebens bildet und als solcher von höchst einschneidender Bedeutung ist. Ward auf den letzten Seiten das Skelett untersucht, welches die Unterlage darstellt und das Material liefert, so seien nunmehr auch die Elemente skizziert, die dessen Verarbeitung vornehmen.

[1]) Die Worte „Atlas" oder „Atlasländer" bezeichnen die Region vorzüglich. Arabisch kann man sie Ṛarb (Gharb) nennen, was „Westen" bedeutet, nämlich den Westen des Islâm, des Orients. Durchaus abzulehnen ist aber der Ausdruck „Kleinafrika", den Carl Ritter gebrauchte, nachher, aber nur eine kurze Zeit lang, auch Theobald Fischer. Während Kleinasien, dem das obige Wort nachgebildet ist, tatsächlich ein Abbild Asiens ist, hat „Kleinafrika" mit Afrika recht wenig gemeinsame Züge, morphologisch aber überhaupt keine. Heutzutage wenden manche Geographen die irreführende Bezeichnung öfter an, indem sie dem Vorbilde Fischers folgen. In einer kleinen Kontroverse über die Frage stellte sich Theobald Fischer aber selber durchaus auf meine Seite und verwarf „Kleinafrika" zugunsten der Bezeichnung „Atlasländer" oder „Berberei". Hierüber vergleiche man E. Banse und Th. Fischer, „Kleinafrika?" (Peterm. Mittlgn. 1910, H. 5).

Das orientalische Klima wird vornehmlich durch drei Grundtatsachen bestimmt: von der Südbreite zwischen 12 und 42° Nord; von der großen Ausdehnung der Landmasse, die dem Meere nur geringen Einfluß einräumt; von der Lage zwischen dem Riesenländerraum Asien und dem mittleren Atlantischen Ozean. Der erste Umstand weist dem Orient ein warmes Klima zu; der zweite bewirkt es, daß die Wintertemperaturen in den meisten Teilen niedriger (s. Bild Jerusalem im Schnee), die Sommertemperaturen hingegen höher sind als die bloße Breite erwarten läßt, daß das Klima also zu Gegensätzlichkeiten und damit auch zu Unregelmäßigkeiten (namentlich zu gefährlichen Dürreperioden) neigt; die dritte Erscheinung erzeugt die Abhängigkeit von den Luftdruckverhältnissen über Inner- und Nordasien und über dem Ozean des Westens. —

Infolge[1]) der südlichen Lage nimmt die warme Jahreszeit einen viel größeren Teil des Jahres in Anspruch als bei uns. Im Süden dauert sie mindestens zehn Monate und verkürzt sich bloß in den Gebirgen etwas, nach Norden hin schrumpft sie zusammen, dauert aber in tiefer gelegenen Strichen immerhin acht Monate. Von der warmen Zeit fällt der größte Teil dem Sommer zu, der überall, am Tage auch in den Gebirgen, durchweg bedeutende Wärmegrade aufweist.

Die Folge der kräftigen Bestrahlung durch die Sonne ist eine starke Auflockerung der erhitzten Luftschichten über dem glühenden Erdboden, so daß sie in die Höhe steigen und hierdurch den Orient zu einem Raum machen, dessen Luftsäule leichter ist als die der nördlich und südlich gelegenen Zonen. Darum findet dann ein Hereinströmen von deren schwererer, kühlerer Luft in den Orient statt.

Der Norden des Morgenlandes wird somit von Nordwinden überweht, die natürlich ihren Wasserdampf nicht verdichten können (soweit sie überhaupt welchen enthalten). Der nördliche Orient ist also im Sommer niederschlagsarm.

Der Süden hingegen steht unter der Herrschaft von Südwinden. Ihnen, die also von niedrigen in höhere Breiten wehen, bietet sich eher Gelegenheit zur Verflüssigung ihres Wassergases. Deshalb ist der Sommer im südlichen Orient (auf etwa 11 Proz. des Areals des Morgenlandes) die

[1]) Zum bessern Verständnis der folgenden Erörterungen, die den ersten Schlüssel zur tieferen Kenntnis des Orients und der Orientalen bilden, blicke man auf die Isothermen- und Isobaren-Karten eines beliebigen Atlas oder meiner drei Orientbändchen.

Regenzeit, doch sind die Niederschläge gering und erreichen leidliche Jahresmengen nur an kühleren Gebirgsmauern (Aïr, Tibesti, Jemen).

Im Herbst, wenn die Sonne über den Äquator auf die Südhalbkugel der Erde hinübergleitet, breitet sich die Eiseskälte des Nordpolargebiets über Sibirien aus. Die breite Landmasse des Orients kühlt sich ziemlich stark ab und die vorher so dünne Luftsäule sinkt in sich zusammen, wobei sie sich verdichtet. Während nun südwärts, in Negerafrika, ein Gebiet

Eine südorientalische Stadt im Winterkleide:
Jerusalem im tiefen Schnee des Winters 1910/11. Rechts der spitzdachige Viereckturm der deutschen Erlöserkirche, in der Mitte die Kuppel der Grabeskirche

der Luftauflockerung aussaugend und über Eurasien eine Zone der Luftverdichtung schiebend wirkt, gerät das Morgenland, diesmal aber das ganze, in ein System nördlicher Luftströmungen. Auch für sie gilt das vorhin schon so verderblich wirkende physikalische Gesetz, daß sie als Winde, die von höheren (also kühleren) in niedrigere (mithin wärmere) Breiten wehen, nicht kondensationsfähig sind.

Jetzt im Winter (in den nördlichsten Strichen, die sich im Herbst eher abkühlen und im Lenz später erwärmen, auch schon in diesen beiden

Jahreszeiten) tritt aber ein neuer Umstand heran. Die Gebirge, welche Sommers auch in bedeutenderen Höhen recht warm werden, sind im Winter schnell stark erkaltet. Deshalb treffen die kühlen Nordwinde, sobald ihnen ein Gebirge im Wege steht, auf ein Hindernis, das noch kälter ist als sie selber, und welches deshalb ihren Wasserdampf zu flüssigen, ja mitunter sogar festen Niederschlägen verdichten kann. Tiefgelegene Gegenden aber erhalten bei außergewöhnlichen meteorologischen Bedingungen Regen oder dann, wenn der Wind sich über Meeresflächen besonders ausgiebig mit Wassergas gesättigt hat. —

Das gemeinsame Ergebnis des Ineinanderarbeitens der Temperatur=, Luftdruck= und bodenplastischen Verhältnisse ist nun folgende Verteilung von Niederschlagszonen.

Zone der Sommerregen im äußersten Süden der Sahara und Arabiens (11 Proz. des Orients), wo auch die stärkste Beeinflussung durch Neger stattfindet.

Zone hochgradiger Niederschlagsarmut. Sie umfaßt den größten Teil des Morgenlandes (67 Proz.) und herrscht in der Sahara, in Arabien=Meso=potamien und in Iran. Hier lastet fast absolute Trockenheit und meistens Wüste, die Regenfälle sind für den Menschen wertlos, so daß er sich auf das Grund=wasser angewiesen sieht. Die Zone ist die größte und wirksamste Landvölker=scheide der Erde.

Zone der Winterregen. Sie verdankt ihr Entstehen den von Nord wehenden Winden, welche sich an Gebirgen abregnen können. Ihr Gürtel ist deshalb fast ausschließlich auf den Nordsaum des Orients beschränkt, nämlich auf den größten Teil des Atlas, das Nordgebirge Tripolitaniens, Barka, die Küstengegend des Nildeltas, Syrien, die Ränder Kleinasiens, Süd= und Nordostarmeniens, Westpersien, den nördlichsten Teil Irans und als Ausnahmserscheinung auf das gebirgige Hochland Innerarabiens, das Nedschd. Die Zone umfaßt 17 Proz. des Orientareals und ist meist gut beregnet. Die beiden folgenden Gürtel gehören eigentlich auch hierher und unterscheiden sich nur durch Verschiebungen von ihr.

Zone der Frühlings= und Herbstregen im Süden des algerotunisischen Atlas, im Binnenland Kleinasiens und Armeniens, sowie im Mittelstück des nördlichen Armenien (4 Proz. des Orients).

Zone dauernder Niederschläge, doch mit einem Höhepunkt im Herbst. Sie umfaßt nur 1 Proz. des Morgenlandes und zwar das Lasistan und die daran=stoßende Nordwestecke Armeniens, vielleicht auch die äußerste Nordspitze Anatoliens (Sinope—Ineboli).

Die jahreszeitliche Verteilung der Niederschläge ist von allergrößtem Einfluß auf das menschliche Leben, denn von ihr hängt die

Landwirtschaft ab. Da auf unserer Erdhälfte der Frühling die natürliche Zeit des Beginns aller pflanzlichen Tätigkeit ist, so wächst die letztere mit der Ausgiebigkeit der Lenzregen, nimmt ab mit deren Spärlichkeit und verschwindet völlig mit ihrem Fehlen.

Auf 11 Proz. des Orientareals, im äußersten Süden, fällt die Regenzeit

Eine nordorientalische Stadt:
Amásia im Nordosten Kleinasiens. Burgberg, Jeschil Irmak und Stadt von Süden gesehen (1907)

in den Sommer, aber zu spät für die Entwicklung der meisten Pflanzen, so daß der Mensch das Gedeihen der Kulturpflanzen im trocknen Frühling nur durch künstliche Bewässerung erwecken kann.

In 67 Proz. des Orients fehlt eine Regenzeit völlig und die Bewohner müssen zu künstlicher Bewässerung mittels Grund- oder Flußwasser im Lenz greifen.

In 17 Proz. des Morgenlandes gehen die Niederschläge im Winter, also zu früh, nieder, und man ist wiederum auf künstliche Bewässerung im Frühjahr angewiesen. Doch sieht man sich hier nicht allein auf das Grund- oder Flußwasser beschränkt, sondern kann auch das im Winter so reichliche, aber meist unnütze Naß in Zisternen und Weihern für den März und April aufsparen. Ab und zu erstrecken sich auch einige Nachzügler der Winterniederschläge in Gestalt leichter Regenschauer bis in den März hinein. Sie vermögen die Acker- und Gartenkulturen sehr segensreich zu beeinflussen und dem Landmann die Berieselungsarbeit zu erleichtern, doch läßt sich niemals bestimmt mit ihnen rechnen.

In 4 Proz. des Orients fallen die Niederschläge allerdings zur richtigen Zeit, aber nur ein Teil von ihnen, und der ist fast überall so kärglich, daß er höchstens in einigen Talgauen Nordanatoliens und Nordarmeniens zur Befruchtung der Pflanzen ausreicht. In den anderen Strichen hingegen muß er ebenfalls durch künstliche Bewässerung unterstützt werden.

In 1 Proz. des Morgenlandes reicht das Himmelsnaß aus, daß der Landmann auf künstliche Berieselung verzichten kann.

Man sieht also, daß nahezu im ganzen Orient der Bauer nicht nur mit den auch anderswo notwendigen landwirtschaftlichen Arbeiten belastet ist, sondern daß er außer ihnen noch das Wasser auf die Felder schleppen muß. Der bäuerliche Stand hat also sehr schwere Pflichten zu erfüllen, die eine Tages- und Lebensfrist derartig in Anspruch nehmen, daß ihm für andere Gedanken weder Zeit noch Lust bleibt. Der Kleinbauer dürfte unter schwerer Mühsal und mit bedeutender Anstrengung grade sein Fortkommen haben. Sobald er aber lässig wird, geht es mit ihm zurück, er gerät in Not und Schulden, und sein Feld verkommt. Dieses Schicksal des einzelnen vermag sich leicht auf große Gemeinschaften auszudehnen, und ganze Dörfer, ganze Gaue, ja ganze Völker können verarmen.

Die Überlastung des bäuerlichen Lebens im Orient, welche klimatisch bedingt ist, trägt mit die Hauptschuld an dem niedrigen Stand der morgenländischen Kultur, denn sie läßt dem Kleinbauer niemals Zeit zu höherem Aufschwung. Eine verständigere Verwaltung der Völker und eine rationellere Wasserwirtschaft, als sie heute stattfinden, wird an diesem orientalischen Gesetz nicht viel ändern, da dem Bauer auch im günstigsten Fall noch zu viel Arbeit bleibt. —

Nicht ganz so wichtig für die Entwicklung der Vegetation und der Bewohner sind die Jahresmengen der Niederschläge. Der Unter-

schied zwischen der jahreszeitlichen Verteilung der Niederschläge und ihren jährlichen Summen muß grade im Orient wohl beachtet werden, denn auch der reichste Regen vermag den verdorrten Pflanzen nicht mehr viel zu helfen, wenn er zur unrechten Zeit fällt. Aber werfen wir immerhin einen Blick auf die Zonen der Regenhöhen.

Mehr als 1000 mm im Jahresmittel empfangen nur ein paar eng um-

Berg- und Buschlandschaft in der Dschurdschura-Kette des Tellatlas, nahe dem Libuberberdorf Tirual

schriebene hohe Gebirgsmassive im Tellatlas Algeriens und im Nordgebirge Tunisiens.

Zwischen 500 und 1000 mm Niederschläge gehen nieder in West- und Nordmarokko und im Norden Algeriens und Tunisiens, alles Landschaften, die vorwiegend ziemlich hoch über und dicht am Meer liegen. Außerdem gehören von Nordafrika hierher nur noch die nordwestliche Gebirgsregion Tripolitaniens, der Norden der Kyrenaika und vielleicht die Gegenden südlich von Tibesti. In Vorderasien kommen dazu die höch-

sten Erhebungen von Jemen, der Westen Mittel- und Nordsyriens, die meernahen Ränder Anatoliens, der äußerste Norden und Nordosten Armeniens, Teile des Armenischen Taurus und nördlichen Zagros, sowie in Persien das Südufer des Kaspischen Meeres.

In den bisher genannten Gegenden hat sich im Wandel der Zeiten ein ganz nahrhafter Humusboden bilden können, auf dem fast stets Wald wächst, so weit er nicht von Menschen ausgerottet ist oder zu Kulturen gebraucht wird. Auf der Erdkrume gedeihen einfachere Ackerfrüchte, wie die Gerste, wohl immer auch ohne künstliche Berieselung, wenngleich man mit gelegentlichen außergewöhnlichen Trockenperioden und also mit Mißernten rechnen muß.

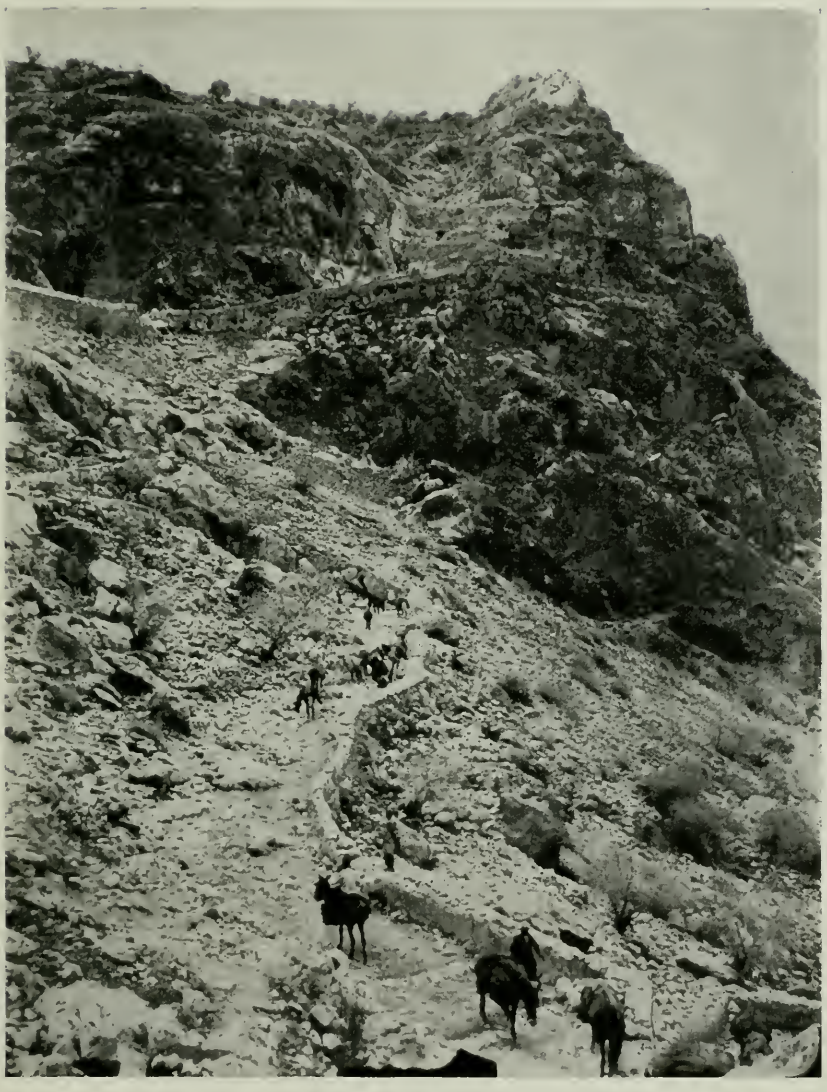
Zwischen 250 und 500 mm Niederschläge erhalten einmal diejenigen Striche, welche an die eben genannten stoßen, also das mittlere Atlasgebiet, der Nordwestsaum Tripolitaniens, der größte Teil Syriens, Inneranatoliens und Jemens, sowie der Norden von Mesopotamien. Ferner reihen sich hier Armenien ein sowie der Westen, Süden und Norden von Iran. In diesen Gegenden kommt wilder Baumwuchs nur noch als Ausnahmeerscheinung vor und zwar meist in vereinzelten Individuen sowie gewöhnlich bloß in Buschform. Die einfachsten Ackerfrüchte gedeihen zwar an besser befeuchteten Plätzen noch von selbst, müssen aber alle ein bis vier Jahre arge Dürre durchmachen und schützen deshalb ihre Besitzer ziemlich selten vor Hungersnot.

Der ganze große Rest des Orients ist regenarmes oder fast regenloses Land, in dem nichts wächst oder nur dürres, ganz dünn verteiltes Kraut gegen Glut und Trockenheit ankämpft.

Das sind die Grundtatsachen des Klimas im Morgenlande. Gewisse Eigenheiten und Züge in den Erscheinungen der Temperatur, der Luftströmungen und der Niederschläge müssen uns noch beschäftigen, soweit sie von Einfluß werden auf die Umgestaltung der Landoberfläche, auf die Bildung der Vegetation und auf die Aufzucht des Menschen. Denn es sei stark unterstrichen, daß das Klima eines Landes von viel größerer Einwirkung auf dessen Lebewelt ist als der Boden; dringt es doch mit mehrfachen Funktionen und beweglichen Fittichen in alle Elemente eines Landes hinein, während jene vom Boden fast unbeeinflußt bleibt.

Wenden wir uns wieder dem Gerüst des Landes zu und verfolgen dessen Umwandlung unter dem Einfluß des soeben geschilderten Klimas zu den heutigen Landformen.

Während in feuchteren Klimaten das Himmelsnaß in Gestalt von



Landschaft im südwestlichen Randgebirge Persiens.
Der Tochter-Paß (Kotal Dochtar) mit höchst schwierigem Anstieg auf dem Karawanenwege Abuschehr—Schirâs, der nur von Maultieren begangen und häufig durch Räuber unsicher gemacht wird

Rinnsalen, Bächen und Flüssen der wichtigste Bearbeiter der Oberfläche ist, muß es in einem Trockenklima naturgemäß etwas in den Hintergrund treten, und die Bewegung der Luft schlechthin, also der Wind, stellt sich daneben, ja verdrängt es in der Wüste gar völlig. Das ist eine sehr bedeutsame Erscheinung, wenn man bedenkt, daß damit wohl drei Vierteile des Orients einen völlig anderen Naturcharakter erhalten als ihn unsere Gegenden aufweisen. Denn hierdurch wird uns die Tatsache schon näher gebracht, daß auch die Menschen des Orients in ihren Lebensgewohnheiten, in ihren Sitten und Gebräuchen sowie in ihren Anschauungen wesentlich von uns abweichen.

Die Landformen des Morgenlandes sind hier unter vier Gesichtspunkten zu betrachten und danach in ebensoviele Arten zu gliedern. Man muß unterscheiden zwischen gefaltetem Gebirgsland und ungefaltetem Schollenland (wozu in der geographischen Wirkung auch die inneren Aufschüttungsebenen in jenem zu rechnen sind) und ferner zwischen feuchtem und trocknem Gebiet.

Das feuchte Faltengebirgsland (Abb. S. 29) umfaßt die nördlichen Teile des Atlas, die meernahen Gebirgsketten Anatoliens und Nordarmeniens, sowie die kaspinahe Abdachung des Alburs. Die Modellierung seiner Formen erfolgt hauptsächlich durch das fließende Wasser. Es erzeugt V-förmige tiefe Täler von meist jüngerem Alter, die deshalb ein unausgeglichenes Gefälle besitzen und vielfach wenig wegsam sind. Die Landschaft unterscheidet sich von der europäischen mehr durch die fremdartige Staffage der Tiere, Menschen und deren Erzeugnisse, als durch die ihrer Profile und Pflanzen. Doch erinnert auch der Charakter ihrer Bewohner durch manche Züge an den unserer Gebirgler. Die Temperaturen entfernen sich nur in den tieferen Talebenen stärker von den unsrigen, sonst aber eignen sich diese, vielfach mineralreichen, Gebirgsstriche zur Besiedlung mit Europäern.

Das trockne Faltengebirgsland (Abb. S. 31) umgreift den südlichen Atlas, das Gebirge von Oman, die inneren Abhänge der Randgebirge Kleinasiens, Nordarmeniens und des Alburs in Iran, sowie alle übrigen Gebirge dieser drei Länder. Am Südrand des Armenischen Taurus und am Westhang des nördlichen Zagros finden sich vielfach schon Übergänge zu dem vorigen Typus. Die Tätigkeit des fließenden Wassers ist hier noch durchaus nicht in den Hintergrund gedrängt. Vielmehr teilt sie sich mit der des Windes in die Herrschaft über die Oberflächengestaltung. Die Regen

fallen nicht häufig, aber dann heftig und mit ausgiebigen Güssen. Hierunter leidet die Bildung einer Humusdecke aus der Verwitterung des Gesteins, da die Krümchen von den Hängen leicht fortgespült werden. Die Seltenheit von Baumwuchs geht daher nicht allein auf Wassermangel zurück. Die Anlage der Täler resultiert in den feuchteren Teilen wohl aus der nagenden und fortschwemmenden Tätigkeit des Wassers, während die Bewegung der Luft und die von ihr mitgeführten Sandkörnchen mehr

Die Hochfläche des Dschebel Ṛariân im Nordwesten Tripolitaniens. Sanfte Hügelwellen, Olivenhaine, römische Ruine (bei Tegrinna)

die kleineren Formen herausmodellieren. In den trockenen Strichen aber, die manchmal schon hart an den Charakter der Wüste streifen, erfolgt die Ausräumung der Täler in erster Linie durch den Wind, wogegen das Wasser nur in größeren Zwischenräumen über die Hänge und Talböden dahinbraust, Geröll und Blöcke fortbewegt und schnell verwehte Kleinformen schafft. Die Lehnen der Taleinschnitte bestehen vielfach aus schräggeböschten Schutthalden, aus deren schützendem Mantel die steilen Mauern des eigentlichen Felsenbettes emporsteigen. In beiden Fällen

herrschen im Landschaftsbild die Gestaltungen und die Farben des Gesteins vor. Grün erfreut das Auge weniger; wo es wächst, ist seine Tönung nicht lebhaft. Oben spannt sich von einer Klippe zur andern ein fast stets klarer, sonnblauer Himmel, dessen eherne Wölbung der steinigen Landschaft etwas Erdrückendes, Unlustiges gibt. So wenig diese dürren Gebirge dem Menschen entgegenkommen, so verschlossen verhalten sich auch ihre Bewohner fremden Eindringlingen gegenüber. Die Libuberber der südlichen Atlasäste, die Kurden, die Afranen usw. sind höchst unliebenswürdige trotzige Kerle. Das Klima ihrer Berge mit seinen enormen Sommer- und hohen Tages-, seinen kalten Winter- und eisigen Nachttemperaturen härtet die Leute ungemein ab. Die wenig reiche Vegetation verhilft einer allgemeinen Armut zur Herrschaft, weist der Viehzucht eine bedeutende Rolle zu und zerstreut die Bevölkerung, so daß sie sich zu Staatenbildungen nicht gut eignet.

Das feuchte Schollenland (Abb. S. 33), der dritte bodenklimatische Typus des Orients, umfaßt das Nordwestgebirge Tripolitaniens, den Norden der Kyrenaika, den mittleren und nördlichen Westen Syriens, vielleicht einige Gebirgsschollen im äußersten Norden Mesopotamiens und die Höhen von Jemen. Im Gegensatz zu den beiden vorigen Typen wird hier dem fließenden Wasser die Erosion nicht durch Faltung und Knickung des Gesteins erleichtert, sondern es muß auf den platten, höchstens hie und da etwas geneigten Flächen der Steinschichten angreifen. Das erfordert lange Zeit, zumal die heftigen Güsse die Neigung haben, schnell zur Tiefe zu fließen, anstatt sich mit Wühlarbeit aufzuhalten. So bedarf es hier bedeutender Zeiträume, bis ein Teil ausgeräumt ist, wobei das Wasser während der umfassenden Trockenperiode vom Winde abgelöst wird. Im allgemeinen herrscht aber in der V-förmigen Talform die Wirkung des Wassers vor. So besteht das Landschaftsbild aus flachen oder gewellten Hochebenen und wird von Tälern durchzogen, welche an steilen Abbruchflächen tiefe Furchen mit symmetrischen Terrassen und oft abenteuerlichen Windungen darstellen. Durch reichlichen oder dünngesäten Pflanzenwuchs in Buschform, hin und wieder auch in Gestalt von Wald, wird die Schroffheit der Talformen wesentlich gemäßigt. Die an sich und in der Nähe gesehen fahlen Farben des Gesteins erhalten durch das Grün der Flora etwas Lebendigeres, verleugnen aber nirgends die Eintönigkeit, die von dem für ungefaltete Gebiete charakteristischen abwechslungslosen Vorherrschen einer einzigen Gesteinsschicht verursacht wird. Dieser Grundzug teilt

sich auch den Bewohnern mit und verleiht ihrem Charakter sowie ihren Schöpfungen leicht etwas Gleichmäßiges, allzu Schematisches.

Das trockne Schollenland (Abb. S. 35) nimmt den weitaus größten Teil des Orients ein, die ganze Sahara (mit Ausnahme des Dschebel Ṛarbi Tripolitaniens und des Dschebel Achdar Barkas), Großarabien (ohne Hochjemen, Gebirgs-Oman, Mitte und Norden Westsyriens). Ferner muß man hierher rechnen die lockeren Aufschüttungsebenen des algerischen Atlas, Kleinasiens und Irans, doch nicht die aus ihnen hervorragenden

Landschaft der Wüstensteppe in Fesân.
Vorn zwei Tuârig mit Rennkamelen

Gebirgsraupen. In diesem Typus sind alle Höhenschichten vertreten, von den Schwemmlandebenen bis zu ragenden Horstgebirgen. Die Erosion des Wassers ist hier auf ganz seltene, dann aber manchmal ungeheuer kräftig wirkende Güsse und Fluten beschränkt. Vielmehr beherrscht der Wind die Umgestaltung der Oberfläche, räumt die vom Wasser angedeuteten Furchen zu ⊔-förmigen Trockentälern aus, fegt die Hänge und Flächen sauber und häuft das Material an gewissen Stellen zu Dünengebieten an. Wegen des fast absoluten Fehlens von Niederschlägen und also auch von fließendem Wasser treten diese Gebiete hydrographisch größtenteils nicht mit dem Meere in Verbindung und besitzen nur in den Steppen

Pflanzenwuchs. Die Landformen bestehen aus Hammaden und Sserîr, d. s. kahle, ziemlich ebene Schichtflächen, von denen jene mit Steinsplittern und =scherben sowie (seltener) mit ein paar ganz zerstreuten Kräutchen bedeckt werden, während die letzteren von runden Geröllen übersät sind. Eine dritte, etwas weniger häufige Erscheinung ist die Dünenregion. In den bergigen Gegenden zerteilt sich die Szenerie in oft stark zerschluchtete und wie wild durcheinander geworfene Bergklötze und Schroffen, deren glatte Wände aus schräggeböschten Schutthalden oder aber völlig unvermittelt und steil aus der Umgebung aufschießen. Es ist also echte Wüste, die uns hier entgegentritt. Auf den Beschauer wirkt sie nur durch den Eindruck ihrer Formen und ihrer Totenstille sowie durch die eigene und Sonnen= farbe ihrer Gesteine. Frisches Grün tritt höchstens in den paar Oasen= kleckschen zutage, während es in den Steppen nach wenigen Lenzwochen einem fahlen Gelb weicht. Bewohner besitzt die Wüste nicht, denn die Bauern der Oasen kann man nicht dahin rechnen und die Beduinen leben in der Steppe. Am ehesten wirkt die Wüste noch auf die Karawanen= leute ein, welche sich aus Städtern, Bauern und Nomaden ergänzen. Doch glaube ich nicht, daß dieser Einfluß sehr tief geht und den des eigentlichen Wohngebiets übertrifft. Die vorwiegend flachen oder ge= wellten Steppen mit ihren weit verstreuten Wasserlöchern und bald kahlgefressenen Weiden zwingen ihre Bewohner zu einer starken Frei= zügigkeit und Leichtbeweglichkeit. Beide sind aber nicht zu verwechseln mit Heimatlosigkeit. Dieses Gefühl ist dem Nomaden, solange er im Rah= men der Steppe bleibt, völlig fremd. Denn die Steppe ist sich überall ziemlich gleich, so daß eine Wanderung von Ostarabien nach Mauretanien dem Beduinen im wesentlichen immer ein und dasselbe Landschaftsbild vor Augen führt. Man kommt somit naturgedrungen zu dem Paradoxon, daß der Nomade im Grunde doch seßhaft ist, da er sein Wohnmilieu trotz Verlegung des Zeltes stets beibehält. Der Umstand ist, wie mir scheint, noch niemals berücksichtigt worden, er dient aber in hohem Maße dazu, den Charakter der orientalischen Nomaden in ein schärferes Licht zu rücken. Der Beduine wurzelt durchaus in seiner Steppennatur und man darf nicht denken, daß er sich bei einer Verpflanzung in anders= artige Landschaftstypen in diesen heimisch fühlen und leicht Wurzeln fassen würde. Außer den genannten Eigenschaften weckt die Steppe mit ihren weiten Entfernungen in ihren leichtbeweglichen Herren ein Gefühl der Sicherheit und des Lebensmutes, das nur der Gelegenheit bedarf,

Dünen in der Sahara.

um als Raubsucht auszubrechen. Dem Verkehr seiner Randländer untereinander ist das trockene Schollenland nicht günstig. Es eignet sich wegen seiner Armut und Sommerhitze auch nicht zur Massenbesiedlung durch Europäer.

Das Pflanzenleben des Morgenlandes wurde mehr als durch die Verschiedenheiten der Landformen durch die Eigenschaften des Klimas, namentlich durch dessen Trockenheit, in seinen Erscheinungen geweckt.

Humus bildet sich nur in den Gebirgsstrichen des Nordens und in denen Jemens. Denn bloß hier ist die Feuchtigkeit reichlich genug, um die Verwitterungskrume des Gesteins festzuhalten und die ihr beigemengten Pflanzen- und Tierreste zu dem Zerfall zu bringen, welcher der Krume erst den zeugungsfreudigen Charakter von Humus verleiht. Einzig im Bereich der Winter- und der Sommerregen, sowie im immerfeuchten Lasistan kann es zur freien Bildung von Humus kommen, doch geschieht es auch hier nicht überall. Deshalb veranschlage ich den Flächeninhalt des Humusbodens im Orient auf nur etwa 10 Proz. des ganzen Orientareals.

Da natürlicher Humus in menschenleerem Lande den besten Nährboden für das kräftigste Wuchern der Pflanzen abgibt, so wird man annehmen dürfen, daß der humöse Flächenraum von 10 Proz. das Bereich der ehemaligen Waldbedeckung des Morgenlandes darstellt. Saftiggrüner Wald kann diesen Umfang niemals überschritten haben, da das Klima der geologischen Gegenwart nicht genug Niederschläge besitzt, als daß sich mehr Humus hätte zu bilden vermögen. Heutzutage ist natürlich der orientalische Wald wesentlich kleiner, da ja der Mensch einen beträchtlichen Teil des Humuslandes für seine Kulturen in Besitz nahm. Deshalb mag der tatsächliche Umfang des Waldlandes nur 3—4 Proz. des ganzen Orients betragen. Man sieht aus der obigen, höchstens dreimal so hohen Ziffer, daß die Verbreitung der Wälder vor einigen Tausend Jahren nicht wesentlich größer gewesen sein kann als heutzutage.

Wegen der hohen Durchschnittstemperatur des Orients ähneln seine Wälder den unsrigen nur in oberen Gebirgslagen. So kennen wir sommergrüne Wälder in reinen Beständen und in größerer Ausdehnung bloß aus dem Norden Kleinasiens und Armeniens sowie aus dem des

Alburs. Hingegen treten immergrüne Bestände viel mehr hervor. Allerdings fallen sie aus dem Rahmen des Humusbereichs stark heraus und erscheinen auch in weniger feuchten Gegenden. Sie überwiegen im Atlas, herrschen in den benetzten Gebirgsdistrikten der Sahara ebenso wie in denen Großarabiens, nur daß sie hier in Jemen einen tropischen Akzent annehmen. Im Arierorient erblickt man sie namentlich in den tieferen und in den hohen Lagen. Mischwald von Sommer- und Immergrün begegnet öfter als reiner Laubwald, geht aber über dessen Bereich auch nicht weit hinaus.

Häufiger als der eigentliche hochstämmige Wald ist im Morgenlande der Busch (ital. Macchia, Fleck). Würde man Wald und Busch als Wald schlechthin zusammenfassen, so möchten davon auf den Busch selber etwa drei Viertel entfallen. Er besteht aus Holzgewächsen, die im Durchschnitt einige Meter (kaum über 5 m) hoch sind und aus mehreren einer einzigen Wurzel entspringenden Stämmchen gebildet werden. Ragen aus dem Busch vereinzelte Baumkronen wie schaukelnde Schiffe heraus, so kann man von Buschwald sprechen. Am häufigsten ist aber der immergrüne Busch, die Macchia im engern Sinne, während der sommergrüne seltener vorkommt. In dürren humuslosen Gegenden findet sich auch manchmal eine Buschart, das Dorngestrüpp, das am häufigsten im Innern Irans begegnet und vielfach aus gummiliefernden Akazien zusammengesetzt ist. —

Aus den wasserlosen und deshalb pflanzenleeren Wüsten treibt der Wind die abgelösten Gesteinsteilchen in die Randländer, wo sie sich in Gestalt feiner Staube niedertun. Um sie zu Humus umzubilden, fehlt es nur an genügend Feuchtigkeit. So entsteht das Erdreich der Steppe, deren Voraussetzung eine so lange Trockenzeit ist, daß auch die genügsamsten Bäume sie nicht überstehen können. Die Regenperiode hingegen braucht nicht länger zu dauern, als bis die langen Wurzeln dürftiger Kräuter genügend Wassertröpflein eingesaugt haben, um die Bedingungen der Fortpflanzung zu erfüllen, wozu wenige Wochen genügen. Die Steppenflora zeichnet sich also aus durch die Kürze der Vegetationsperiode und die Fähigkeit langen Dürstens. Außerdem muß sie etwas Salzgehalt vertragen können, welcher sich bei der Verdunstung der Niederschläge in dem von Bächen nur höchst ungenügend entwässerten Boden anreichert.

Die Flora der Steppen besteht aus Kräutern und Gräsern, deren Vertreter von holzigem bis zu grünem, von saftigem bis zu starrem Charakter

wechseln. Ihre Höhe ist überall so niedrig, daß Reiter über sie fortsprengen können. Die Decke überzieht den Boden nicht als einheitlicher, eng geknüpfter Teppich, sondern zerteilt sich in unzählige einzelne Höfe, da die Regenarmut Sparsamkeit, Haushalten und also Konzentration der Lebensfunktionen verlangt.

Setzt sich die Steppe aus grünen Kräutern, namentlich aus Zwiebel- und Knollengewächsen zusammen, die hin und wieder auch Gräser auf-

Buschformation in den Gebirgen nördlich des oberen Halys, Nordost-Kleinasien (Kisil jochúsch dar; 1907)

nehmen, so spricht man von Krautsteppe. Ihre Pflanzen schmücken sich in der Regenzeit mit einer farbenfrohen Stickerei bunter, duftender Blüten, erreichen manchmal Mannshöhe, sinken aber beim Einsetzen der Trockenperiode zusammen und decken dann den Boden mit falbbraunem, sonnverbranntem Mantel zu. Um ein geringes trockner ist die Strauchsteppe, in der holzige, hin und wieder auch dornige Sträucher von kaum Fußhöhe überwiegen. Ihre Färbung ist ziemlich eintönig grau mit blassem Grün. In beiden Arten, in der Kraut- sowohl wie in der Strauchsteppe,

finden Viehherden ausreichende Nahrung. Deshalb sind sie auch die wichtigsten Schauplätze, die Heimstätten des Nomadentums. Wenn in ihnen der kahle Steinboden oder Steinstücke derart in Erscheinung treten, daß sie den Anblick der Kräuter oder Sträucher merklich zurückdrängen, so redet man von Steinsteppe. In ihren günstigeren Arten kann sie noch Herden ernähren.

Die Formen der Salzsteppe, der Wüstensteppe und der Steppenwüste sind schon so pflanzenarm, daß sie für einen Aufenthalt von Vieh nicht mehr in Betracht kommen und in ihren besseren Gestaltungen höchstens noch dem Nahrungsbedürfnis von Durchzüglern leidlich genügen. —

Die Kulturpflanzen des Morgenlandes leben infolge der künstlichen Bewässerung, welche die meisten erheischen, in einer gewissen Unabhängigkeit vom Klima: wenn auch nicht von der Temperatur, so doch von den Niederschlägen. Sie unterstehen deshalb weit mehr dem Willen des Menschen als diejenigen unserer Breiten. Somit kann man sie weniger den natürlichen Bedingungen des menschlichen Lebens zuzählen und sie sollen erst in einem späteren Abschnitt unter den wirtschaftlichen Eigenschaften des Orients behandelt werden.

Aus allen bisherigen Ausführungen über den Umfang, die Landformen, das Klima und die Flora geht hervor, daß der Orient in unserer Umrahmung ein Ganzes, einen besonderen Erdteil darstellt. Er tritt den anderen Erdteilen als geschlossene Einheit gegenüber, doch scheiden sich innerhalb seines Rahmens durch Ursachen der Bodennatur und des Klimas mancherlei Sonderbildungen aus. Sie sind aber nicht so stark, als daß sie bemerkenswertere Reibungen im orientalischen Raum verursachten, was zwar von Vorteil ist für die Einheit des Morgenlandes gegen außen, hingegen von Nachteil für den Austausch der einzelnen Teile untereinander, für die Entwicklung, für den Fortschritt. Hier liegen mithin die Wurzeln auch des kulturellen Stillstandes in unseren Tagen.

Fragen wir uns nun noch, wie tritt dem Betrachter, dem Reisenden, dem Fremden die Vereinigung der Naturelemente entgegen, mit einem Wort, welches ist die charakteristische orientalische Landschaft?

Kann man überhaupt von „der" orientalischen Landschaft schlechthin sprechen? Der Laie, der Tourist ist gern geneigt, sich unter „der" orientalischen Landschaft ein paar gelbglänzende Dünen vorzustellen, zwischen denen einige Palmwedel nicken, während über ihre bogigen Kämme die

Kuppeln und Minâre einer weißen Stadt blinken. Irgendwo schreiten Kamele im Gänsemarsch dahin und vorn kauert mit „unterschlagenen" Pumphosen ein bärtiger, tschibukschmauchender Türke. Ich selber kam 1906 mit solchen Ideen nach Nordafrika, wo man damals in Tripolis nicht unähnliche Bildchen auch verwirklicht fand. Als aber in den folgenden Jahren mein Maultier unter den Schneesägen der kurdischen

Steppe im östlichen Syrien auf Kalksteinboden.
Schafherde an einer Wasserstelle. Der Reiter hat den Lederbehälter des Brunnens an einem Seile in die Höhe gezogen, so daß der gebückt dastehende Beduine ihn emporheben kann (1908)

Alpenberge seinen Pfad suchte, als ich im dichten Rhododendrongebüsch des pontischen Waldlandes streifte und die Zedernhaine des Taurus durchwanderte, da mußten sich mir andere Pinsel, Farben und Werte aufdrängen. Ich lernte um.

Es ist selbstverständlich, daß, wie die Natur des Orients im ganzen eine gewisse Einheitlichkeit besitzt, auch ihre greifbare Verkörperung, die Landschaft, überall gewisse gemeinsame Züge aufweisen muß. Solche werden vorwiegend aus Eigenarten des Klimas und der Vegetation abzuleiten sein.

Die herrschende, nur in einer kurzen Jahreszeit und immer nur auf Stunden unterbrochene Trockenheit bedingt die glänzende Klarheit und Sichtigkeit der Luft, deren Bläue von den Sonnenstrahlen mit einem schimmernden Netz von Gold durchwoben scheint. Da es bei uns eine solche Luft nicht gibt, so fehlt es unserer Sprache tatsächlich an Worten, um dieses unendlich zarte Gespinst von blauer Ferne, ahnungsreichem Sonnengold, brüstigem Ozon und flimmernden Hitzwellen auszudrücken. Im Tropenklima Negerafrikas, im Monsunwechsel Indiens, im Extremklima Nord- und Westasiens und im klimatischen Mäßigkeitsverein Europa wird man dieses Luftbild in einer so selten unterbrochenen Dauer kaum antreffen.

Die Landformen neigen zu wagerechten Profillinien, was eine Folge der weiten Verbreitung söhlig gelagerter Gesteinsschollen und der vorwiegend trocknen Verwitterung ist. Fast immer überzieht sie, sobald sie nicht völlig kahl sind, ein ebenfalls vorwiegend niedriger Teppich von Pflanzen, und es ist ihrer Flora ein Moment des Lockeren, des Undichten eigen, meist selbst dort, wo es sich um Wald und Busch handelt. In die unzähligen Lücken der orientalischen Pflanzenformationen bettet sich der orientalische Himmel hinein und sendet in das Grün seine jauchzenden hellen Garben, so daß es wie durchleuchtet erscheint. Die hierdurch entstehende Helligkeit ist eine auffallende Eigenheit der orientalischen Landschaft. Sie bringt die Färbung der Gegenstände in der Natur in ausgiebigster Weise zur Geltung. Allerdings erzeugt die starke Eigenfarbe der durchleuchteten Luft eine fast immer falsche Kolorierung der landschaftlichen Teile, deren Urtöne mit dem Goldblau der Atmosphäre sich zu den prachtvollsten, zu unerhörten Buntwirkungen mischen[1]). Die geringe Färbungskraft der Luft in unseren Breiten stellt die entfernteren Berge, Wälder, Siedlungen usw. viel öfter in ihren ursprünglichen Farben dar, als die orientalische Luft das tut.

So z. B. erscheinen kahle Gebirgsrücken, die sich aus weißgrauen Sandsteinen aufbauen, schon in geringer Entfernung rosig, was jeder Tourist im Niltal beobachten kann und was mir 1908 besonders am Hamrîn in Ostmesopotamien auffiel. Überhaupt muß offenbar in der Luft des Orients ein ziemlich allgemeines Bestreben der Umfärbung in die verschiedenen Abstufungen des Rot herrschen. Vermutlich bewirken die von

[1]) Ich spreche natürlich nicht von Dämmerungserscheinungen, die in allen Zonen wundervolle Falschfärbungen hervorrufen.

der Sonne sehr energisch bestrahlten und deshalb stark leuchtenden Hintergründe der zwischen diesen und dem Beschauer liegenden Luftmasse, daß die letztere wie eine rotgelbe Glasscheibe wirkt. Die Färbung der Gegenstände ergeht sich schließlich nur in Variationen des Rotgelb, und zwar um so stärker, je entfernter jene liegen, da hierdurch die Dicke der Luftglasscheibe und damit ihre Rotgelb-Intensität wächst.

Kurz zusammengefaßt sind die Klarheit und Helligkeit der Luft, die Tendenz der Landformen zur wagrechten Linie, die

Landschaft im mittleren Armenischen Taurus.
Paßhöhe der Südkette oberhalb Argni, Blick gen Süd (1907)

lockere Verteilung und Niedrigkeit der Vegetation, die Rotgelbneigung der ganzen Färbung und hochgradige Schattenarmut die wesentlichsten Eigenheiten der orientalischen Landschaft.

Abgesehen von solchen allgemeinen Merkmalen aber muß man im Orient zweimal drei landschaftliche Haupttypen unterscheiden, was nach den vorangegangenen Erörterungen keiner näheren Erklärungen bedarf. Sie sind natürlich bedingt von den Landformen und den Pflanzenvereinen. Jene rufen die Unterschiede der Gebirgigkeit und der Flachheit hervor, die letzteren reiche Flora, arme Flora und das Fehlen von

Pflanzen. Wir kommen somit zur Ausscheidung folgender orientalischen Landschaften.

Gebirge mit Wald oder Busch in ursprünglichem, mit Baumgärten in kultiviertem Zustand.

Gebirge mit Steppenwuchs.

Gebirgswüste.

Ebene und Hügelland mit Busch unter wilden, mit Baumgärten (Oasen) unter bewohnten Bedingungen.

Ebene und Hügelland mit Steppenwuchs.

Ebene und zerschnittene Wüste.

In diese Abteilungen lassen sich sämtliche Landschaften des Morgenlandes einreihen.

Das orientalische Klima ist gegensätzlich, gegensätzlich in seinen kleinsten Äußerungen und gegensätzlich in seinen gewaltigsten Geschehnissen. Sie alle prägen sich klar und unverwischt aus durch Gegenströmungen, reifen zur höchsten Vollendung, kennen keine Kompromisse. Dementsprechend treten auch in der orientalischen Landschaft stets einige wenige charakteristische Eigenheiten so auffällig hervor, daß sie das Feld beherrschen. Die goldigklare Sonnenbläue der Luft, die Lückenhaftigkeit und Niedrigkeit der Pflanzenverbände, die Rotgelbvorliebe aller Farben, die Neigung der Landformen zu wagerechten Linien, sie sämtlich fehlen selten in einem Bilde des Orients. Somit bilden sie eine vielfache Wiederholung ein und desselben Vorwurfs, also ein Ornament. Es wirkt also die orientalische Landschaft ornamental. Einheit in der Vielheit ist aber der oberste Ausdruck landschaftlicher Schönheit, sie schafft den charaktervollen Stil. Die orientalische Landschaft ist also stilvoll. Auf dem Ornament und dem eignen Stil beruht die Großartigkeit, das Packende der Orientbilder.

Die Schönheit der orientalischen Landschaft ist das Erzeugnis der reinen Naturnotwendigkeit, sie ist das Ergebnis des Ineinandergreifens der Landformen und des Klimas sowie der daraus entstehenden Vorgänge im Pflanzenleben. Sie ist also durchaus geographisch bedingt und nur durch die Lektüre der voraufgegangenen Untersuchungen zu verstehen.

Literatur. Die erste zusammenfassende länderkundliche Schilderung des Orients habe ich selber versucht in meinen drei Bändchen: „Die Atlasländer (Orient I)", „Der arabische Orient (Orient II)", „Der arische Orient (Orient III)"

in der Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt (Nr. 277—279), Leipzig 1910, B. G. Teubner. Ihr Inhalt ist für meine Pläne ein übersichtliches Programm, ihre Abfassung gab mir Klarheit über die vielen Probleme, die im Morgenlande des Bearbeiters harren. Es haftet den Bändchen manches Unfertige an, auch birgt der Stil manchmal (gewollt) ungewöhnliche, jetzt von mir selber als hart empfundene Untiefen. Aber sie überblicken doch einen in seiner Einheit geradezu erst entdeckten Erdteil zum erstenmal unter einheitlichem Gesichtswinkel.

Alle anderen Länderkunden kennen den Orient als solchen nicht, sondern behandeln seine Gebiete als Teile Asiens und Afrikas, wodurch der Darstellung viele wertvolle und überraschende Gedanken und Eigenheiten verloren gehen. Ich nenne von ihnen:

Ritter, Carl: Die Erdkunde usw. Bd. 1: Afrika (Berlin 1822, G. Reimer); Bd. 8 u. 9: Iranische Welt (ebd. 1838 u. 1840); Bd. 10 u. 11: Das Stufenland des Euphrat- und Tigrissystems (1843 u. 1844); Bd. 12 u. 13: Die Halbinsel Arabien (1846 u. 47); Bd. 14: Die Sinaihalbinsel (1848); Bd. 15 bis 17: Palästina und Syrien (1850—1855); Bd. 18 u. 19: Kleinasien (1858 u. 1859).

Immer noch das einzige erschöpfende Werk mit fast völliger Verarbeitung der früheren Literatur. Da der Autor den Orient nicht aus eigner Anschauung kannte, so entbehrt die Darstellung der Lebhaftigkeit. Entsprechend dem damaligen unvollkommenen Stand der Geographie ist viel historischer und archäologischer Ballast aufgenommen. Für eingehende Beschäftigung mit dem Morgenlande bleibt das Werk völlig unentbehrlich. Leider starb Ritter bei Ausarbeitung des 20. Bandes, der den Westen Kleinasiens behandeln sollte und nun fehlt.

Reclus, Elisée: Nouvelle Géographie Universelle. La terre et les hommes. (Paris, Hachette et Cie). T. IX, L'Asie antérieure (1884); T. X u. XI: L'Afrique septentrionale (1885 u. 1886).

Nicht so ausführlich wie Ritter, häufig nicht zuverlässig, oft mehr Worte als Inhalt. Die Quellen wurden von Reclus nicht planmäßig ausgebeutet. Die Lektüre und namentlich gelegentliches Nachschlagen ist aber doch zu empfehlen, da man im ganzen einen guten Eindruck und Überblick von dem Gegenstand erhält.

Hahn, Friedrich: Afrika. 2. Aufl. (Allgemeine Länderkunde. Leipzig 1901. Bibl. Inst.).

Sievers, Wilhelm: Asien. 2. Aufl. (Ebd. 1904.)

Hann, Julius, Handbuch der Klimatologie. 3. Aufl. 3. Bd.: Die außertropischen Klimate. Bibliothek geographischer Handbücher. (Stuttgart 1911, J. Engelhorn.)

Außer diesen zusammenfassenden Handbüchern stelle ich eine Anzahl von Landeskunden und Reisewerken zusammen, die besonders geeignet scheinen, Teile des Orients und deren Landformen dem Wißbegierigen näher zu bringen.

Boissier: Flora orientalis, sive enumeratio plantarum in Oriente a Graecia et Aegypto ad Indiae fines obs. (1867—84.)

Brunhes, Jean: Étude de Géographie Humaine. L'Irrigation, ses conditions géographiques, ses modes, et son organisation dans la Péninsule Ibérique et dans l'Afrique du Nord. (Paris 1902.)

Fischer, Theobald: Studien über das Klima der Mittelmeerländer (Peterm. Mitt. Ergh. 58. Gotha 1879.)

— Die Dattelpalme, ihre geographische Verbreitung und kulturhistorische Bedeutung (P. M. E. 64. Gotha 1881).

Krugler, H.: Die Windverhältnisse im östlichen Mittelmeer und seinen Randgebieten (Berlin 1912.)

Leiter, Hermann: Die Frage nach der Klimaänderung während geschichtlicher Zeit in Nordafrika. (Wien 1909.)

Lorin, Henri: L'Afrique du Nord: Tunisie, Algérie, Maroc. (Paris 1908.)

Philippson, Alfred: Das Mittelmeergebiet. 2. Aufl. (Leipzig 1907.)

Walther, Johannes: Das Gesetz der Wüstenbildung in Gegenwart und Vorzeit. 2. Aufl. (Leipzig 1912.)

Aubin, Eugène: Das heutige Marokko. (Aus dem Französ. Berlin 1905.)

Banse, Ewald: Ägypten. (Angew. Geogr. Bd. III, 7. Halle 1909.)

— Tripolis. (Abenteuer u. Forschgn. im Orient, Bd. I. Weimar 1912.)

Barth, Hermann: Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika. 5 Bde. (Gotha 1857—58.)

Bernard, Augustin: Le Maroc. (Paris 1913.)

Blanckenhorn, Max: Der Atlas, das nordafrikanische Faltengebirge. (I. Teil von Die geognost. Verhältnisse von Afrika. Peterm. Mitt. Ergh. Gotha 1888.)

Duveyrier, Henri: Les Touareg du Nord. (Exploration du Sahara. Paris 1864.)

Fischer, Theobald: Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise im Atlasvorlande von Marokko. (Peterm. Mitt. Ergh. 133. Gotha 1900.)

Gentil, Louis: Le Maroc physique. (Paris 1912.)

Hildebrand, Gotthold: Cyrenaika als Gebiet künftiger Besiedelung. (Bonn 1904.)

Lenz, Oskar: Timbuktu. Reise durch Marokko, die Sahara usw. 2 Bde. (Leipzig 1884.)

Nachtigal, Gustav: Sahărâ und Sûdân. 2 Bde. (Berlin 1879 u. 1881.)
Rohlfs, Gerhard: Quer durch Afrika. 2 Bde. (Leipzig 1874 u. 1875.)
— Drei Monate in der Libyschen Wüste. (Kassel 1875.)
— Kufra. Reise von Tripolis nach der Oase Kufra. (Leipzig 1881.)
Schirmer, Henri: Le Sahara. (Paris 1893.)
Vinassa de Regny, P.: Libya Italica. (Mailand 1913.)
Wahl, M., et Bernard, A.: L'Algérie. (Paris 1908.)

Abich, H.: Geologie des armenischen Hochlandes. 2 Tle. u. 2 Atl. (Wien 1882—87.)
Aubin, Eugène: La Perse d'aujourd'hui: Iran, Mésopotamie. (Paris 1908.)
Banse, Ewald, Auf den Spuren der Bagdadbahn. (Abenteuer u. Forschgn. im Orient IV. Weimar 1913.)
Blanckenhorn, Max: Naturwissenschaftliche Studien am Toten Meer und im Jordantal. (Berlin 1912.)
Bode, C. A. de: Travels in Luristan and Arabistan. 2 Bde. (London 1845.)
Brugsch, Heinrich: Reise der Kgl. Preuß. Gesandtschaft nach Persien. 2 Bde. (Leipzig 1862 u. 63.)
Curzon: Persia and the Persian question. 2 Bde. (London 1892.)
Diener, Carl: Libanon. Grundlinien der Physischen Geographie und Geologie von Mittelsyrien. (Wien 1886.)
Eastern Persia: An account of the journeys of the Persian Boundary Commission. 2 Bde. (London 1872.)
Fitzner, Rudolf: Niederschlag und Bewölkung in Kleinasien. (Peterm. Mitt. Ergh. 140. Gotha 1902.)
Grothe, Hugo: Meine Vorderasienexpedition 1906 und 1907. Bd. II. (Leipzig 1912.)
Hedin, Sven: Zu Land nach Indien durch Persien, Seïstan, Belutschistan. 2 Bde. (Leipzig 1910.)
Huntington, Elseworth: Palestine and its transformation. (London 1911.)
Jaworskij, J.: Reise der Russischen Gesandtschaft in Afghanistan. (Aus d. Russ.) 2 Bde. (Jena 1885.)
Lynch: Armenia. 2 Bde. (London 1900 u. 01.)
de Morgan: Mission scientifique en Perse. 4 Bde. (Paris 1894—97.)
Naumann, Edmund: Vom Goldnen Horn zu den Quellen des Euphrat. (München 1893.)
Oppenheim, Max v.: Vom Mittelmeer zum Persischen Golf durch den Haurân, die Syrische Wüste und Mesopotamien. 2 Bde. (Berlin 1899 u. 1900.)
Oswald, Felix: Armenien. (Handbuch der regionalen Geologie, Heft V, 3. Heidelberg 1912.)

Palgrave, William: Reise in Arabien. (Aus d. Engl.) 2 Bde. (Leipzig 1867 u. 68.)
Philippson, Alfred: Reisen und Forschungen im westlichen Kleinasien. 3 Hefte. (Peterm. Mitt. Ergh. 167, 172 u. 177. Gotha 1910, 11 u. 13.)
Radde, Gustav: Reisen an der persisch=russischen Grenze. Talysch und seine Bewohner. (Leipzig 1886.)
Robinson: Physische Beschreibung des Heiligen Landes. (Leipzig 1865.)
Sachau, Eduard: Reise in Syrien und Mesopotamien. (Leipzig 1883.)
Schaffer, Franz: Cilicia. (Peterm. Mitt. Ergh. 141. Gotha 1903.)
Schweiger=Lerchenfeld, A. v.: Ingenieur Josef Černik's technische Studien=Expedition durch die Gebiete des Euphrat und Tigris. 2 Bde. (Peterm. Mitt. Ergh. 44 u. 45. Gotha 1875 u. 76.)
Stahl, Adolf: Persien. (Handbuch d. regional. Geol. V, 6. Heidelberg 1911.)
Tchihatchef, Peter v.: Asie Mineure. 8 Bde. u. 3 Atl. (Paris 1866—69.)
Vannutelli, Lamberto: Anatolia meridionale e Mesopotamia. (Rom 1911.)
Wagner, Moritz: Reise nach Persien und dem Lande der Kurden. 2 Bde. (Leipzig 1852.)
Yate, C.: Northern Afghanistan. (Edinburgh 1888.)

Typische Wüstenlandschaft nach einer 1906 in Tripolitanien zwischen Ṛarîân und Misda aufgenommenen Photographie

Der Vororient

Durch den Familienverband aller Erscheinungen der Erdhülle ist es verursacht, daß die Formen der Tiere und damit auch des Menschen von der klimatischen und floristischen Eigenart des Orients bestimmt werden und unter ihrer Obhut gezüchtet wurden. Alle hervorragenden Charaktermerkmale des Morgenlandes, die Trockenheit seines Sonnenklimas, die vorwaltende Dürre und Beschränkung der Pflanzen, die gewöhnliche Raumniedrigkeit finden in den beweglichen Bewohnern ihren physiologischen Ausdruck, werden uns durch diesen lebendigen Ausfluß erst menschlich nahe gebracht.

Es würde geringe Vertrautheit mit dem Orient an sich und mit der geographischen Erkenntnis im allgemeinen verraten, wollte ich auf jenen Satz hin alles über einen Leisten schlagen. Vielmehr machen sich auch hier die im vorigen Abschnitt ausgesonderten natürlichen Landschaften durch eine Auslese geltend. Die Tiere des Waldlandes unterscheiden sich in ihrem Aussehen und Gebaren kaum von den uns bekannten Mitteleuropas und ergehen sich höchstens in äußerlichen Abänderungen der Farbe, Größe usw. Die Tierwelt der Steppe hingegen unterliegt wesentlich anderen Lebensbedingungen. Hier heißt es in erster Linie, sich abzuhärten gegen Durst und Temperaturwechsel. Da gibt es Tiere, die mit

Hilfe langer Gliedmaßen in kurzer Zeit weite Strecken durcheilen können, um die spärlichen Wasserstellen aufzusuchen; Löwe, Jagdleopard (Iran), Serval (Nordafrika), gestreifte Hyäne, Schakal, Steppenluchs (fälschlich Wüstenluchs genannt), Kamel, Strauß und Trappe gehören hierher. Andere sind nicht für Schnell- und Dauerläufe eingerichtet, verstehen es aber, sich durch Eingraben zu schützen, in der Tiefe Wasser zu finden oder gar monatelang Flüssigkeit zu entbehren; Steppenratte, Steppenmaus, Murmeltier, Klippschliefer, die vielen Schlangen- und Eidechsenarten, den bissigen Waran (Herodots „Landkrokodil") und den Skorpion nenne ich in dem Zusammenhang. Eine Verbindung beider Lebenstypen stellen der Steppenfuchs und die Springmaus dar, welche beide lang- und schnellfüßig sowie gleichzeitig geschickte Gräber sind.

Man sollte erwarten, daß der Mensch des Orients die Stilisierung aller orientalischen Lebenseigenschaften darstellt. Das ist im großen ganzen wohl auch andem. Doch erleidet diese folgerechte Ausbildung eine nicht unbeträchtliche Abänderung. Denn es fragt sich, ob die meisten der heutigen Bewohner schon hinreichend lange im Morgenlande hausen, daß das Klima ihnen seinen Stempel stark genug aufprägen konnte. Umgekehrt herrscht das gegenwärtige Klima sicherlich lange genug, was unwiderleglich daraus hervorgeht, daß ja die Tierwelt sein Gepräge trägt; das ist eine Erwägung, die m. W. bisher noch nicht gegen eine Klimaänderung in geologisch jüngerer Zeit ins Feld geführt ward.

Den echten orientalischen Menschentypus muß man dort aufsuchen, wo Klima und Flora des Morgenlandes am reinsten vertreten sind, also in der Steppe bei den Nomaden. Und es ist zweifellos nicht zu verkennen, daß bei allen Wandervölkern, mit gewissen Variationen, ein und derselbe Körper- und Geistesbau wiederkehrt und geradezu zum menschlichen Ornament wird. Die Leute sind schlank gebaut, hager gewachsen, mehr sehnig als muskulös. Ihre Haut ward von Sonne und Luft gedunkelt, ihr Gesicht grimassenartig mit Falten und Fältchen durchsprengt, die Lungen sind vorzüglich ausgebildet, von den Sinnen hat die Weite des Horizonts namentlich die Augen wunderbar geschärft, auch das Talent zum Spüren und Kombinieren ist vielfach gut entwickelt. Im Ertragen von Strapazen sucht der orientalische Nomade seinesgleichen, besonders im Durcheilen riesiger Strecken auf Raubzügen, im Aushalten von Hunger und Durst. Wie die Kärglichkeit der festen und flüssigen Lebensmittel

und die bittere Notwendigkeit, sie bei jeder günstigen Gelegenheit zu erstreben, den Tieren des Morgenlandes eine sehr scharf prononzierte Neigung anerzogen hat, gegen Schwächere mit rücksichtsloser Kraft, ja Grausamkeit vorzugehen, vor Stärkeren aber sich ungescheut zu fürchten: so vereinigen sich auch im Nomaden gewöhnlich ungeschminkter Mut und Feigheit, deren Erscheinen ganz von der Gunst oder Ungunst des Augenblicks abhängen.

Arabischer Beduine aus Ägypten

Etwas abgeschwächt findet sich der männliche Nomadentypus bei vielen Frauen und bei älteren Leuten, die übrigens hin und wieder zu Fettleibigkeit neigen, sobald ihnen ihr Vermögen die Bequemlichkeit dazu erlaubt. Die Bauern schlecht ausgestatteter Gegenden und die Halbnomaden gehören ebenfalls hierher.

Bedeutende Veränderungen aber erleidet der Nomadentyp unter den Bauern der sehr fruchtbaren Ackerbaugebiete und unter den Städtern. Die Gebundenheit an ein und denselben Fleck Erde oder an die gleiche Gasse, die größere Leichtigkeit des Nahrungserwerbs, die Einwirkung abgeschlossener Zimmerluft während eines beträchtlichen Teiles des Lebens, die Verkürzung des körperlichen Gesichtskreises, haben einen andern Schlag geschaffen. Dicker entwickeltes Fleischpolster, größere Gedrungenheit der Statur, welcher das windhundartige des Beduinen abgeht, prallere Gesichtshaut, eine nicht geringe Scheu vor weiter und einsamer Natur (die besonders den Städter kennzeichnet) sowie vor Strapazen sind der Mehrzahl der seßhaften Orientalen eigen. Doch finden sich auch unter ihnen ziemlich viele Personen,

die durch Abstammung, Beruf oder vielfache Berührung mit den Beduinen einen oder mehrere nomadenhafte Züge im Aussehen oder Gebaren erworben haben.

Diese Grunderscheinungen lassen sich durch alle Bewohner des Orients verfolgen. Man könnte die Zahl unschwer vervollständigen, doch würde damit der Faden der Erzählung wohl etwas zu lang ausgesponnen werden. Immerhin müssen einige besonders auffällige und folgenreiche Seiten der orientalischen Psyche ein wenig herausgestrichen und geographisch begründet werden.

Dahin gehört besonders der fatalistische Zug im Morgenländer, der anscheinend ihnen allen ohne Unterschied der Religion gemeinsam ist. Wenngleich er vom Islam energisch gepredigt wird, so kann es doch für den Geopsychologen keinem Zweifel unterliegen, daß er weit älter ist als der Koran, und daß seine Wurzel in den Falten der Natur verborgen liegt. Eine so willenlose Ergebung in den Strudel des Lebens, die jedwede Tätigkeit mit dem schwächlichen Vorbehalt des Inschalla (so Gott will) beginnt, muß aus Schicksalsschlägen geboren worden sein, die durch Jahrtausende und in fast unvermeidbarer Aufeinanderfolge die Menschen betroffen haben. Schicksalsschläge, welche die Geschlechter am empfindlichsten Punkte verwundeten, an der Eß- und Magenfrage, und ihnen immer und immer wieder die Nutzlosigkeit geleisteter schwerer Arbeit vor Augen führten. Mit einem Wort, der Fatalismus ist klimatisch bedingt.

Im größten Teil des Orients sind Mißernten eigentlich an der Tagesordnung. Die Niederschläge brauchen nur einige Wochen zu früh zu fallen und gegen den Frühling hin auszubleiben, so verdorrt die Ernte, auch wenn künstlich bewässert wird. Wie oft kommt es vor, daß drei, vier, ja fünf Hungerjahre einander jagen, selbst in Ländern, die manchmal mehrere ergiebige Regenzeiten und prächtige Ernten erleben. Die angestrengte Arbeit vieler Monate geht großenteils nutzlos zum Teufel und im Menschen ersteht infolge des unberechenbaren Wechsels von Gut und Schlecht, das man dem unerforschlichen Ratschluß eines Gottes zuschreibt, ein erst verbissenes, dann gleichgültigeres und schließlich zur Gewohnheit, zur Sitte versteinertes Sichergeben in den Lauf der Dinge, ins Kismet. Zuletzt aber kommt eine Religion daher und erhebt in ganz richtiger Konsequenz der Natur den Fatalismus zum Sittengesetz.

Heute weiß deshalb niemand mehr, warum eigentlich man jede Handlung mit Inschalla beginnt. —

Auch eine andere, zwar ähnlich klingende, aber viel regere Charaktereigenschaft der Orientalen halte ich für klimatisch bedingt, nämlich den Fanatismus. Der ist sämtlichen Morgenländern eigen, durchaus

Religiöser Umzug am Milhûd, dem Geburtstag des Propheten, in Tripolis, Nordafrika (1906)

ohne Ansehen der Religion. Die Juden und die eingeborenen Christen wachen eifersüchtig über den Wegen und Toren zu ihrer Religion und sind darin nicht lauer als die Mohammedaner. Der einzige Unterschied zwischen jenen beiden und den letzteren liegt ausschließlich darin, daß die Mohammedaner kraft der Überlegenheit der Stärkeren und Herrschenden

ihren Fanatismus offenkundiger zeigen und ihn ungescheuter in Taten umsetzen (Abb. S. 53).

Religiöse Unduldsamkeit ist Radikalismus und entbehrt der allmählichen Übergänge, sie ist herb und extrem. Aus ähnlichen eindrucksvollen Erscheinungen ihres Naturmilieus muß sie geboren sein! Solche findet man schon in den Land- und Vegetationsformen des Morgenlandes. Wüste, Steppe und Kulturland stoßen unvermittelt und mit scharfer Grenzlinie gegeneinander. Mit zwei Schritten tritt man aus dem üppigen, farbfunkelnden Laubschatten der Oasen in die kahlste, ödeste Wüste, die sich nur denken läßt. Noch auffälliger wird die Gegensätzlichkeit in den dergleichen bedingenden Äußerungen des Klimas. Da ist die Beschränkung der Niederschläge auf eine festumrissene kurze Zeit des Jahres, welcher eine auffallend lange, so gut wie völlige Trockenperiode gegenübersteht. Da ist auch innerhalb der Regenzeit der schroffe, klare Wechsel trocknen und nassen Wetters. Da ist das heftige, jäh einsetzende und plötzlich aufhörende Niederprasseln der Regengüsse. Ferner die außerordentliche Strahlung der Sonne, die alle Umrisse der Natur in dünne, scharf erkennbare Linien zusammendrängt und harte Landschaftsbilder schafft, welche höchstens durch das Flimmern erhitzter Luftwellen (dann aber gleich stark) verwischt werden. Sodann die hohen Temperaturen des Sommers, die den Aufenthalt im Freien und in den Räumen zeitweise unerträglich machen, und die argen Kältegrade des Winters, während dessen die Zimmer so kalt sind, daß jedermann Stein und Bein friert. Die Erscheinungen dieser ungeheuren Gegensätzlichkeit der ganzen Natur ließen sich leicht noch ausführlicher darstellen, doch dürften die skizzierten für den gegenwärtigen Zweck wohl genügen.

Fraglos mußten sie auf die Ausbildung der orientalischen Seele von allerhöchstem, ja von bestimmendem Einfluß werden. Der Eingewöhnung des Menschen in die gegensätzlichen Gesetze der Natur folgte eine gewisse Reizbarkeit (die heute noch jeder Europäer im Orient erwirbt) und Unverträglichkeit. Im Verlauf langer Anpassung verlor sich das Persönliche davon und es entstand sozusagen eine Rassenhysterie, die auf alles Fremdartige höchst sauer reagiert und ihren Ausfluß in schroffen, übergangsarmen Taten findet. Auch hierbei war es ganz berechtigt als eine Folgerung aus der Natur, daß die Hauptreligion des Morgenlandes, der Islâm, den Fanatismus zu einer seiner Satzungen erhob und ihn so zum rotflammenden Siegel des Orients machte. —

Einer natürlichen Erklärung bedarf schließlich das Trägheitsmoment, welches das Leben aller Morgenländer wie mit einem Bleifaden durchzieht. Es ist gleichfalls Mohammedanern, Juden und Christen eigen und äußert sich nicht nur in einer tatsächlichen Faulheit, sondern sogar in einer Neigung, das Überkommene nur schwer gegen Neues, wenn auch Praktischeres aufzugeben (manche nennen das, etwas zu schroff, Mangel an Fortschrittsfähigkeit).

Bettler vor seiner Hütte und dem für Gaben aufgespannten Nasentuch. Landschaft aus dem Gebirgsland Nordost-Kleinasiens (1907)

Man darf hierbei keine grundsätzlichen Unterschiede der Juden und Christen gegenüber den Mohammedanern konstruieren wollen. Sie alle sind als Masse träg: der Beweis liegt darin, daß die Anhänger jener beiden Glaubensrichtungen während der seit dem Verfall der alten Kultur im Orient verflossenen Jahrhunderte keinen Deut mehr geleistet haben, als die Nachbeter des Korân. Daß verhältnismäßig mehr von ihnen als von Mohammedanern sich dem jungen Aufschwung unter Europas Einfluß schneller anschließen, ist eher durch ihren alten Gegensatz zum Islâm

begründet, gegen dessen Despotie nur der Schutz des Abendlandes helfen kann. Außerdem darf man nicht vergessen, daß die fixe Anpassung dieser Juden und Christen an das Fränkische nur erst eine kurze Spanne Zeit währt, und daß ihr Fortbestand noch längst nicht ausgemacht ist.

Das Trägheitsmoment der Orientalen rührt hauptsächlich von der Hitze her, die während des größten Teils des Jahres mit hohen Temperaturen herrscht, angestrengte körperliche Tätigkeit sehr erschwert und geistige Arbeit auf kurze, ziemlich weit auseinanderliegende Stunden beschränkt. Schon geringes Arbeiten in beiden Arten erhöht in dem Brutklima die Körperwärme so sehr, daß schnell Ruhe- und Abkühlungspausen folgen müssen. Deshalb ist dauernde angestrengte Tätigkeit geradezu naturwidrig und wirkt stillos (Abb. S. 55). Somit beruht die geringe Neigung zum Fortschritt ebenfalls schon in den hohen Temperaturverhältnissen des Erdteils. Bedeutend verstärkt wird sie aber durch die nicht sehr große Entwicklungs- und Erweiterungsmöglichkeit der anbaufähigen Humusgebiete des Morgenlandes, die ja nur ungefähr 8 Proz. desselben ausmachen. Denn für die Fortbildung der Kultur kommen nur die Seßhaften in Betracht. Schließlich tritt als fortschrittungünstiger Faktor hinzu die vorherrschende Binnenlandnatur des Orients, die sogar an vielen Küsten Geltung hat, da diese vielfach unter Mangel an Häfen, lockenden Gegengestaden und bequemen Verkehrswegen ins Hinterland leiden, so daß ein Verkehr mit anregendem, fortschrittfreundlichem Handel an den meisten Gestaden nicht besteht.

Verfolgen wir nach Betrachtung der allgemeinen Leitlinien der körperlichen und geistigen Entwicklung der orientalischen Menschheit die Herausbildung der Rassen und Kulturen bis zum Entstehen des heutigen Orientgedankens.

Über die Uranfänge ist man in der Hauptsache auf Vermutungen angewiesen. Gegen den Beginn der geologischen Gegenwart hing Nordafrika mit Europa noch mehrfach eng zusammen, besonders in Nordmarokko und Nordost-Tunisien. Die übrigen Küsten aber näherten sich einander wesentlich mehr als heutzutage, besonders in der Gegend der Syrten. Außerdem fehlte noch die trennende Fläche des Roten Meeres, während der Persergolf bedeutend weiter ins Innere Mesopotamiens reichte als augenblicklich. Kleinasien war mit dem Südosten Europas eins, wurde aber von Rußland durch Meer ebenso geschieden wie Iran von Sibirien.

Libuberber der niederen Klasse aus Tunis

Die wichtigsten Landzusammenhänge des Orients bestanden also hauptsächlich mit Europa, mit Nigritien und mit Vorderindien. Von diesen Ländern kann demnach die Kolonisierung des Morgenlandes ausgegangen oder (wenn man einen neutraleren Ausdruck vorzieht) von dort aus können seine Rassen vornehmlich beeinflußt sein. Wir müssen deshalb kaukasische und nigritische Grundzüge unter den Völkern erwarten oder doch solche, die zwischen ihnen die Mitte halten.

Es scheint, daß die wesentlichsten Rassenströmungen erst nach der Entstehung des Roten Meeres sich ausbildeten, wenigstens kann man im Afrikanischen Orient ganz andere Grundrassen unterscheiden als im Asiatischen.

Vor allem sind in Nordafrika die Völkerverhältnisse wegen der einförmigeren Natur wesentlich einfacher. Von einer kleinwüchsigen ältesten Rasse abgesehen, haben wir es hier im Grunde nur mit der hamitischen oder libuberberischen Rasse zu tun, die in sich zwar auch auf mehrere Wurzeln zurückführt, heute aber doch einen leidlich einheitlichen Körperverband darstellt (Abb. S. 57). Helle, je nach der Lebensweise weizengelbe bis rötlichbraune Hautfarbe, schwarzbraunes, schlichtes, höchstens gewelltes Haar, gerades (orthognates) Gesichtsprofil, dunkle Augen und mittelgroße, je nach der Beschäftigung fleischig-muskulöse oder hager-sehnige Gestalt sowie geistige Mittelmäßigkeit dürften die Durchschnittserscheinung des Libuberbers in rohen Umrissen kennzeichnen. Daß im Norden des Gebietes Anlehnungen an europäische Typen häufiger sind, und daß im Süden die Negerzüge zahlreicher und auffälliger werden, liegt in den Lage- und Verkehrsverhältnissen begründet.

In Vorderasien hat die Verschiedenartigkeit der Natur, der stärkere Einfluß der Küsten und damit der Verkehrsbeziehungen zum Ausland, sowie die kontinentale Zugehörigkeit zum großen Völkerherde Asien eine größere Mannigfaltigkeit der Rassen ermöglicht. In Arabien sitzt die arabische Rasse. Sie kennzeichnet sich durch schmale Schädel mit brauner Haut, schwarzen Haaren, geradem Profil mit häufig prognather Neigung, ziemlich breiter Nase und durch eine höchstens mittelhohe, oft sehnige Statur. Im Süden blieb ihr eine ziemlich starke Zumischung von Negerblut vielfach nicht erspart. Nach Norden zu hat sie sich in ausgedehntem Maße mit der zweiten Hauptrasse Vorderasiens vereinigt, nämlich der hetitischen Rasse (Abb. S. 59). Die weist hohe Schädelbildung auf mit schwarzem Haar, kräftigem Bartwuchs und auffallend

Arabische Beduinin.

langer, zwar schmaler aber fleischiger Nase, und bildet den Grundstock der Bevölkerung Kleinasiens, Armeniens, Irans und des Nordens von Syrien und Mesopotamien. —

Die skizzierten drei Rassen mögen im fünften bis siebenten Jahrtausend v. u. Z. das Gebiet des heutigen Orients beherrscht haben. Damals oder

Perser aus Hamadan.
Typus der arisierten Hetiter=Rasse

auch ein wenig früher müssen wir uns jene Länder vorstellen als z. T. unbewohnte Wüsten (in der Ausdehnung der heutigen), z. T. von wilden Nomaden durchschwärmte Steppen und zum kleinsten Teil als von Bauern nicht sehr dicht besiedelte Humusstrecken. Die Bauern mochten sich aus Nomaden zu Halbnomaden entwickelt haben, die an besonders günstigen Schwemmlandstücken ein wenig Korn aussäten. In den ganz jungen Allu=

vialebenen des unteren Nils, des unteren Euphrat und Tigris (die damals nicht weit unterhalb des heutigen Baṛdâd in den Persergolf mündeten) und des unteren Dschihân und Ssähûn kann die erste oder doch ausgedehnteste Gelegenheit gewesen sein, den halbnomadischen Zustand allmählich in die erst vorwiegende, dann rein bäuerliche Beschäftigung überzuführen. Hier auch war durch zusammenhängende Massen von leicht bebaubarem, wasserreichem Boden, der den Zwang steter Benetzung erforderte, die Grundlage gegeben zur Herausbildung größerer Gemeinden, wobei der erleichterte Schutz gegen die Nomaden als einigender Faktor wird wichtig gewesen sein. Dabei ergaben sich die Vorzüge, welche eine Teilung der Arbeit bietet, und manche Personen verlegten sich auf die ausschließliche Herstellung von notwendigen Geräten und anderen nützlichen sowie schmükkenden Dingen. Das sowie der Verkehr, der sich unter Hilfe der Nomaden mit der Zeit einstellte, führten an gewissen zentralen und leicht erreichbaren Punkten größere Ansammlungen von Menschen zusammen, es entstanden Städte, es bildeten sich aus wirtschaftlichen Gemeinsamkeiten heraus kleine Reiche, und der vorwiegend auf manche Personen gehäufte Besitz gab Anstoß zur Entwicklung einer höheren Kultur.

Babylonien-Elam und Ägypten sind die Geburtsstätten der ältesten Kulturen des Vororients. Die der Kilikischen Ebene aber braucht nicht jünger zu sein, wenngleich sie wohl nicht in so früher Zeit eine so bedeutende Höhe errang wie jene. Zu ihnen gesellte sich der Kulturkreis Südarabiens. Alle drei bildeten große Reiche, die sich manchmal über weite Teile Vorderasiens erstreckten. Durch friedlichen und kriegerischen Verkehr übertrugen sich die Errungenschaften der Kulturzentren auf recht fernliegende Teile des Vororients, wobei Südarabien kaum über Mittelarabien hinaus wirkte, während Babylonien den Kern Vorderasiens und Teile des Nordens aufs tiefste beeinflußte, indes die Hetiterkultur mehr auf den Nordwesten des Halberdteils beschränkt blieb. Im Afrikanischen Orient erstreckte sich Ägyptens kulturelles Wirken sehr weit gen Sonnenuntergang, ja sogar bis auf die wilden Stämme der Tuârig[1]).

Da nun all diese Kulturen mit der babylonischen in Zusammenhang standen (manche halten sie sogar nur für Ableger davon) und da die Rassenfragen anscheinend noch nicht sehr verwickelt waren, so hat in den da-

[1]) In Ṛadâmes z. B. hat man altägyptische Steinskulpturen gefunden. Die Tuârig selber bewahren an ihren Geräten noch mancherlei altägyptisches Kulturgut.

maligen Jahrtausenden offenbar eine leidlich einheitliche Kultur den ganzen Vororient beherrscht. Das änderte sich auch nicht durch das Andrängen der arabischen Rasse gen Norden, die ums Jahr 4000 v. u. Z. die sumerische Kultur Babyloniens in politischen Besitz nahm und ohne irgendwelche eigne Umgestaltung fortführte. Das änderte sich gleichfalls nicht wesentlich durch das Auftreten einer neuen Rasse, nämlich blonder Nordländer von langer Schädelbildung und roher Kultur, die zwischen 2000 und 1500 v. u. Z. von Nordwesten aus in Kleinasien, Armenien und Iran einwanderten und sich hier festsetzten (Abb. S. 61).

Kurde aus dem Tūr abdîn, Nordost-Mesopotamien

In den Küstengebieten Anatoliens, namentlich im Westen, bildete sich aus der hetitischen Urbevölkerung und den nordischen Ankömmlingen in nicht zu langer Zeit ein geistig hochstehendes und körperlich vorzüglich ausgebildetes Mischvolk mit nordischer (arischer) Sprache, die Griechen. Sie beschäftigten sich vielfach mit seemännischen und händlerischen Berufen und gerieten dadurch in mancherlei Gegensatz zu den Leuten des Binnenlandes, die den hetitischen Typus besser bewahrten.

In Armenien entstand gleichfalls ein Widersatz der älteren Hetiter zu den neueren Nordländern, der auch gegenwärtig noch herrscht und durch religiöse Trennung in Christen und Mohammedaner heilig gesprochen wurde. Die Hetiter leben leidlich rein in den heutigen Armeniern fort, die Nordländer mit einer hetitischen Mischung in den Kurden. In Iran erkennt man die Hetiter noch in der Hauptmasse der seßhaften Bevölkerung, den Tadschik, die von den Nordländern besonders die arische Sprache annahmen.

Mongolische Elemente (Abb. S. 63) scheinen in jenen älteren Zeiten in Vorderasien noch gar keine oder doch nur eine geringe Rolle gespielt zu haben. Zuerst werden sie in Iran aufgetreten sein und die Anfänge der

heute dort so zahlreichen mongoloiden (türkmenischen) Nomaden (Ihlat) gebildet haben.

Weiter im Süden vollzogen sich ums Jahr 900 v. u. Z. oder etwas früher gleichfalls sehr folgenschwere Veränderungen. Es drängten nämlich wieder arabische (aramäische) Auswanderer von Arabien nach Syrien und brachten den hetitischen Bewohnern Mittel- und Nordsyriens semitische Sprache, Schrift und Religion, sowie wohl auch einige Tropfen arabischen Blutes. Von ihnen rührt die noch heute herrschende semitische Kulturdecke her, die über den Bewohnern Syriens und Mesopotamiens (mit Ausnahme der äußersten Nordstreifen) lagert, und welche den bei uns so verbreiteten Irrtum genährt hat, jene Leute seien Araber. —

Überblicken wir nach diesen Leitlinien die Rassenentwicklung des Afrikanischen und des Asiatischen Orients im ganzen und schicken wir die Erfahrung voraus, daß der letztere weit mehr Kulturleistungen vollbracht hat als jener. Da zeigt es sich denn, daß Vorderasien nicht nur durch eine reichere Mannigfaltigkeit der Natur, durch größeren Gebirgs- und Niederschlagsreichtum und durch vielfachere Meerberührung ausgezeichnet ist, sondern daß es auch einer weit tiefergehenden, einer glücklicheren Rassenmischung teilhaftig ward. Gerade dort, wo die verschiedenen Rassen sich am innigsten vermählt haben und wo die Landesnatur anregende Unterschiede am meisten aufweist, gerade da sitzen heute die bestausgestatteten Völker und gerade von hier gingen die meisten Kulturtaten aus, nämlich von jenem Berg-, Tal-, Ebenen- und Buchtengebiet, das sich vom Ägäermeer gegen den Persergolf hinzieht. Der Süden Vorderasiens, der einförmiger und trockner ist, und der von den Rassenmischungen aus Norden nicht betroffen wurde, hat viel geringere Leistungen und Fernwirkungen aufzuweisen.

Die Entwicklung des Vororients im letzten Jahrtausend v. u. Z. zeichnet sich durch Völkerströmungen aus, die vorwiegend von Norden nach Süden gerichtet sind. Dahin gehören die Kriegszüge der hamitischen Ägypter nach Nubien und dem östlichen Sudân, die Kolonialgründungen der hetitischen Karthager, der nordischen Hellenen und der Römer an den Küsten Nordafrikas. Dahin rechnen das Vordringen der Perser nach Mesopotamien, Syrien und Ägypten, der Griechen und später der Römer nach Vorderasien, sowie mongoloider Stämme von Turan nach Iran. Die Gegenstöße der Südländer gen Norden fielen nur schwächlich aus oder

waren doch von keinem dauernden Erfolg gekrönt (Punier gegen Rom, Perser wider Griechenland).

Immerhin bestanden kulturell kaum größere Gegensätze innerhalb des vororientalisch-südeuropäischen Kulturkreises, den man deshalb wohl als eine leidliche Einheit bezeichnen kann. Die altorientalische Kultur hatte allmählich eine hellenisch-römisch-hellenistische Färbung angenommen, die sich bis tief nach Ostiran und nicht unbeträchtlich nach Nordafrika hinein Geltung verschaffte (natürlich mit Ausnahme der Nomaden, welche von der Kultur der Seßhaften immer nur ganz wenig gestreift werden). Das Wort „oriens", d. h. Aufgang (nämlich der Sonne) hatte im Munde des Römers keine andere Bedeutung als die einer Himmelsrichtung, also Osten. Bei den Byzantinern hieß die Provinz Syrien Oriens, das Wort gewann also schon eine bestimmtere Umgrenzung, vielleicht nicht zum wenigsten deshalb, weil Syrien das Grenz- und Übergangsland zum damals entstehenden Orient (Persien) war. Einen besondern, fremdartigen Kulturbegriff, wie wir es heute tun, verband man damals aber noch nicht mit der Bezeichnung. Doch war allmählich die Zeit zur Herausbildung auch des kulturellen Orients reif geworden.

Türkmene aus dem Osten Kleinasiens (1907)

Literatur

Vivien de Saint-Martin: Le Nord de l'Afrique dans l'antiquité grecque et romaine. (Paris 1863.)

Forbiger: Handbuch der alten Geographie. 3 Bde. 2. Aufl. (Leipzig 1877.)

Kiepert, Heinrich: Lehrbuch der Alten Geographie. (Berlin 1878.)
Wilczek, Eduard: Die alten Völker am Schwarzen Meer und am östlichen Mittelmeer. (Helmolts Weltgeschichte, 4. Bd. Leipzig 1900.)
Schurtz, Heinrich: Nordafrika. (Ebendort. 4. Bd. Leipzig 1900.)
Winckler, Hugo: Das alte Westasien. (Ebendort. 3. Bd. Leipzig 1901.)
Mommsen, Theodor: Römische Geschichte. 5. Bd. 5. Aufl. (Berlin 1904.)
Mehlis, C.: Die Berberfrage. (Archiv für Anthropologie N. F. Bd. VIII. Braunschweig 1909.)
Meyer, Eduard: Geschichte des Altertums. 1. Bd. 3. Aufl. (Stuttgart 1910.)
Weisgerber, H.: Les Blancs d'Afrique. (Encyclopédie scientifique. Paris 1910.)
Guthe, Hermann: Bibelatlas. (Leipzig 1911.)
Luschan, Felix v.: The Early inhabitants of Western Asia. (The Huxley Memorial Lecture for 1911. London 1911.)

Kalksteppe am mittleren Euphrat, bei Tell Hámmer.
Blick gen Norden (1907)

Die Geburt des Orients

Die Entwicklung des Orientgedankens geht letztens zurück auf Aserbedschan, das östliche Armenien, wo während und nach den Alexanderzügen ein kleiner Kirchenstaat unter dem Namen Atropatene bestand. Hier schürten Priester der von den Hellenen verpönten Zoroasterlehre heilige Feuer und hielten die alten Überlieferungen des persischen Volkes in treuer Obhut.

Als sich nun in Chorassan, dem Nordosten Persiens, um 250 v. u. Z. eine Herrschaft bildete, sich des Westens von Persien bemächtigte und den Kampf gegen die Seleukiden, die hellenistischen Beherrscher Vorderasiens aufnahmen, da schloß sich der Priesterstaat Atropatene diesen parthischen Eroberern an und verschaffte ihnen den Nimbus zoroastrischer Weihe. Denn obwohl die Parther an die großen Erinnerungen der Achämenidenzeit anknüpften, bedurften sie der Masse der Tadschik gegenüber dringend einer Weihe von seiten der Religionskultur der Altvorderen, da ihre Führer, die Arsakiden, allem Anschein nach nicht Perser von Geblüt waren, sondern Angehörige der türkmenisch-mongolischen Einwanderer, die als solche und als Nomaden von den Altpersern verachtet wurden.

Die Parther dehnten ihr Reich im Osten bis an die Grenzen Irans aus und besetzten den Baktrischen Staat am Hindukusch, welcher im Gegensatz zu Persien eine ganz blühende hellenistische Kultur innehatte. Durch die Erneuerung der Zoroasterkultur in Persien wurde der Hellenismus Baktriens von der übrigen griechischen Welt abgeschlossen und dem allmählichen Erstickungstode preisgegeben. Gegenwärtig scheinen sich unter den Bewohnern Nordafranistans selbst verblichene Spuren von ihm kaum noch zu finden.

Anderseits wandten sich die Parther gen Sonnenuntergang wider die Seleukiden und gewannen ihnen die Zagroslandschaften ab, wodurch sie ihr iranisches Reich geographisch befriedigend abrundeten. Doch hatten sie sich noch einiger schwerer Mongolenangriffe im Norden und armenischer Ansprüche im Nordwesten zu erwehren, bis sie sich im unbestrittenen Besitz Irans fühlen durften.

Sie konnten nunmehr auf ein weiteres Vordringen nach Westen denken. Doch war das dieselbe Zeit, in der die Römer das Erbe der Seleukiden in Vorderasien angetreten hatten und ein Vordringen nach Osten planten. Der erste große Kampf zwischen Abendland und Morgenland hub an!

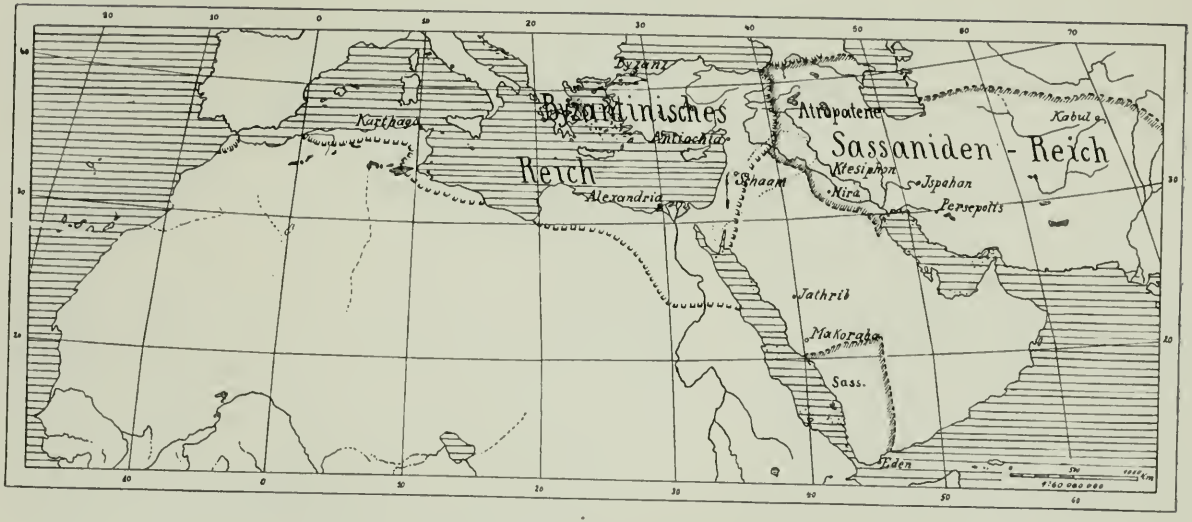
Schälen wir aus dem bunten, waffenklirrenden Wechsel der Siege und Niederlagen, aus dem hin und her flutenden Gewirr der Geschehnisse die inneren, die geographischen Gründe des Gegensatzes der jungen orientalischen Welt zu der alten abendländischen scharf heraus.

Vornean steht die geographische Selbständigkeit Irans. Dieser Erdraum, umwallt von hohen Kettengebirgen und dadurch streng geschieden von seinen Umländern, ist von Natur so isoliert und in seinen Teilen wiederum so mannigfaltig ausgestattet, daß die Bewohner unschwer in sich selbst und im Austausch der verschiedenen Landschaften untereinander ihr Genüge finden. Das so gezüchtete Selbstbewußtsein der Iraner ließ sich auf die Dauer doch wohl nicht von den Ausländern unterdrücken und war zu starrköpfig und von Natur wegen berechtigt, als daß Iran sich mit der unbedeutenden Rolle einer Provinz im Verband eines Weltreichs begnügt hätte. Es schrie förmlich nach dem Range eines eignen Kulturkreises, nach der Rolle eines Beherrschers der Länder.

Freilich liegen, das sei am Rande schon jetzt vorweg bemerkt, in der starrköpfigen Selbständigkeit des Hochlandes auch die Gründe dafür, daß es niemals

Die orientalische Arena bei Mohámmeds Auftreten

(Ostrom und Persien)



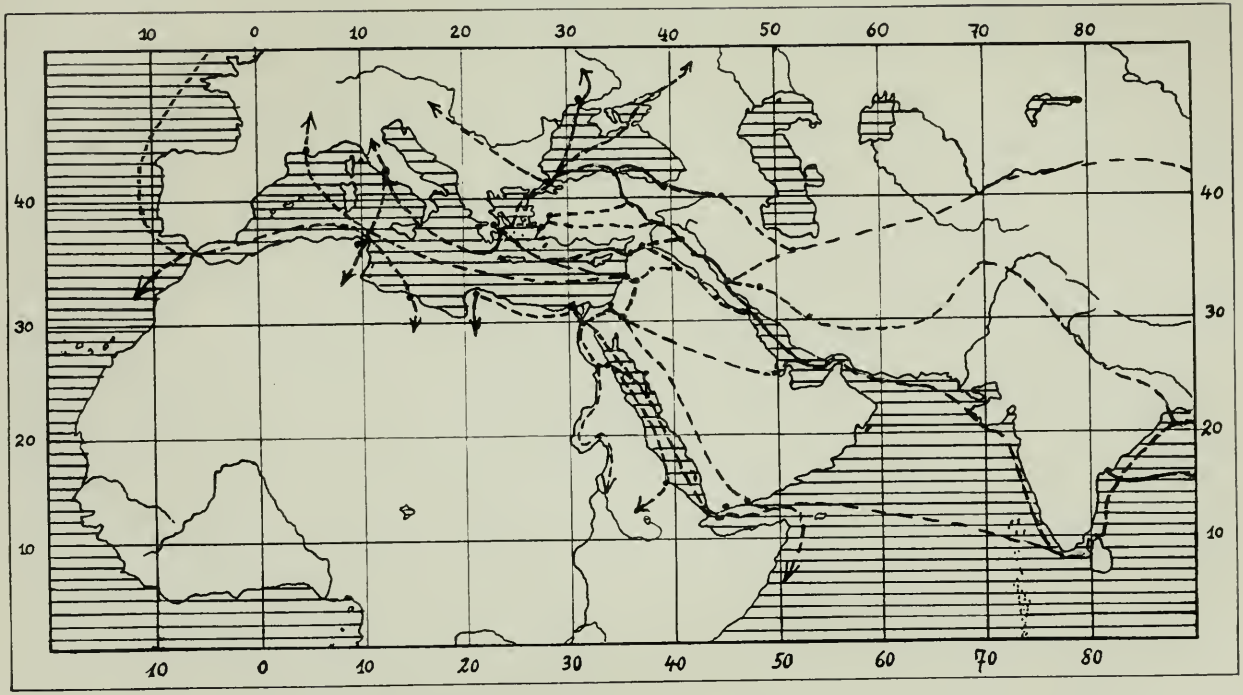
auf längere Zeit ein wirkliches Weltreich beherrscht, und daß es kulturell keine sehr ferntragenden Einflüsse ausgeübt hat. Der Charakter der Iranar hat sich in der abgeschlossenen Atmosphäre ihres Erdraumes zu einer maßlosen Höhe des Stolzes, der eingebildeten Überhebung und einseitigen Verachtung alles Fremden emporgearbeitet. Die äußere Abgeschlossenheit und die innere Mannigfaltigkeit Irans haben zwar genügt, eine beachtenswerte Kultur zu reifen, aber die erstere Eigenschaft arbeitete dann der zweiten doch soweit entgegen, daß die Kultur bald erstarrte und sich hinter einer hohen Mauer verschanzte. Da fand das Iranertum hinreichende, nur wenig gestörte Gelegenheit, wunderlich hartköpfige Blüten zu treiben, so daß es nicht geringe Parallelen bietet zu der ebenfalls in sich selbst abgeschlossenen Entwicklung Chinas. Heute, wo Persien längst dem Islâm angehört, besitzt es wenigstens ein eignes religiöses Bekenntnis, die Schîa, und damit eine vom übrigen Islâm scharf getrennte Sonderstellung. Natürlich bot die Eigenwilligkeit und Abgeschlossenheit die beste Gelegenheit, namentlich einen sehr stark ausgesprochenen Fanatismus zu zeitigen, der den alten Anhängern Zoroasters ebenso geläufig war wie den heutigen Schiiten.

Außer der geographischen Selbständigkeit Irans wirkte bei der Herausbildung des abend=morgenländischen Gegensatzes die damalige Bedeutung der geographischen Lage wesentlich mit. Die wichtigsten Verkehrsstraßen der alten Welt (Karte S. 69) liefen von Süd= und Ostasien zum östlichen Mittelmeer. Ihr südlicherer Strang benutzte von Ceylon, dem wichtigsten Austauschmarkt des fernen Ostens, den Seeweg durch den Inderozean nach Aden und von dort durchs Rote Meer oder über Westarabien nach Unterägypten oder nach Süd= und Mittelsyrien, von wo er sich übers Mittelmeer verzweigte. Er geht uns augenblicklich nichts weiter an. Der nördlichere Zweig der alten Welthandelslinien bestand aus zwei Ästen. Der eine lief von Ceylon mit Hilfe von Schiffen zum Persergolf und weiter durch Mesopotamien nach Mittel= und Nordsyrien sowie nach Südostkleinasien. Der zweite Ast war ausschließlich Landweg und zog sich von China durch Mittelasien nach Nordiran, von wo er sich sowohl nach Mesopotamien und Nordsyrien als durch Armenien nach der Südostküste des Schwarzen Meeres verzweigte.

Der nördliche Strang der ostwestlichen Welthandelsstraße verlief in jedem Falle durch Iran oder ganz nahe an ihm vorbei. Da in alten Zeiten der Landtransport beliebter war als der auf kleinen Fahrzeugen zur See, so mögen die Nordrouten meistens die wichtigeren gewesen sein. Das bedeutet, daß die Bewohner ihrer Durchzugsländer große Einnahmen von

Die alten Welthandelsstrassen durch den Orient

Maßstab 1 : 80000000



dem Karawanenverkehr genossen, indem sie Tiere vermieteten, Unternehmer und Knechte stellten, Lebensmittel und Wasser verkauften, sowie Zölle und andere Abgaben einstrichen. Außerdem hatten es die Zwischenländer zwischen dem Mittelmeer und Indien-China in der Hand durch Erhöhung der Reisekosten und Abgaben den Preis der Waren nach Belieben zu verteuern oder den Handel gar ganz zu unterbinden, wenn sie ferner wohnende Feinde schädigen wollten.

Im Gegensatz zu den Zwischenhändlern mußte es den Beherrschern des Mittelmeeres darauf ankommen, möglichst lange Strecken der Welthandelsstraßen in ihre Gewalt zu bringen und namentlich Irans einflußreiche Stellung zu brechen. Es ergab sich also ein heftiges Streben der Perser nach dem Erwerb Armeniens und namentlich Mesopotamiens, dem wichtigsten Schauplatz des Zwischenhandels, und im Widersatz dazu eine verzweifelte Gegenwehr erst der hellenistischen Seleukiden, dann der Römer und später der Byzantiner, die den Besitz des Doppelstromlandes zu behaupten oder wiederzugewinnen suchten.

Somit ist die Geburt des Orients in hohem Maße auch wirtschaftlich und handelspolitisch bedingt, und noch heute spielt ja der Krämer- und Schachergeist eine ausschlaggebende Rolle im Charakter des Orientalen.

Ein dritter treibender Faktor bei der Entstehung des okzidentalisch-orientalischen Gegensatzes wurde der Einfluß des mongolischen Elements in Iran. Die Tadschik hatten sich seit langer Zeit der Einwanderungen und Angriffe mongolischer Nomadenstämme zu erwehren, die von den Tiefebenen Turans durch die Pässe des chorassanschen Berglandes nach Persien hinaufdrangen. Viele von ihnen nahmen die weiten Steppen in Besitz und bildeten allmählich die zahlreichen Ihlat, welche noch heute in den Weiden des Innern herrschen und türkmenischen Stammes sind. Ihr kriegerisches Wesen ermöglichte es ihnen, bald eine wichtige Rolle im Leben Irans zu spielen und die Tadschik zeitweise zu beherrschen. Die Arsakiden z. B. gehörten ja allem Anschein nach selber zu den Abkömmlingen des innern Asiens.

Das Streben der Mongolen ging, entsprechend der Richtung ihrer Herkunft, aus der stets Nachschub erfolgte, nach Westen, war also schon hierdurch den Beherrschern des westlichen Vorderasiens feindlich. Es unterstützte auch ganz wesentlich die Bemühungen Irans, sich der ostwestlichen Welthandelsstraße ganz zu bemächtigen. War das mongolische Element zwar den Tadschik recht zuwider, so kam es doch ihren

antihellenistischen Neigungen entgegen und verschmolz mit ihnen wenigstens im Angesicht des gemeinsamen Feindes. Dem letzteren aber mußte das ohnehin schon völlig fremdartige Mongolentum durch seine Verbindung mit dem persischen Erbfeinde doppelt gefährlich erscheinen.

So waren die wirksamsten Bedingungen gegeben, um den Spalt zwischen dem hellenistisch-römischen Abendland und dem zoroastrisch-mongoloiden Morgenland immer mehr zu erweitern.

Seine kulturelle Weihe erhielt der junge Orient durch die Renaissance der zoroastrischen Religion und deren Nationalsprechung. Das geschah im Gegensatz zu der griechischen Götterwelt und später gegenüber dem sie ablösenden Christentum. Außerdem mochten die Erinnerungen an die Größe der Achämenidenzeit, ja an diejenige Babylons und Assurs, als deren Erben die Perser gewissermaßen sich betrachten konnten, das iranische Selbstbewußtsein wesentlich stärken. Sie erweckten die feste Überzeugung, daß es möglich sein müsse, dem Westen erfolgreich Widerstand zu leisten, von ihm frei zu kommen und selber neuen Glanz zu erwerben.

Der Verlauf des Ringens von Orient und Okzident geht uns hier nur in seinen Ergebnissen an. Bis zum Jahre 227 wurde er auf östlicher Seite von den Parthern, wie wir die Verbindung der Tadschik mit den Turkmenen nennen, und ihrem arsakidischen Königshause getragen. In der Zeit setzte jedoch eine Reaktion des Tadschiktums ein, die nicht zum geringsten durch die Lauheit begründet war, welche die türkmenischen Arsakiden dem fanatischen Zoroastertum der Tadschik entgegenbrachten. Gerade damals aber mußte es den echten Vertretern des streng nationalen Zoroasterkults um diesen angst und bange werden, denn das Christentum mit seinen internationalen Ideen kroch durch die Engpässe der westlichen Grenzgebirge zum Hochland hinauf, drohte die heiligen Feuer auszulöschen und die Abgeschlossenheit des Persertums zu durchbrechen. Dann aber wäre es mit der eifersüchtig behüteten Selbständigkeit Irans aus gewesen und das Land zu einem bloßen Glied der christlichen Kulturwelt herabgesunken.

Die nationalen Aufgaben Irans lagen also in einem erneuten siegreichen Vordringen gegen Westen, um durch heftige Angriffe die Unberührtheit des Reiches zu erhalten. Dort hatten aber die Arsakiden im zweiten Jahrhundert meist nur Niederlagen erlitten und die Grenze ihres

Gebiets bis zum Tigris zurückverlegen müssen. So war es also dreifach begründet, daß die religionslauen, stammfremden und sieglosen Arsakiden gestürzt und durch eine echte Tadschikdynastie ersetzt wurden, die Sassaniden. Ihretwegen nannte man das Reich im Abendland nunmehr wieder Persien und seine Bewohner Perser oder Neuperser. Die neue Zeit tat sich kund durch heftige Kämpfe anfangs gegen Rom und später wider Byzanz, durch eine rege Propaganda des Zoroasterkultus, durch wachsenden Einfluß der Priesterkaste und durch häufige und blutige Christenverfolgungen. Daneben aber auch durch Städtegründungen, Verbesserungen in der Verwaltung, Errichtung von Feuertempeln und Schulen.

Jetzt zum erstenmal spitzte sich das Ringen zwischen Morgenland und Abendland zu einem offen ausgesprochenen Religionskriege zu, zu einem Kampf des Christentums mit dem Lichtkultus, wobei jenes vordrang und der letztere sich bloß verteidigte (worüber auch die vielen Siege der Perser nicht hinwegtäuschen können). Man muß sich aber sehr wohl hüten vor der Meinung, daß das religiöse Moment die Ursache des Weltkampfes sei. Die Gründe liegen vielmehr weit tiefer und wurden auf den vorhergehenden Seiten erörtert. Die Religionsspaltung ist nur der äußere Ausdruck der inneren Motive, sozusagen die Fabrikmarke, um die Ware für die große Masse schmackhaft, leicht kenntlich und gangbar zu machen.

Wir haben mithin schon in so frühen Jahrhunderten einen Vorläufer der bald darauf folgenden Religionskämpfe, unter deren Maske sich der ganze Orient seine von Natur aus begründete Selbständigkeit erkämpfte. Hätte die damalige hellenistisch-römische Welt geahnt, daß der neupersische Gegensatz sich wenig später so viel gefährlicher und großartiger erheben sollte! Immerhin hatte der Westen die kleine Genugtuung, daß die volle Ausreife des Orients nicht unter der Führung der Perser zustande kam, denn diese erschöpften sich in den römischen Kämpfen gar zu stark.

In der Entstehung des Orients durch die Parther und Neuperser ruhen die Wurzeln der gesamten späteren Entwicklung des Orients und außerdem diejenigen eines sehr großen Teiles der Geschichte Europas bis zu der Erschließung der ganzen Erde durch die Portugiesen und Spanier. Die Bestrebungen der Leute von den Hochebenen und Bergschlössern des alten staubbedeckten Iran schlagen noch heute breite Wellen in den Lösungsversuchen der großen orientalischen Frage.

Die Parther, Neuperser und dann die Araber sind aber nicht nur die Erzeuger eines neuen, selbständigen Erdteils von eigner bodenständiger Kultur vor dem Südrand Europas, sondern sie tragen auch die Schuld an der langen, viel zu langen Trennung des jungen, zum Lichte strebenden Erdteils Europa von der alten Kulturwelt Süd- und Ostasiens. Diese beiden, so weit auseinanderliegenden Teile unserer Erdhülle, die sich gegenseitig so viel zu bieten haben, wären ohne das sie trennende Hindernis des

Arabischer Beduine.
Ein Ennesi aus Nordarabien

orientalischen Länder-, Völker- und Kulturkreises wohl eher in nähere Berührung getreten, als im 15. Jahrhundert, wo es zu solchem Ergebnis erst der Umseglung Afrikas durch die Europäer bedurfte. Der Orient gefiel sich eben gar zu sehr in der Rolle des lachenden Dritten, des glänzend verdienenden Kommissionärs zwischen Europa und Hinterasien. Er ist damit die allerwichtigste Scheide der Welt bis vor wenigen Jahrhunderten gewesen, gleichsam das schräge Dach, von dem sich die eine Flanke gen Nordwesten, die andere nach Südosten abdachte.

Darin liegt auch der eigenartige Ruhm des Morgenlandes begründet. Beiden Erdhälften gegenüber hatten die Orientalen ein einkömmliches Interesse daran, möglichst als Selbsterzeuger der von ihnen spedierten Waren zu erscheinen. In der guten Meinung beider mußten die Morgenländer mithin größer und glänzender dastehen als sie in Wirklichkeit waren. Den Europäern diente jeder Seidenballen aus China, jede Perlenschnur aus Indien, jedes Gewürz von den Molukken zur Erhöhung orientalischen Glanzes und orientalischer Märchenhaftigkeit. Wenn auch der Orient mancherlei selber hervorbrachte, so stammten doch die Hauptwaren des uralten Levantehandels aus entlegeneren Zonen. Aber sie mußten schlechterdings herhalten, um den Ruhm des Morgenlandes zu nähren. Der war also im Grunde nicht viel mehr als Pose, äußerliches Gebaren, grad wie uns der Mond als leuchtende Kugel von prachtvollem Silberglanz erscheint, während er doch sein Licht von der Sonne empfängt und es erst dann in unser Auge zurückstrahlt. Der falsche Märchentraum des Orients hat noch jeden Reisenden enttäuscht. Das ist nicht nur heute so, sondern verhielt sich schon in früheren Zeiten ganz ähnlich, wie uns z. B. die Lektüre von Reisebeschreibungen aus der Kreuzfahrerzeit lehren kann. —

Eine mehr innerorientalische Folge der Geburtswehen des Orients war die Umgestaltung ihres Schauplatzes. Auf den Ebenen der alten Kulturländer Mesopotamien und Syrien spielten sich die Kämpfe der Römer und Romäer gegen die Parther und Neuperser ab. Dabei ging ein gut Teil der Saaten zugrunde und der Volkswohlstand verringerte sich nicht wenig, denn die Reiterscharen aus dem Osten trabten nicht so sehr auf Eroberungen aus als auf Zerstörung und Raub. Damit durchsetzte eine hochgradige Unsicherheit das Bürger- und Bauerntum der beiden Länder, dem oft nicht geraten scheinen mochte, Vernichtetes wieder aufzubauen, da es erfahrungsgemäß bald wiederum zugrunde gerichtet wurde. Wenn von solchem Schicksal die kostbaren Anlagen der künstlichen Bewässerung betroffen wurden, ohne welche dort meist nichts reift, so waren die Vorbedingungen zum Verfall der Ackerkultur gegeben!

Im unausbleiblichen Widerspiel dazu ward durch die länger als acht Jahrhunderte (!!) währenden Kämpfe und Vernichtungen das nomadische Element ungeheuer gestärkt. Die arabischen Beduinen, die von Nordarabien her die steppigen Teile Syriens und Mesopotamiens überzogen, die nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatten, wurden

Araber aus Tunisien.

von den beiden kriegführenden Mächten mit Vorliebe in Dienst genommen. Sie nahmen, je mehr sich die Zahl der eignen wehrfähigen Männer beider Reiche aufrieb, an Einfluß zu, gewöhnten sich völlig in gesetzlose Zustände ein und wuchsen an Trotz, Übermut, Selbstbewußtsein und Kraftgefühl. Damals mag sich das Herrentum des Nomaden und seine Verachtung der Stadt- und Dorfhocker erst zu voller Blüte entfaltet haben. Errichteten sie doch mehrmals sogar selbständige Reiche, wie jenes von Palmyra, und leiteten Städte, wie Hadra und ebenfalls Palmyra, die auf die Beherrschung des Karawanenhandels gestellt waren und nur zwischen zwei bitterfeindlichen Mächten zu gedeihen vermochten.

Blickt man hiervon weg auf die Folgezeit, so zeigt sich, daß die Neuperser nicht nur die Geburt des Orients verursacht, sondern daß sie auch der späteren Ausbreitung des Orients vorgearbeitet haben, indem sie die Träger der letzteren, die Araber, zu diesem Werke (wider Willen) stärkten, deren Waffen durch Gelegenheit ständigen Kampfes schliffen und die Widerstandskraft der Länder der ersten arabischen Eroberungen (Syrien, Mesopotamien, Persien) aufs wirksamste schwächten. Für Iran selber ist diese Erschütterung nicht nur wirtschaftlich und militärisch zu verstehen, sondern ebensosehr religiös-kulturell. Denn viele Elemente in dem durch den Zoroastrismus erstarrten und isolierten Persertum sehnten sich nach geistiger Befreiung und nach Fortschritt und vermeinten sie nachher bei den mohammedanischen Arabern zu finden. Deshalb ergab sich selbst das wallumgürtete Iran dem Islâm ziemlich leicht. Hätte es sich beizeiten ans Christentum angeschlossen und dadurch viel Volkskraft gespart, so wären den Mohammedanern ihre ersten Siege wohl nicht so leicht gefallen.

Aus der gartenreichen Umgebung der Stadt Tokât im Norden Kleinasiens. Im Mittelpunkt ragt der steile Burgfels empor. Blick ungefähr gen Nordnordwest, auf der Straße von Ssiuâs (1907)

Das Wachstum des Orients

Die geographische Zusammenhanglosigkeit der afrikanisch-asiatischen Provinzen des Byzantinerreichs (Karte S. 67) mit dessen Mittelpunkten, das Erstarren der hellenischen Kultur in den südlicheren von ihnen infolge des heißen Trockenklimas, die kulturelle Gleichgültigkeit der breiten Masse der Landbevölkerung, welche von jener Kultur so gut wie gar nicht beeinflußt worden war, der schwere Steuerdruck, sowie die kirchliche Feindschaft des Volks mit der Regierung: das sind die wichtigsten Ursachen, daß die Küstenländer Nordafrikas, Syrien und Nordmesopotamien im 7. Jahrhundert abfall- und orientreif geworden waren.

Den Persern war es infolge ihrer mit dem iranischen Hochlande gar zu eng verwachsenen und deshalb schwerfälligen und eigendünkelnden Religionskultur nicht gelungen, jene Länder sich und damit dem jungen Orient anzugliedern. Die Lösung dieser Aufgabe glückte erst einem jüngeren, geographisch freizügigeren Volk.

Die Beduinen Arabiens in ihrer Gesamtheit waren eigentlich nur durch ihre Kriegsgewohntheit und ihren (unter Einstellung auf ein lockendes Ziel) brausenden Elan befähigt, einen Teil der Erdhülle zu einen und seinem geographischen Zweck entgegenzuführen. Immerhin entbehrten sie nicht durchaus der staatenbildenden Elemente, die in Südarabien seit einigen Jahrtausenden bestanden und im Norden an den Grenzen Syriens und Babyloniens gerade in den letzten Jahrhunderten verschiedene kleinere, vergängliche Reiche gebildet hatten. Aber auch die ungezügeltesten Zeltgemeinschaften blickten nach einem wenigstens geistigen und wirtschaftlichen Mittelpunkt, der Stadt Macoraba oder Mekka. Sie war eine reine Schöpfung von Beduinen, ein großes Waren- und Herbergenlager in kahler, unbebauter Gegend. Hier kamen alljährlich in einer Zeit, während welcher in ganz Arabien Burgfriede herrschen sollte, die Araber zusammen, tauschten Waren aus und beteten zu ihren Götzen, deren sie im Beginn des 7. Jahrh. nicht weniger als 360 verschiedene im Schutze eines sehr verehrten, schwarzen Meteorsteins aufgestellt hatten.

Von keinem andern Punkt Arabiens wäre somit eine Einigung der Araber leichter ins Werk zu setzen gewesen als von Mekka aus. Ein Mekkaner, Muhámmed Ibn Abdallah, probierte es auch, fiel aber bei seinen beduinisch-freiheitlichen Stadtgenossen ab und versuchte sein Heil in Jathrib (Medina), einer Stadt, die durch ihr seßhaftes Ackerbürgertum, ihre Lage und den Wert ihrer fruchtbaren Oase in nicht geringem Gegensatz zu Mekka stand. Als Mekkaner und Beduine konnte Mohámmed die Leute von Jathrib nie recht leiden. Deshalb ist es ein bedeutsamer Sieg seiner jungen Religion, des Islâm, daß er sowohl wie seine Gefährten bei der Heddschra (Flucht) von 622 das Stammesgefühl (bis dahin der allein herrschende Faktor Arabiens) überwanden und die Idee siegen ließen, eine Tat, die sinnbildlich für die Zukunft war. In Medina, der Stätte der Seßhaften, der Basargassen, und im Palmenschatten von Feldern, welche arbeitsame Fellachen bewässerten, bildete sich die von Beduinen ersonnene Religion weiter aus. Eine größere Ausbreitung des neuen Glaubens ward aber erst nach der Besitzergreifung Mekkas möglich, das sich unter Mohámmed aus dem Brennpunkt altarabisch-religiösen Lebens zu dem Heiligtum des jungen Islâm umwandelte. Durch Mekkas Beherrschung beeinflußte der Prophet die wirtschaftliche Existenz der seßhaften und nomadischen Bewohner Arabiens so stark, daß sie es vorzogen, wenigstens äußerlich den Islâm anzunehmen und Mohámmeds meist wohl

lose Oberhoheit anzuerkennen; das letztere tat selbst der persische Statthalter von Jemen (s. hierzu Karte „Die Islamisierung des Orients").

Die Problemstellung war bei des Propheten Tode folgende. In Vorderasien teilten sich drei Reiche, das byzantinisch-christliche im Nordwesten, das persisch-zoroastrische im Nordosten, das arabisch-islamische im Süden. Sollte sich das letztere als das jüngste an eins jener beiden älteren anschließen oder sollte es auf eigne Faust handeln?

Zum besseren Verständnis dieser in ihren Folgen so hochwichtigen Frage wollen wir die drei Reiche, deren jedes einen eignen Kulturbegriff darstellte, kurz kennzeichnen.

Byzanz war ein Staat, dessen Gebiet viel zu weit, viel zu zusammenhanglos und über gar zu verschiedenartige Länder verteilt war, als daß er sich nicht auf der absteigenden Linie bewegt hätte. Damals sah er sich ganz besonders an seinen Nordgrenzen beschäftigt, die dort andrängenden Avaren und Slawen abzuwehren, so daß er den Schlag auf Schlag erfolgenden Ereignissen im fernen Süden nicht rechtzeitig genug seine volle Aufmerksamkeit widmete. Die Bevölkerung der Südprovinzen von Karthago bis zum Tigris fühlte sich nach Rasse und Sprache den hochmütigen Griechen wenig geneigt, und war in ihrer Masse von der Gräzisierung höchstens äußerlich ein ganz klein wenig betroffen worden; im Süden und Osten Syriens hatte sie sich allmählich sogar etwas arabisiert. Zudem lastete auf ihr, namentlich auf dem hart arbeitenden, verschuldeten und versklavten Bauernstand, ein schonungsloser Steuerdruck, dem nennenswerte Gegenleistungen des Staates nicht gegenüberstanden. Die religiösen Gefühle der Bewohner wurden (namentlich in Ägypten) durch drakonische Kirchenmaßregeln ebenso unvorsichtig wie nachdrücklich beleidigt. Kurz, die natürlichen Bedingungen und die staatlichen Maßnahmen vereinten sich, um die südlichen Provinzen abfallreif zu machen. Für Kleinasien trifft diese Charakteristik nicht zu. Dessen Natur ist in seinen Randlandschaften europäischer ausgestattet und durch hohe Gebirgswälle von den Südprovinzen abgeschlossen. Seine Bewohner fühlten sich durch Rasse und Kultur größtenteils als Byzantiner. Auch war ihr Wohlstand höher als der Syriens und Nordmesopotamiens, da er nicht unter der Jahrhunderte alten Knute der Parther- und Perserkriege gelitten hatte.

Persien hatte sich noch mehr als Byzanz in den Schlachten des letzten Jahrtausends erschöpft. Die Kraft des Staates litt und schwächte sich zudem

unter inneren Kämpfen, indem einzelne Statthalter nach Selbständigkeit rangen, Palastrevolutionen die Leitung des Ganzen verwirrten, Geldmangel die militärische Stärke beschnitt. Es war ein Reich, das eine eigne Kultur erschaffen, aber nicht die Kraft gefunden hatte, sie über gewisse Grenzen hinaus zu verbreiten.

Arabien trat nun neben beide. Seine erstaunliche Jugend trug den Keim der Erweiterung und der Ausbreitung einer rohen Rasse in sich, der jenen andern längst erstorben war. Hierzu gesellte sich die Gier auf reiche Beute, ein Antrieb, welcher nur auf der an Glücksgütern armen arabischen Seite entstehen konnte, sowie die unzweifelhafte Begeisterung, die mindestens den Führern innewohnte, unter der Peitsche der Erfolge sich bald in Fanatismus umsetzte und bei den Massen schnell an Boden gewann. —

Die Araber waren nun zwar mit christlichen und jüdischen Ideen mehrfach, namentlich in Jemen und im Hedschâs, bekannt geworden, aber ein Anschluß an Byzanz und damit an den abendlichen Kulturkreis fand nicht statt. Dazu eigneten sich der älteste Islâm und seine ersten Träger, die arabischen Nomaden, zu wenig. Die ursprüngliche Neigung des Islâm, die Gegensätze zu erweitern und die verschiedenartigsten Elemente unter einen Hut zu bringen, hätte sich mit dem Christentum, (von welchem er sehr vieles übernommen hat), zwar recht gut vertragen und beide Religionen wären allmählich wohl zu einer einzigen verschmolzen. Jene andere Tendenz des Islâm aber, die neben der Gleichmacherei hergeht und sie zu überwinden trachtet, nämlich die zersetzende, in Gruppen auflösende des Beduinentums, arbeitete einem allfalsigen abendländischen Kurs energisch und erfolgreich entgegen.

Außerdem war der ganzen Lage der Dinge nach ein Anschluß des Islâm an die Zoroasterkultur viel natürlicher. Beide Kulturen besaßen ein ziemlich niedriges Niveau, so daß sie schon hierdurch einander näher standen als jede von ihnen der westlichen. Beide entsprangen ja ähnlichen Landschaftstypen und gleichartigem Klima, während die westliche Kultur in ihrer damaligen Ausbildung einen schon ziemlich rein europäischen Charakter trug. Die geographische Nachbarlage schlechthin wies Arabien und Persien eher in ein gemeinsames Bett der Weiterentwicklung als Arabien und das ferne Byzanz. Arabien und Persien waren auch wirtschaftlich mehr untereinander interessiert, da sie beide die wichtigsten Mittelländer des europäisch-hinterasiatischen Welthandels waren.

Der Ausbildungsgang der Länder zunächst Vorderasiens und im Gefolge davon auch Nordafrikas ist somit geographisch recht gut vorgezeichnet (s. Karte „Die Islamisierung des Orients").

Die arabische, religiös dekorierte Wanderung warf sich auf die Nachbarländer Syrien und Mesopotamien. Bezeichnenderweise zuerst auf das sassanidische Irak, das den Eroberern verwandter, instinktiv orientalischer vorkommen mochte. Wenig später auf Ägypten, Barka, Südarmenien und Westiran.

Auf dem Boden der uralten Zoroasterkultur, im Irak, wo jahrhundertelang das Kalifat saß, bildete sich der junge Islâm zum späteren Religionsgebäude aus. Dort sog er sich voll mit der altüberkommenen Feindschaft gegen das Abendländische und übernahm die Fortsetzung des Kampfes der Parther und Neuperser wider den Westen! Hier fiel das ausgewanderte Arabertum den Mängeln und Lastern des alten Orients anheim, voran innerer Unfreiheit und Speichelleckerei, hier gab es sein Bestes dahin, den Wert des einzelnen Mannestums und seine Ungebundenheit, kurz, hier orientalisierte es sich und versklavte. Und von Irak aus, unter den Fittichen der Abbassiden hervor, kroch der jetzt vervollkommnete Geist des Orients über Syrien und schob sich nach Armenien hinauf, er bewegte sich in Ägyptenland hinein, wo er einen ausnehmend günstigen Nährboden fand, und legte sich über die Syrten- und Atlasländer. In Irak entschied sich die ursprüngliche Zwiespältigkeit des Islâm: das Nationalitätenprinzip der Beduinen fiel und ward ausgeschaltet, wogegen das internationale Gemeinsamkeitsband der reinen Religion siegte. Das erstere ward mit Korân und Säbel aus dem Bewußtsein der Städter und Bauern ausgerottet und zog sich dahin zurück, von wannen es gekommen war, zu den Beduinen, unter denen es noch heute die wichtigste Rolle spielt.

Man muß also festhalten: die Perser geben den ersten Anstoß zur Bildung einer selbständigen orientalischen Kulturwelt, vermögen aber nicht sie über engere Grenzen auszudehnen. Die Araber legen den Grund zur räumlichen Ausbreitung des orientalischen Kulturgedankens und schaffen eine zwiespältige Religion. Die Perser wieder stutzen diesen Religionsembryo nach eignem Muster zurecht, verleihen ihm einheitliches Gepräge und bestimmen hierdurch die ganze geistige Entwicklung der Mohammedaner.

Hätten die Zoroastrier sich des Islâms nicht angenommen, wie die Christen es nicht taten, so wäre die islamische Bewegung vermutlich schnell

in einen bloß rassig=sprachlichen Vorstoß des Arabertums ausgelaufen und bald in den alten Kulturen verschwunden. So aber griff der älteste Orient dem alten Orient unter die Arme und beide zusammen gebaren und reiften den Orient.

Man darf deshalb nicht denken, daß die Araber den Ländern Vorder=asiens und Nordafrikas eine neue Kultur gegeben hätten. Dazu waren die barbarischen Steppenreiter, Bauern und bestenfalls Kleinstädter gar nicht fähig. Vielmehr legten sie sich nur als dünne Oberschicht auf alte Kultur=länder und ließen deren Bewohner weiter schalten und walten. Nur mit dem Unterschied, daß sie fürderhin gen Mekka beteten, arabisch reden=den Herrschern Steuern zahlten und in einigen Ländern selbst die ara=bische Sprache annahmen.

Sehr eingehend aber ward das Kulturleben der Orientalen, ja sogar die Natur des Erdteils vom Islâm selber beeinflußt. Das wünsche ich nicht in dem Sinn verstanden zu wissen, als ob der Islâm durch seine bloßen Lehren ohne weiteres höhere Kultur und Entwicklung ausschlösse. Mir scheint, daß er viel zu allgemein gehalten ist, und daß die Spitz=findigkeit seiner Ausleger aus den blumenhaft verschlungenen Zeilen all und jede Neuerung und Möglichkeit verteidigen kann.

Vielmehr verstehe ich die obige Behauptung folgendermaßen. Die Einförmigkeit und nicht große Unterschiedlichkeit der Natur der meisten orientalischen Länder, noch mehr die lastende Hitze des größten Jahres=teils haben in den neugemischten Rassen des Morgenlandes im Verlauf der letzten Jahrtausende eine massenweise Trägheit erzeugt. Die Kraft und Unternehmungsfrische der aus dem kühleren Norden eingewanderten Völker hatte sich allmählich im orientalischen Sommer aufgerieben, nen=nenswerter Zuschuß von dorther war in den letzten zwei Jahrtausenden nicht erfolgt. Während der südeuropäische Kulturkreis, ohnehin klima=tisch milder gestellt, grad jetzt durch völkerweisen Zuschub germanischer Jungvölker aufgefrischt, belebt und zu neuen Leistungen beflügelt wurde, spannen sich die Orientalen immer mehr in sich ein. Sie neigten nur noch zu Ruhe und Stillstand.

So war also in den Ländern Vorderasiens und Nordafrikas ein Zustand der Trägheit erzeugt, der nur eines geistigen, eines idealen Firmenschildes bedurfte, um zum menschlichen Gesetz erhoben zu werden. Ein solches hatte das Persertum schon vorbereitet, so daß es nur noch eines Anstoßes

seitens der Araber bedurfte, um es allgemein auszubreiten. Das Firmenschild, die Überschrift, die Spitzmarke der orientalischen Trägheitskultur aber heißt zufällig Islâm. In diesem Sinne ist der Islâm überhaupt keine bloße Religion, sondern der Islâm ist ein geographischer Gedanke, die Quersumme, das Symbol der geographischen Tatsachen, der Ausdruck des Milieus des Morgenlandes. Der Islâm hat den schon vor seiner Stiftung erwachsenen Kulturstillstand Vorderasiens und Nordafrikas in durchaus richtiger Folgerung der Natur heilig gesprochen und zum Grundsatz erhoben. Es war das wohl die einzige Möglichkeit für die neue Religion, sich gegenüber älteren Bekenntnissen zu behaupten.

Deshalb ist es durchaus nicht ein geschichtliches Wunder, daß der Islâm Herrschaft über einen so großen Erdteil gewonnen hat, sondern es ist das eine geographisch bedingte, ganz natürliche Folgerung, bei der allein die Worte Islâm, Korân und ihr Zubehör zufällig sind.

Wie richtig meine Erklärung der Naturbedingtheit des Islâm (als des Ausdrucks einer Trägheitskultur) ist, erkennt man aus seinen Geschicken und Zuständen in nichtorientalischen Ländern. In Südeuropa ward er entweder sehr bald zurückgeworfen, oder er befand sich bloß einige Zeit in politisch herrschender Lage und betraf das Volk weniger; diese Länder waren eben durch mannigfaltigere Natur, kühleres Klima und jüngere Rassenmischung nicht altersreif genug geworden, um seines Imprimatur zu bedürfen. Im Gegensatz dazu finden sich derlei Bedingungen erfüllt in Negerafrika, mindestens in dessen nördlichem trockneren Teil, wo der Islâm stetig Boden gewinnt.

Da hier aus dem Fluß der Erörterungen die Frage herauswächst, ob nach einem derartigen natürlich bedingten Entwicklungsgang eine Fortbildung des islamischen Kulturkreises in der Zukunft und mit Rücksicht auf das Abendland möglich sein wird, so sei sie gleich kurz beantwortet. Unzweifelhaft das ist denkbar. Man muß vor allem für eine Auffrischung des dicken orientalischen Blutes durch nordische Einwanderung sorgen. Der Islâm als Religion ist an sich dem Weiterschreiten nicht unzugänglich. Sie hat aber seit über tausend Jahren eine Auslegung in so extrem arretierendem Sinne erfahren, daß es unendlich schwer halten wird, sie aus dem Volksbewußtsein herauszulösen und durch eine fortschrittliche zu ersetzen. Hierzu aber wird wohl erst eine Erneuerung der orientalischen Rassen nötig sein. Da das sehr schwer fallen dürfte,

so ist dem Orient eigentlich sein Urteil wenigstens für langlange Zeit gesprochen: es wird fortgewurstelt. —

Zur Betrachtung der Karte „Die Islamisierung des Orients" bedarf es kaum näherer Ausführungen, da solche schon in das Gebiet der Geschichte fallen würden. Doch möchte ich darauf aufmerksam machen, daß dasjenige Land des Orients, welches die meiste Naturverwandtschaft mit Europa aufweist, nämlich Kleinasien, am spätesten in den Verband des Morgenlandes einbezogen wurde. Hier hielt sich das Abendland am längsten und zwar bezeichnenderweise besonders in den gebirgigen, gut benetzten und bewaldeten Randlandschaften. Den Arabern war es überhaupt nicht gelungen, den Boden Anatoliens, mit Ausnahme seines vom Hauptkörper durch Gebirgswall abgeschlossenen Südostens, anders zu betreten als nur vorübergehend. Erst die wilden Stämme der Turkvölker[1]), voran die Seldschuken, später die Osmanen, verwüsteten das Land wirtschaftlich (hierin erfolgreich unterstützt von den Mongolen) und verhinderten neuere Rassenauffrischung von Norden, so daß auch Kleinasien allmählich orientreif ward. Bei diesem Orientalisierungsprozeß unterstreiche ich ganz besonders nachdrücklich, daß die klimatisch am besten ausgestattete Landschaft, das pontische Waldgebirge, welches als einziger Teil des Morgenlandes Regen zu allen Jahreszeiten empfängt, zu allerletzt vom Okzident abgeschnitten wurde! Es ist das griechische Kaisertum Trapezunt, das erst 1462 von den Türken unterworfen und islamisiert wurde. Es bietet ein ausgezeichnetes Beispiel für die Richtigkeit der in diesem Buche angewendeten geographischen Methoden.

[1]) Sie sind die letzte Rassenzumischung der Orientalen von auswärts. Zwar fähig, Eroberungen zu machen und Altes umzuwerfen, standen sie als barbarische Nomaden doch nicht hoch genug, um Neues aufzubauen, so daß sie nicht als Bereicherung der orientalischen Rassen können angesehen werden. Wie Vorderasien durch diese Mongolen infiziert ward, so Nordafrika durch Neger, was geradezu verschlechternd und körperlich deklassierend auf die Libuberber gewirkt hat.

Nachbildung eines persischen Gewebes. Heimkehr von der Tigerjagd

Im Morgenlande der Kalifen

Unter dem religiösen und geistigen Einfluß der zoroastrischen Perser, unter dem sprachlichen und theoretisch auch sonst vielfach vorbildlichen der Araber, unter dem allgemeinkulturellen der Hellenisten und unter dem lähmenden des heißen Trockenklimas bildete sich im Laufe der Jahrhunderte diejenige Kultur- und Lebensform heraus, welche uns als das Urbild des „echten unverfälschten" Orients erscheint.

Das Studium des alten Orients ist nicht ausschließlich auf Quellenwerke der damaligen Zeit angewiesen. Die Reisebeschreibungen und geographischen Handbücher der alten Orientalen (deren Autoren gemeinhin fälschlich „Araber" genannt werden) und die Pilgerberichte abendländischer Land- und Seefahrer geben allerdings eine Fülle wertvollsten Materials. Doch ist es mehr von tatsächlichem, rein greifbarem Wert als von Bedeutung für die Kenntnis des intimeren Milieus sowie des Denkens und Fühlens der Leute. Immerhin springen hier Werke wie „Tausendundeine Nacht" ergänzend ein. Schließlich muß man auch sagen, daß der alte Orient noch heute in frischen, lebhaften und echten Farben vor unseren Blicken steht, sobald wir nur Gelegenheit und Augen haben, ihn zu sehen. Dazu muß man freilich in Gaue gehen, deren Entlegenheit sie bisher vor näherer Berührung mit den Neuerungen des Abendlandes behütet hat. Das sind Gegenden wie der Hohe Atlas Marokkos, die Ebenheiten des gebirgigen Jémen, die Talfalten Kurdistâns und die engen Schluchten des

Hindukusch, Striche, die nur der dicksohlige Stiefel des einsamen Forschungsreisenden betritt.

In ihnen eröffnet sich uns eine schmelzüberpuderte Landschaft, ein altertümliches Volksleben, das den europäischen Betrachter wie mit magischem Zwang um Jahrhunderte zurückversetzt und das ihn an Zeiten erinnert, welche ihm unter dem Dunkelnamen des Mittelalters auch vom europäischen Boden her vertraut sein dürften. Es sind kulturelle Ahnenstufen, die wir längst hinter uns brachten, während sie dort, in den weltfremderen Winkeln des Morgenlandes, noch fortstagnieren und nur ein anderes, farbenfroheres Gewand angetan haben.

Deshalb kann ein lebendiges Bild des alten Orients nicht allein aus verstaubten Folianten zu uns emporsteigen, sondern es muß ebensosehr von unmittelbarer Anschauung des Lebens ausgehen.

Die altorientalische Landschaft

Die ehemalige Landschaft unterschied sich in manchen Ländern ganz bedeutend von der heutigen. Am meisten natürlich in jenen, denen der Anschluß an den modernen Weltverkehr die eisernen Enterschnäbel der Dampfer und die eisernen Klammern der Bahnschienen angelegt hat. Das gilt vom Tellgebirg Algeriens und vom Norden und Osten Tunisiens, das gilt in erhöhtem Maße vom Niltal Ägyptens und ebenfalls von küstennahen Teilen Syriens, der Kilikischen Ebene und West-Kleinasiens. Auch anderswo sind die meisten Hafenstädte und ihre allernächste Umgebung vielfach schon stark von Europas Atem angehaucht. In den weitaus größeren Gegenden jedoch waltet das altorientalische Bild noch durchaus vor.

Man reite nur hinauf in die Bergwogen von Kurdistân! Noch heute schnallt der Knappe deinem Maultiere einen langwulstig gesteppten Sattel auf, wie schon einer seiner vielen Vorgänger einen ganz ähnlichen dem Pferde Marco Polos mag aufgelegt haben, oder dem des Reisenden Ibn Batuta oder sonst eines der lieben alten Sindbads. Mit derselben kurzstieligen Peitsche treibst du deinen Paßgänger an, um aus der ebenen Steppe und aus spärlichen steinübersäten Gerstenäckern in die Buckelreihen der Vorberge einzubiegen. Die kleinen, ganzsohlig beschlagenen Hufe des Tieres schwärzen sich in den klaren Wellchen eines fast ver-

trockneten Baches. Moirierte Luftgehänge steigen im Sonnenstrahl auf und nieder über den bleichen unfruchtbaren Kalkhügeln. Kein Dorf kommt dir entgegen, kein Wanderer wartet an einer der zahlreichen Krümmen auf deine Erscheinung.

Dann kreuzt ein breiterer Bach mit lebhafteren Erzählungen deinen Pfad, die Hügel erhöhen sich zu stärker geneigten Hängen, aus dem grauen Steppenkraut richtet sich hier und da ein lichtes Gestrüpp in die Knie, Büsche von zackigem Eichlaub stehen auf und ehe du es dich versiehst, entschleiert vor deinen überraschten Augen ein Berg, ein Berg! seine grünbestickten, in edlen Falten herabfließenden Gewänder.

Durch einen tiefen Talschlitz reitest du in sein Inneres hinein. Das prangt von blaugrauen Schiefern und roten Sandsteinen und beugt sich noch vor den braunvioletten Zinnen überragender Hintergründe. Lebhaftes Eichengebüsch klettert die schrägen Lehnen empor und flankiert türkissatten Himmel, den weiße Wolkenbarken durchsegeln. Am Eintritt eines Seitentales springt eine steile Bastei hervor. An ihrem Hang kleben kleine flachdachige Hütten aus groben Feldsteinen, eine schier über der andern, so daß jedermann dem unter ihm Wohnenden durch den Tonkrug, welcher seines Bodens beraubt die Aufgabe eines Schornsteines zu erfüllen bestrebt ist, in den Suppentopf spucken kann. Jedes Häuschen scheint eine winzige Festung, denn der einzige Lichtbringer ist ihm die niedrige Pforte, während Fenster völlig fehlen.

Blickst du nun aber gar empor zu der unebenen Plattform der Bastei, so reibst du dir erstaunt deine Augen, schaust fragend um dich und findest erst beim Gewahren der breiten Hosen und braunen Pelzpelerinen deiner Begleiter die Gewißheit wieder, fern von daheim im rauhen Kurdistân zu weilen: da oben ragt ja eine echte Ritterburg! Mit lückenlosen Mauern, in verschiedenen Zeitaltern eine neben und hinter der andern aufgeschichtet, mit umfangreichen Gebäuden und einem viereckigen, scheinbar dachlosen Turm, auf dem sich die blitzende Lanzenspitze eines winzigen Wichtes hin und her bewegt.

Plötzlich kommt Leben in das Bild. Ein Bach von kleinen Reitern quillt aus dem dunklen Torloch der Vormauer heraus, verschwindet gleich zwischen den Hütten des Dorfes und taucht schließlich als stattliche Reiterschar im Talboden auf. Voraus sprengt ein strammer Beg, der Dere Beg, der selbstherrliche Graf des Talgaus, mit kurzgeschnittenem Blondbart, blauen Augen und sonnverbrannten Pausbacken. Hinter ihm galoppieren die

Mannen, umheult von meterhohen zottigen Windhunden, mit flimmernden Lanzen, klappernden Köchern und knarrendem Sattelzeug. Nicht wenige paradieren mit geblendeten Falken auf der belederten Faust. Der halbwüchsige Sohn des Grafen hat es sich nicht versagen können, die neue goldtauschierte Stahlrüstung anzuschnallen und tummelt wie ein lebendiger Blitz seinen Berghengst. So braust der Jagdzug an uns vorüber, mit erheblichem Rasseln und mit leuchtenden Farben, und ein Stück längst verschwundenen Mittelalters hat uns mit erinnerungsreichem Flügel gestreift.

Aus den bachdurchrauschten, blätterreichen Tälern des Gebirges folge mir hinaus in die weiten Wellen der Steppe. Eine große Handelsstadt liegt hinter der Karawane, eine Stadt mit bunten, goldstrahlenden Minâre und flachen Terrassen, mit dämmerschönen Basaren und kühlen Lustgärten. Ihre letzten Palmwipfel hat längst die niedrige Linie der Steppenkimmung verzehrt.

Ringsumher hebt sich in satter Dünung der grüne Spiegel der Steppe und der Ostwind scheint ihre breitbrüstigen Wogen vor sich her zu wälzen. Saftige Kräuter und aromatische Blumen weben ein dichtes Netz, knüpfen einen bunten Schirâsteppich über die erdige Bodendecke. In der Ferne jagt eine lange Reihe feingliedriger Gazellen vorüber, Wasserstellen entgegen, die nur ihnen und ein paar lauernden Beduinen bekannt sind.

Um uns schiebt sich die Masse der Karawane dahin. Kamele, die unter der Last zarter Seidengewebe aus dem fernfernen Sererlande entrüstet blöken und mit großen weinenden Augen ihre fluchenden Treiber fragen, warum grad sie die schweren Teppiche aus Fars, die Wollmäntel der iranischen Ihlat, die Reissäcke des Irak, den Safran aus Kermanschah und das Gummitragant von Luristân wellauf, wellab schleppen müssen. Ringsum tummeln bewaffnete Schutzreiter aus einem befreundeten Beduinenstamme ihre struppigen Stuten, schießen Pfeile nach eingebildeten Zielen ab, erraffen die niedergefallenen im Galopp und brüllen sich halb in Wut durch die Hitze schnaubender Scheingefechte.

Zwischen den Lasttieren reiten in gemächlichem Karawanentrott ein paar behäbigere Männer, die Besitzer und Aufseher der Waren. Den einfach, ja schäbig gekleideten Gestalten merkt wohl niemand bedeutenden Reichtum an als das für solche Witterung geschärfte Habichtsauge des Wegelagerers. Die Kaufleute sind schwer bewaffnet, doch erkennt man

deutlich, daß sie die eherne Last nur als Unbequemlichkeit empfinden und alle Augenblicke ungeduldig daran herumrücken.

Sie zählen einander ihre Sorgen auf. Mohámmed aus Baṛdâd fürchtet Ausraubung durch die wilden Beduinen, diese Teufel, deren sämtliche Ahnen Allah verschlingen möge. Achmed ben Abdalla aus Basra sorgt sich um eine Dau, die ihm Seide aus Ceylon zuführen soll. Ssâlem el Djarbekri, der ältliche Musselinfabrikant aus Môssul, bangt um die Treue seiner dritten Haremsbewohnerin, die er sich erst vor kurzem antraute und deren Alter unter vierzehn Jahren bleibt. Jûssuf, der geschmeidig gerissene Christ aus dem wichtigen Kreuzfahrerhafen Akkon, ergeht sich in unflätigen Schimpfreden über die Abendländer, verspottet ihre schweren Eisenkleider, flucht ihrer rücksichtslosen Grausamkeit und dienert besonders eifrig vor einem weißhäuptigen Kâdi aus Täbrîs, der ihn keines Blickes würdigt.

Abends werden ein paar ziegenhärene Zelte aufgeschlagen und die Vorderbeine der Kamele gefesselt. Die Treiber liegen ohne viel Umstände zwischen ihren Tieren und die Bewaffneten lagern abgesondert um eigene Feuerstellen. Die Kaufleute rücken zusammen, schlürfen ein heißes duftiges Getränk aus dem Lande der Seide und suchen die Sorgen zu verscheuchen, indem einer von ihnen, ein Windbeutel aus Ägypten, Märchen erzählt. Von der schönen Kalifin Scheheresade singt die näselnde Stimme und sie schwillt abwechselnd an und sinkt flüsternd in sich zusammen. Von dem Kalifen Harûn a' raschîd spricht sie, dem prachtliebenden Herrscher von Baṛdâd, von Dschafar, seinem treuen Begleiter, und von den heimlichen Gängen, die beide um Mitternacht in den einsamen Straßen der Tigrisresidenz machten. Von Sindbad dem Seefahrer geht die Weise und vom Vogel Roch, vom kupfernen Reiter und vom Magnetberg im unbekannten Meere am Rande der Welt.

Voll angenehmen Gruselns hocken die Satten da, rücken näher zusammen, wenn ein kühlerer Lufthauch über die Steppenkräuter streicht, denken an Gewinn und Verlust, an daheim und draußen, an den Islâm und seine Weltmacht. Und ein stolzes Gefühl überschleicht sie alle, auch den Christen, daß sie und ihresgleichen die Kulturhöhe der Welt bedeuten, daß sie den Verkehr aller Reiche der Erde in ihrer braunen Hand halten und daß ein höherer Fortschritt nicht mehr möglich ist.

Allmählich verstummt Red' und Gegenrede, einer stiehlt sich unter sein Zelt, ein zweiter folgt ihm. Die Bewaffneten schlafen auch schon,

die Knechte stöhnen und schnarchen längst. Hin und wieder gurgelt ein Kamel, schnaubt eine Stute. Zuletzt kauert nur noch der uralte Haddschi Abu'l Abbâs auf seinem zerschlissenen Gebetsteppich, starrt stumpf in die gelbrote Riesenscheibe des aufgehenden Vollmondes und ärgert sich über all die Schläfer, weil die Jahre ihn selber der wohltuenden Gabe der Jugend beraubt haben.

Zur selben Zeit schlummert, viele viele Meilen entfernt, aber ebenfalls in einer weiten Steppe, ein Beduinenlager. Die niedrigen Zelte verschwinden im Schummer des Bodens und ähneln riesigen Schildkröten. Die höckerigen Rückenschilde übertreffen das Schwarzblau des Himmels an Dunkelheit bedeutend.

Aus der Richtung von Mekka tauchen dämmrige Halbtöne herauf, wie mit blasser Kreide über schwarzgraues Ripspapier hingewischt. Ein merklicher Kälteschauer strömt von der kühlen Nacht aus und durchfröstelt die Wellenrücken der offnen Landschaft, der gedrängten Herden und der Zelte.

Zottige Schäferhunde heulen mißmutig auf. Aus einer Wollhütte tritt ein Weib in langem, dunkelblauem Hemd, den Kopf gegen die Kälte fast vermummt. Mit einem Tonkrug unter dem Arm wankt sie schlaftrunken zur Wasserstelle und holt an langem Dattelfaserseil das warme, halbbittere Grundwasser herauf. Andere indigofarbene Gestalten gesellen sich zu ihr, so daß die Kälte rasch einem regen Geschnatter weicht. Und bald erfüllt ein Blöken, Wiehern, Trompeten, Bellen und Schimpfen die erhellte Luft, daß kaum jemand die weißgelben Strahlen der aufgehenden Sonne gewahr wird.

Die Männer sind auf und laufen in ihren weißbraun gestreiften Mänteln ganz gegen Gewohnheit eilfertig umher. Kinder suchen zwischen dem Knäuel der Kamele und Pferde nach den Tieren ihrer Väter. Säbel und Schwerter klappern in ihren hölzernen Scheiden, Dolchmesser werden prüfend geschwungen und die Spitzen der dreimannslangen Lanzen mit der Kuppe des Zeigefingers geprüft. Die krummbeinigen Weiber werfen rohe Sättel auf die mageren Pferderücken, binden einen Sack mit Weizenschrot und Dörrdatteln daran und einen Lederschlauch mit Wasser dahinter.

Die ganze Mannschaft des Stammes bricht heute zu einem Ṛâsu auf, einem Raubzug, der sich über viele Hunderte von Kilometern, durch feindliche Stämme und in fruchtbare Oaseninseln erstrecken soll.

Die Beduinen packen die schwarzweißen Halfter der Pferdeköpfe, schwingen sich auf die Gäule und sprengen ohne besonderen Abschied gleich im Galopp von dannen. Die Kamelreiter lassen noch einen zweiten Mann hinter sich aufsitzen, der im entscheidenden Augenblick zu Fuß kämpfen soll. Mit lebhaftem Singen und Schwatzen jagt der Trupp wellauf, wellab durch die grünen Kräuter, deren Blüten die flinken Füße der Tiere mit buntem Pollenstaub einpudern. Hin und wieder kräht ein Vorsänger eine Kampfballade vom Helden Antar oder ein zotiges Liebeslied, dessen kindliche Pointen die Hörer begeistert und schmunzelnd bewiehern.

Bei der Ruine einer alten Burg der Heiden verstummt alles und mit lautlosem Spähen bewegt man sich ungesäumt vorwärts durch die Bannweide eines feindlichen Stammes. Ferne Zeltlager werden mit falkenscharfem Blick erkannt und in riesigen Bogen umgangen. Mehrmals lagern sie tagsüber in einsamen Uâdischluchten oder in vergessenen Gebirgsgängen, um nachts desto eiliger vorwärts zu reiten. Manchmal sind sie achtzehn bis zwanzig Stunden täglich im Sattel, eine Woche lang! und verspüren nicht stärkere Ermüdung, als die ein mehrstündiger Ausflug in den Wald verursacht. Die Tiere fallen an den Flanken noch mehr ein, ihr Blick vergrößert sich, ihre Haare wachsen, aber ihre Ausdauer und Schnelligkeit nimmt kaum ab. Die Beduinen werden gleichfalls ein wenig magerer und die Lieder verklingen. Aber ihre Spannung wächst in den letzten Tagen ungeheuerlich, ihre Augen verschärfen, vertiefen sich, spähen nicht mehr umher, sondern nur noch vorwärts, häufiger tasten braune Sehnenfinger nach den rostigen Säbeln, ungeduldiger werfen sie die Bambuslanzen von einer Schulter auf die andere.

Am Nachmittag des achten Tages endlich taucht ein langer schwarzer Strich über der grünen Steppe empor. Der breitnasige Schech hat ihn zuerst erspäht. Sein Gaul steht und alles blickt mit heißer Freude nach vorn. Die jungen, welche zum erstenmal dabei sind, ziehen die Säbel und metzeln eingebildete Gegner nieder, die älteren lachen und schimpfen, die führenden besprechen die Stunde und Art des Angriffs.

Sofort, solange die Männer noch auf dem Felde die Ziehbrunnen bedienen, soll der Überfall erfolgen. In stäubendem Galopp brausen die Räuber los, in den schmalen Weg der Palmoase hinein. Ein Gaul saust über einen Wurzelknorren und wirft den Reiter kopfüber in den nächsten Ziehbrunnen. Die doppelten Kamelreiter gleiten hinten herab und stürzen

säbelschwingend in vereinzelte Häuschen. Ein paar Fellachen laufen herbei und fliegen Hals über Kopf unter die Ölbäume zurück.

Lautes Brüllen erhitzt die Beduinen und jagt die Bauern davon. Den Räubern macht die Erregung das Blut siedend, manchen perlt der helle Schaum der Wut auf den Lippen. Aus den Hütten fahren gellende Angstschreie der Weiber und ohnmächtiges Zittern der Kerle. Kamele

Zwei Beludschen auf Kamel, eine Reitart, die besonders auf Raubzügen in weit entfernte Gegenden üblich ist

und Pferde werden zusammengetrieben und mit geübtem Blick ausgemustert, Säcke von Weizenkorn, Gerste und Datteln fliegen auf die geduldigen Rücken. Dem wimmernden Schech des Dorfes klatschen ein paar saftige Hiebe über den gebeugten Buckel.

Alles steht zusammen, springt im Galopp an und stiebt munter durch den Sand der Oase von dannen, furchtgraue Gesichter, geballte Fäuste und wahnwitzige Flüche hinter sich lassend.

Wandere noch weiter ins Binnenland hinein. Bis dorthin, wo höchstens alle zehn oder zwanzig Jahre einmal ein Strichregen von fünf Minuten Dauer aus klarem Äther herniedergeht. Wo die Himmelstropfen auf ausgeglühtem Kalkfels beinahe mit einem leichten Brausen zerstäuben, als fielen sie auf die heiße Platte eines Herdes. Geh' in die Wüste!

Kahle, scherbenbesäte oder von Flugsand dünn überpuderte Ebenheiten umrahmen öde Tafelberge. Vielfach heben sie sich schroff voneinander ab durch die wildverzweigten Schluchten flachsohliger Trockenbetten. In der Ferne zucken schroffe Gebirgswildnisse empor und schneiden pittoreskere Zackenprofile in die weitsichtige Himmelsluft, als man sonst irgendwo auf Erden findet. Gen Mittag rollen in unabsehbarer Folge orangene Dünenbrüste mit schneeweißer Borde, eine immer hinter der andern, vorn weit ausatmend, dann kleiner werdend und enger zusammengerückt, schließlich nur ein silbriger Streif noch.

Anderswo durchsetzen mächtige Senkungen den gewellten Boden, schräg geböscht, als seien sie in die Tiefe hineingestampft durch den Riesenhuf eines Gigantenrosses aus Firdusis Heldenliedern. Blatternarben auch könnte man sie vergleichen, Pockenstempeln im Greisenantlitz eines gealterten Lebemannes. Dann wieder blitzt es aus verschleierter Ferne auf, in flinkem Blinken, wie Mohámmeds krummer Säbel im Schlachtgetümmel mag geflimmert haben. Schaukelnde Luftwellen treiben hin und wieder über das leuchtende Silber weg. In der Nähe aber löst es sich in stumpfes Grau auf und in schneeiges Weiß, in eine Salzpfanne, deren bittere Rückstände von verdampften Uâdiwassern liegen blieben.

An einer Linie, die zu einem zierlichen Einschnitt jener Gebirgsmauer dort hinten anzusteigen scheint, stößt dein Fuß an einen Rost von schmalen fußtiefen Rinnen. Das ist die große Karawanenstraße, welche von den feuchten Ländern des Südens zu den Meeren und Strömen im Norden hinschleicht. Jene Straße, die seit Jahrtausenden die weichen Sohlen ungezählter Mengen von Kamelen ausgetreten haben. Jene Straße, deren Einöde und Glut, deren Wasserlosigkeit und Mühsal die Ledersäckchen mit Goldstaub, die Ballen mit Straußfedern, die Bündel mit Ziegenfellen, die Packen mit Stoßzähnen über sich fortschleppen sah. Jene Straße, welche es zuließ, daß die Kettenzüge schwarzer Sklaven polwärts wankten, wimmernd unter der Flußpferdpeitsche, verreckend unter dem Zahn der Hyäne. Das ist jene Straße, auf der vor vielen, vielen Jahrhunderten die schwarzen Könige des Südens mit wattegepanzerten Scharen hinaufzogen, um die Reiche da oben zu

Hamadân im 17. Jahrhundert

beunruhigen, rückwärts zu drängen, zu unterjochen. Hier starren die sonngebleichten Gerippe gefallener Tragtiere, verdursteter Menschen. Da lauern in den verdorrtesten Winkeln die abgehärteten Scharen verschleierter Kamelreiter, senden Furcht in die Karawanen und plündern sie bis aufs Hemd aus. Aber es ist auch jene Straße, auf welcher die besten unserer Forscher klein und unerkannt dahinzogen, der Wüste ihre Geheimnisse zu entreißen.

Es sind die seltsamsten Straßen des Weltverkehrs, jene Wüstenwege. Sie triefen von Blut und Schweiß, sie klingen von Stöhnen und Gebrüll, sie tönen vor Einsamkeit und Totenstille. Nur in weiten Abständen glosen auf ihnen die Mistfeuerchen der Karawanen, bloß unendlich selten schwankt hier die Kompaßnadel eines Weißen unter ihrem Achathütchen.

Hier in der Wüste hat der Orient sich selbst übertroffen. Nirgends ist die Natur orientalischer als in der Wüste, nirgends findest du die gröbsten Gegensätze so harmonisch vereint als hier. Nirgends flammt dich der Himmel durch das Medium einer denkbar trocknen Luft so blau und rein an als hier. Nirgends stehen die funkelnden Silbernägel der Sterne so dicht über deinem Haupte als in der Wüste. Hier bist du Mensch, bist ganz du selber, gehst restlos in dir auf. Hier siehst du dich ganz auf dich allein gestellt und gewinnst dich wieder.

In der Wüste bleibt auch der Orient er selber, hier läßt er sich niemals vom Abendland beeinflussen, bleibt immer stilgerecht. Die Wüste bedarf nie eines Naturschutzes.

Die altorientalische Stadt

Als wichtigste Wohnplätze der Menschen werden natürlich die Städte am ersten und stärksten von der Europäisierung betroffen, um so mehr, je näher sie den Hochstraßen des Weltverkehrs liegen. Deshalb bestehen zwischen dem Bilde der altorientalischen Städte und dem der neuorientalischen die offenkundigsten Gegensätze.

Ein Bewohner Alexandrias oder Algers oder Smyrnas aus dem 15. Jahrh. würde seine Vaterstadt heute wohl höchstens noch an ein paar sehr alten Bauten wiedererkennen. Der Verlauf der Straßen aber, das Bild ihrer Häuserreihen, die Ausdehnung des Weichbildes, ja die Pflanzendecke der flachen oder bergigen Umgegend haben sich meist so gründlich geändert, daß der Alte sich an einem wildfremden Orte wähnen dürfte.

Die Städte der Rand=, ja z. T. sogar der Binnenlandschaften Klein=asiens, einige der syrischen Küste und der algerischen Tellzone haben die altüberkommenen Flachdächer großenteils abgelegt und unter dem Einfluß Europas schräge rote Ziegeldächer auf ihre Scheitel gestülpt. Solche Dachstühle eignen sich besser für die ziemlich feuchten Regen=zeiten jener Striche. In und zwischen grünen Obsthainen bieten sie dem Auge reizende Anblicke und versetzen den europäischen Reisenden in die lieblichen Städtchen der heimischen Mittelgebirge zurück. Dem Pa=norama jener Orte aber legt der ro=te Dächerschmuck etwas Unorientali=sches auf, er bildet ein zwar verführeri=sches, jedoch noch nicht recht ange=paßtes Element im Bilde des Morgen=landes. Man glaubt zu fühlen, daß sich unter jenen roten Wülstchen Gedan=ken und Taten zu=sammenbrauen, die der Stagnation des Orients nicht dien=lich sein werden.

Der alte Orient in Tripolis, Afrika.
Die schönen Steinbögen sind seit 1905 im Schwinden be=begriffen

Starke Mauern umschlossen ehemals alle Städte des Orients, groß und klein. Die See=plätze namentlich waren besonders gut befestigt und gürteten sich durch dicke Steinringe und Inseltürme gegen christliche Galeeren ab. Den Schwerpunkt bildete stets ein klobiges Gemäuer von fensterlosen Bauten, dessen freudlose Zinnen den Dächersee ringsumher beträchtlich über=höhten und den spitzdachigen Gebetstürmen der Moscheen gradeweg ins Gesicht blickten. Trotz des Festungscharakters und trotzdem man bei der Anlage von Straßen gern an Raum sparte, legte man die Häuser recht weitläufig an, eine gesunde Gewohnheit, die erst neuerdings durch

das Steigen der Bodenpreise unter dem Ansturm Europas dahinschwindet. Ein Innenhof fehlte einstmals wohl in keinem Hause, und häufig nahmen diese anmutigen Luftschachte ganz beträchtliche Ausmaße an, deren sich unsere herrschaftlichen Gärten nicht zu schämen brauchten. In ihnen wuchsen eine Palme oder mehrere, im nördlichen Orient ein schattiger Walnußbaum oder eine Pappel, vielleicht gar eine prächtige Kypresse. Bachreiche Städte wie Damaskus und Fes erfreuten sich auch vielfach plätschernder Brunnenbecken in der Mitte des Hofes.

Die einzelnen Stadtteile, nach Gewerken, Stämmen oder Bekenntnissen gesondert, schieden sich durch Mauern streng voneinander ab und verkehrten mit den übrigen nur durch wenige Tore, deren nägelbeschlagene Holzflügel sich mit Eintritt der Dunkelheit schlossen. Auch die äußeren Tore der Stadt selber blieben während der Nacht allen Ankömmlingen versperrt.

In der Umgebung, selbst in der nächsten, hatten die Städter nichts verloren, und sie bemühten sich deshalb auch nicht hinaus, um dort etwas zu suchen. Ein kurzer, langsamer Spaziergang auf dem kahlen Raum außer der Ringmauer vor Sonnenuntergang, ein kleiner Bummel durch die Basargassen war so ziemlich alle Bewegung, zu der man sich aufraffte. Hinaus in die Felder oder gar empor auf die Berge traute man sich nicht. Wer sich notgedrungen einer Karawane anschließen mußte, nahm Abschied auf ewig von seinen Angehörigen.

Einfachheit und Schlichtheit der Farben und Formen erschien ehemals weit mehr als ein Kennzeichen der orientalischen Städte als heutzutage. Die Orte waren in vollendetem Maße stilrein, eine Auszeichnung, welche man augenblicklich nur noch in einigen ganz und gar entlegenen Städten findet, wie z. B. in Môssul am Tigris. Aller Schmuck der Häuser, fast sämtliche Auslagen der Verkaufsstände, der Kleiderschnitt der Leute waren durchaus morgenländischen Ursprungs und vereinigten sich zu einem harmonischen Ganzen, wie es in so reiner Weise die Gegenwart nirgends mehr kennt. Es ist wahrscheinlich, daß die Fülle der Waren geringer war als jetzt, aber ihre Linien, ihr Material, kurz, der ganze Schmiß erhoben sich über das heutige Gemisch von europäischem Exportplunder und degenerierter Hausindustrie weit hinaus.

Das Leben in den Gassen spielte sich von jeher in buntem Trubel ab. Die Männer hockten hinter, vor oder neben ihren Auslagen, spielten gedankenlos mit dem Rosenkranz, schwatzten schläfrig oder angeregt mit

Libuberberin aus Tunisien.

Stammgästen und feilschten mit Kunden. Frauen sah man etwas seltener als heute auf den Zeilen, weil das schamlose Vorbild der Europäerin damals noch nicht seine auflösende Wirkung ausübte. Sie verhüllten sich züchtiger oder stellten sich gar mit dem Gesicht an eine Hauswand, wenn Männer vorbeischritten, eine Sitte, der man in unserer Zeit nicht mehr allzuoft begegnet.

In fast keiner einzigen Binnenstadt des Morgenlandes fiel das Auge auf fränkische Trachten, deren damaliger Zuschnitt und Färbung übrigens das Auge weniger beleidigt haben dürfte als die heutigen. Bloß in den größeren Seeplätzen stießen solche Fremdlinge an. Hier wimpelten ihre Galeeren zwischen den Balkenflügeln der ungefügen Ruder, hier ragten ihre Fondachi, ihre Waren- und Herbergshäuser an engen Gassen empor. In den Seebasaren konnte man auch fränkische Erzeugnisse kaufen und verwenden.

Urfa in Nordwest=Mesopotamien (1707), von einer Höhe im Nordosten der Stadt gesehen.
Rechts im Hintergrund erblickt man den kahlen Nimrûd dar. Der Viadukt, die Stadtmauer und der viereckige Turm der Ulu Dschâma rechts stammen aus der Zeit der alten Frankenfeste Edessa (1097—1144)

Die Franken im alten Orient

Der Aufbau des Orients als einer Scheidewelt zwischen dem Abend=land und dem fernen Osten, als eines in sich eingesponnenen Erd=teiles brachte es mit sich, daß seine Bewohner im allgemeinen keinen Wert darauf legten, europäische Gestade zu betreten, sobald ihre ersten dortigen Eroberungsversuche fehlgeschlagen oder zum Stocken gekommen waren. Anderseits aber forderten die Bedürfnisse Europas, dessen Bodenschätze damals noch längst nicht im heutigen Grade erschlossen waren, daß seine Kaufleute sich eher zum Morgenlande bemühten, welches ja den Zwischen=handel mit Süd= und Ostasien beherrschte und selber mancherlei Natur= und Industrieerzeugnisse hervorbrachte.

So bildete sich von vornherein der Gebrauch aus, daß die Orientalen die Waren des Ostens ans Mittelmeer und seine Ausläufer schafften, und daß die Franken die südlichen und östlichen Häfen der Mittlandsee an=liefen, um hier zu kaufen und zu verkaufen. Vom Beginn des orientalischen

Zeitalters an haben sich die Morgenländer nicht als Überseeschiffer gezeigt. Nur der Küstenhandel von den größeren Häfen nach den Lokalreeden sowie in den Becken des Roten und des Persermeers lag in ihrer Hand.

Die Franken im ältesten Orient

Durch die arabische Eroberung wurde der griechische Charakter nicht nur Ägyptens überhaupt, sondern sogar Alexandrias selber sehr schnell verwischt. Trotzdem aber versahen sich in der Welthandelsstadt immer noch „unzählige Völker" (wie der Pilger Arculfus um 670 beobachtete) mit Waren. Den Ausgang des mittleren Zuges der Transorient-Straßen beherrschte damals Antiochia in Nordsyrien, das (trotz jahrhundertelangen Grenzkämpfen Byzanzs mit dem Kalifat) äußerst lebhaften Karawanenverkehr mit Háleb unterhielt. Den nördlichen Zweig des großen Weltverkehrs schloß und öffnete die Romäerstadt Trapezunt, die von mohammedanischen Kaufleuten aus Iran nicht selten aufgesucht wurde. Auf dem Kaspisee herrschte reges Handelsleben, da die verschwenderisch ausgestatteten Landschaften seines Südgestades und die Gewerbfreudigkeit Nordpersiens viel Material zur Ausfuhr nach Norden schuf. Hier öffneten die Wolga und die südrussischen Schwarzmeerflüsse bequeme Straßen für den Export orientalischer Waren in das russische Flachland und bis zur Ostsee hin.

Selbstverständlich nahm auch der Westen des Orients teil an dem großen Welthandel. Der durch europäische Eroberungen gesicherte Wohlstand des Rarb ermöglichte den Erwerb der östlichen Kostbarkeiten, und Sizilien sowie Spanien standen in ununterbrochenem Verkehr mit den Atlas-, Syrten- und Nilhäfen. Die Kultur der Baumwolle, der Dattel, des Zuckerrohrs wurde von den Orientalen in Südspanien und Sizilien eingeführt. Die übrigen Küsten Südeuropas sahen in den ersten Jahrhunderten allerdings keine Kaufleute, sondern nur Raubleute aus dem Orient. Erst im elften Jahrhundert ließen sich die Mohammedaner herbei, die christlichen Häfen Europas in friedlicher Absicht zu betreten. Doch blieb ihre Zahl immer nur klein, bloß in Byzanz scharte sich schon früh eine islamische Gemeinde zusammen, so daß ihr der Kaiser um 1050 sogar eine Moschee errichtete.

Recht gründlich widmeten sich dem Orienthandel die Griechen. In den ersten Zeiten des islamischen Weltreiches freilich hielten sie sich streng zurück. Aber gar bald erforderten die Vorteile ihrer Zwischenlage zwischen Orient und Abendland, die jahrhundertelange Gewöhnung an diesen Handel, ihr Luxusbedürfnis u. dgl. eine Zurückdrängung der religiösen und politischen Abneigungen zugunsten des Geldbeutels. Trotz wiederholter Verbote der Kaiser stand der Griechenhandel im zehnten Jahrhundert nachgewiesenermaßen in voller Blüte. Vor allen anderen bevorzugten die Fahrzeuge der Romäer die Häfen Trapezunt, Antiochia und Alexandria und unterhielten außerdem durch das teilweise ihnen gehörige Kleinasien einen beträchtlichen Landverkehr. Ihre Hauptausgangsplätze in Europa waren Cherson, Thessalonich und besonders Konstantinopel, das weit und breit als der beste Markt für Seide und Purpurstoffe berühmt war.

Seltsamerweise beschränkten sich die Griechen in der Hauptsache darauf, die Waren des Orients in ihren eigenen Mittelpunkten aufzustapeln, ließen sich aber den Gewinn weiteren Absatzes nach Europa hinein fast ganz entgehen. Sie trieben eigentlich bloß gen Norden eignen Export in größerem Maße. Die höchst aufnahmefähigen Gebiete der italischen und iberischen Halbinsel aber sowie ihrer Hinterländer überließen sie fremden Seefahrern. So erhob sich Konstantinopel schon früh zu einem Sammelplatz der Kaufmannschaft des gesamten Abendlandes und ward mithin der wichtigste Punkt zum Vorstoßen der Franken und ihres Einflusses in den Orient.

Über Konstantinopel sowohl als auch die Wolga hinab gingen die im achten Jahrhundert beginnenden Handelsreisen der Russen und Skandinavier an die Küsten des Asiatischen Orients. Häufige und umfangreiche Funde von alten morgenländischen Silbermünzen (meist aus Transoxanien, Nordpersien, Kur-, Euphrat- und Tigrisgebiet) im Umkreis der Ostsee legen noch heutzutage bei uns Zeugnis davon ab. Die blonden Nordmänner brandschatzten gelegentlich die Küsten des Schwarzen und Kaspischen Meeres. Ihre Waren (Pelze und Bernstein namentlich) gingen auf verschiedenen Wegen bis tief ins Innere Vorderasiens hinein, z. B. von Dschordschan am Kaspi auf Kamelen nach Baṛdâd. Gegen Ausgang des 10. Jahrhunderts erlosch der Nordhandel zum Orient allmählich, weil auf Seite der Russen sowohl wie auf jener der Orientalen kriegerische Ereignisse seine Sicherheit unterbanden.

Während Deutschland und England ihrer Fernlage nach nur durch Vermittlung der Skandinavier und Italiener teilhatten an der Aufnahme orientalischer Waren, vermochte sich Frankreich durch seine Mittelmeerküste von jeher im Orienthandel zu betätigen. In ununterbrochener Fortsetzung eines Seeverkehrs der Merovinger mit den Christen Ägyptens und Syriens löschten schon im Beginn des 8. Jahrhunderts südfranzösische Schiffe morgenländische Waren, darunter Spezereien und ägyptisches Papier, in den heimischen Häfen. Unter Karl dem Großen, dessen Reich ja an das spanische Kalifat stieß, mehrten sich die Beziehungen mit dem Orient. So gestand Harûn dem Gebieter der Christenheit die Rolle eines Schutzherrn der heiligen Stätten in Palästina zu; ferner gründete der Kaiser in Jerusalem ein Hospital. Doch verflüchtigten sich diese freundlichen Verbindungen unter Karls Nachfolgern sehr bald und die Mohammedaner als Besitzer des westlichen Mittelmeers unterbanden den fränkischen Orienthandel völlig. Die Franzosen waren in der Folge lange Zeit auf die Vermittlung der Italiener angewiesen.

Die Italiener errangen überhaupt früh die erste Rolle im Orienthandel, wozu sie die geographische Lage mitten zwischen dem halbbarbarischen europäischen Hinterland und den mohammedanischen Küsten von Natur aus befähigte. Der Luxus in Italien, namentlich in Rom, der Metropole der westlichen Christenheit, erforderte aber auch für das Land selber große Mengen orientalischer Erzeugnisse.

Die Gegenstände des europäischen Imports in den Orient waren damals nicht zum kleinsten Teile europäische Sklaven, die von ihren eigenen Landsleuten daheim aufgekauft und mit großem Gewinn an die Heiden des Halbmondes verschachert wurden, eine Sitte, die trotz vieler Regierungsverbote nicht auszurotten war.

Der Lage nach beteiligten sich am Orienthandel zunächst die Seestädte Süditaliens. Die stark gräzisierte Bevölkerung Baris trieb Handel mit Byzanz, Antiochia und anderen syrischen Meerplätzen. Salerno, Amalfi, Neapel und Gaeta handelten sehr eifrig mit den Morgenländern, auch mit Ägypten, ja sie verbündeten sich zeitweise mit den Sarazenen, um mit ihnen gemeinschaftliche Raubzüge zu machen. Die Amalfitaner unterhielten in Antiochia ein Hospital für ihre Kaufleute, besaßen auch in anderen syrischen Häfen schon früh eigne Herbergen und in Jerusalem ein Kloster nebst Einkehrhaus.

In Oberitalien waren es namentlich die Venetianer, viel weniger die Genuesen, die in den ersten Jahrhunderten des Orients mit diesem handelten. Venedig ward das wichtigste Bindeglied zwischen dem germanisch-welschen Westen und dem Orient. Gute Beziehungen zum oströmischen Reich sicherten ihm eine bevorzugte Rolle beim Einkauf östlicher Erzeugnisse in Konstantinopel. Schon früh liefen venetianische Galeeren nordafrikanische und syrische Häfen an und trugen nicht nur Güter, sondern auch Passagiere hin und her. Während sie ins Morgenland vornehmlich Wolltücher, Bauholz, Waffen und Sklaven einführten, ruderten sie mit nordischen Hermelinpelzen aus Konstantinopel, mit syrischem Purpur aus Syrien, mit bunten vogelmustrig bestickten Geweben von Persien und mit den Gewürzen Indiens wieder heim. Der Verkehr nahm nach der Karolingerzeit so zu, daß er in ganz regelmäßige Fahrten überging, und sogar ständigen Briefwechsel z. B. von Deutschland und Oberitalien nach den Ländern des byzantinischen Reiches vermittelte. Durch besondere Vergünstigungen bezogen die Venetianer gegen Ende des 11. Jahrhunderts die byzantinischen Häfen Kleinasiens in ihren engeren Verkehr und fast monopolisierten sie deren Seehandel als meistbegünstigter Staat.

Die Genuesen und Pisaner pflogen damals überhaupt noch keine Beziehungen zu den byzantinischen Ländern, sondern beschränkten sich auf Fahrten nach Palästina, Ägypten und Algerien. Hier am Atlas traten sie sogar mit Waffengewalt auf, indem sie 1034 Bona züchtigten und 1087 Suila und Mehdia, die Residenz der Seiriden, eroberten und erst aufgaben, nachdem ihnen der islamische Fürst große Geldsummen gezahlt und Zollfreiheit ihrer Kaufleute in seinem Gebiet zugestanden hatte. Der westliche Handel gewann aber noch weit mehr durch die Vertreibung der Mohammedaner von Sizilien (um 1070), wodurch die Hauptstation auf den Wegen nach dem Orient den abendländischen Kaufleuten ein sicherer Ruheort wurde. —

Beziehungen zwischen dem Orient und Europa unterhielten außerdem die Juden, auf abendländischer Seite namentlich diejenigen von Narbonne, Marseille, Arles, Genua, Neapel, Palermo u. a. Städten. Europäische Juden reisten im 9. Jahrhundert übers Mittelmeer gen Osten, landeten in dem ägyptischen Hafen Farama (Pelusium), überwanderten in fünf Tagen die Landenge zum Roten Meer, bestiegen in Kolsum (Sues) arabische Daus und segelten gen Indienland. Häufig auch fuhren sie von Hause

nach Antiochia und wanderten über Háleb und Bardâd zum Persergolf, auf dessen Fahrzeugen sie sich ebenfalls nach Indien tragen ließen. Andere begaben sich nach der Gibraltarenge und benutzten den Landweg längs der afrikanischen Nordküste, durch Syrien, Irak und Südiran nach Indien. Auch sie verhandelten in erster Linie Sklaven, darunter Eunuchen nach dem Orient, sowie Pelzwerk und Säbel. Im Abendland führten sie Moschus, Aloe, Kampher, Zimmt und ähnliche Waren ein. Dieser weitspannende Handelsverkehr der Israeliten macht einen recht internationalen Eindruck und wurde wohl nur dadurch möglich, daß von der iberischen Halbinsel an bis zum fernen China viele Judengemeinden lebten, deren Mitglieder sich gegenseitig in erprobter Weise an die Hand gingen.

Der erste Ansturm Europas

Die Kreuzzüge des europäisch-christlichen Kulturkreises gegen den orientalisch-mohammedanischen verursachten mancherlei Veränderung in den gegenseitigen Beziehungen. Sie bildeten den ersten größeren und allgemeinen Versuch des Abendlandes, die feindliche Welt zu erobern. Doch vereitelte den Anschlag wohl in erster Linie die geringe Kulturhöhe der Franken, die damals noch nicht, wie heute, ein inneres Recht besaßen, dem Orient weiterzuhelfen. Vielmehr erschienen sie nicht nur, sondern sie waren auch tatsächlich den Mohammedanern kulturell in vielen Dingen unterlegen.

Die kriegerischen Verwicklungen waren ganz und gar nicht dazu angetan, den Orient dem Okzident näher zu bringen, sondern dienten nur dazu, jenen vom letzteren noch mehr zu entfernen. Doch wirkte das kommerzielle Bedürfnis des Abendlandes (welches neben dem religiösen Verlangen den Hauptanstoß zu den Kreuzzügen gegeben hatte), nämlich der Gedanke, den China- und Indienhandel direkt in seine Hand zu bringen, sehr dahin, die Bewohner der beiden Nachbarerdteile einander etwas zu nähern. Namentlich die drei Städterepubliken Venedig, Genua und Pisa erwarben sich hier vielerlei Verdienst (was in geistigem wie in materiellem Sinne verstanden sei).

Ja, die ganzen Kreuzzüge oder wenigstens die Behauptung der christlichen Staaten in Vorderasien wäre ohne die Mithilfe dieser Italiener gar nicht möglich gewesen, da allein sie imstande waren, die ununterbrochene

Verbindung mit Europa aufrecht zu halten. Durch ihre Galeeren nahm der Levantehandel einen tüchtigen Aufschwung und jetzt erst wieder bildeten sich auf orientalischem Boden fränkische Kaufmannskolonien.

Die Kreuzfahrerfürsten räumten ihnen voll Dank für die tätige Mithilfe bei den Eroberungen eigne Quartiere, Zollfreiheit und andere Vorrechte in ihren wichtigsten Städten ein. Die erste Rolle spielten damals die Schiffe und Kaufleute der Genuesen. Neben den dreien traten Angehörige anderer Städte stark zurück, so die Bürger von Amalfi und Marseille.

Ein derartiges Quartier (ruga) bestand gewöhnlich aus mehreren Gebäuden, einer ganzen Gasse oder gar einem vollständigen Stadtteil. Es enthielt ein Verwaltungsgebäude, ein großes Warenhaus (fundicum), eine Kirche, Mühlen, Backöfen, Schlachthallen, ein Bad, sowie Wohn-, Verkaufshäuser und Werkstätten. Übrigens wohnten nicht nur Angehörige des besitzenden Staates in einem solchen Quartier, sondern häufig auch Eingeborene, die dafür Miete zahlen mußten. Außerdem gehörte zu dem Quartier gewöhnlich ein Stück Garten- und Ackerland in der Umgebung, das von eingeborenen, oft leibeignen Fellachen für zwei Drittel bis drei Viertel des Feldertrags bestellt wurde.

Der Vorstand einer Kolonie besaß mancherlei Rechte und auch Gewalt über seine Staatsangehörigen. Er führte anfangs vielfach den Titel Vicecomes, doch im Jahre 1179 findet sich als Bezeichnung des Vorstehers der pisanischen Kolonie in Akkon der Titel[1]) Konsul! Der bürgerte sich von nun an bei den Pisanern in Syrien ein und dient auch noch in unseren Tagen dazu, die Vertreter der europäischen Staaten zu kennzeichnen. Ja, selbst die orientalischen Mächte nennen jetzt ihre Anwälte im Auslande so.

Das Leben unter christlichem Szepter und der Aufenthalt unter Landsleuten, ja unter heimischer Gerichtsbarkeit lockte natürlich viele abendländische Kaufleute namentlich nach Syrien. Hier brauchten sie nicht einmal weite und gefahrvolle Reisen ins Binnenland zu machen, sondern in ihren befestigten Hafenplätzen konnten sie in aller Ruhe die Ankunft der Karawanen von dorther abwarten. Noch waren Eden und namentlich Bardâd Stapelplätze der Waren des fernfernen Wunder-Ostens und Rakka am mittleren Euphrat sowie das christliche Edessa vermittelten den Weiter-

[1]) Heyd, Wilhelm: Geschichte des Levantehandels im Mittelalter. Stuttgart 1879, J. G. Cotta. Bd. I, S. 175.

handel über Háleb nach Antiochia, sowie über Hama und Höms nach Laodicea, Tortosa und Tripolis. In Damaskus traf eine Abzweigung des östlichen Zuges sogar mit dem Landstrang des südlichen zusammen, der von Eden und Mekka herbeieilte, sowie mit der Straße von Ägyptenland, welche auch der Stadt Tiberias größere Bedeutung verlieh. Den großen Warenaustausch, der somit im palästinischen Hinterlande stattfand, zapften die Seestädte im Westen an. Akkon, der Hauptpilgerhafen, stand unter ihnen an der Spitze, dann folgten Tyrus, Berût, Háïfa, Joppe.

Außer dem Durchgangshandel aus Indien und China boten die Kreuzfahrerstaaten dem Abendlande auch mancherlei eigne Erzeugnisse. Südfrüchte, Weine, Olivenöl, Zuckerrohr, baumwollne und seidene Gewebe, Töpferwaren und tyrische Glassachen luden die Galeeren in ihre runden Bäuche. Während die Schiffe den stürmischen Winter gern vermieden, wurden im Sommer meistens zwei umfassendere Fahrten von den südeuropäischen Häfen nach Syrien unternommen. Außerdem gingen ganze Flotten von Pilgerschiffen ab.

Die nahe Berührung mit dem mohammedanischen Orient führte die Abendländer natürlich auch in engere Beziehungen mit den noch byzantinischen Teilen. Hier gründeten die italienischen Städterepubliken ebenfalls Kolonien mit eignen Quartieren, deren Bewohner von den Griechen *βουργέσιοι* genannt wurden. Übrigens erging es ihnen unter dem christlichen Szepter nicht allzu gut. Vielmehr wurden sie häufig von der Regierung gequält, gefangen gesetzt, geplündert, vom Mob unter Massakern gemetzelt, ja des Landes verwiesen. Trotzdem aber war die Zahl der „Lateiner" zeitweise recht bedeutend, z. B. betrug sie um 1180 in Konstantinopel 60 000, fast alles Italiener und zwar meist Venetianer.

Selbst im Innern Kleinasiens saßen italienische Händler zerstreut in einigen Handelsstädten, so in Philadelphia bei Sardes, der zeitweiligen Grenzstadt gegen die Türken, in Pejü nördlich davon, in Abydos am Hellespont. Im 13. Jahrhundert hielten sich in der Hauptstadt des Sultanats Ikonium abendländische Kaufleute auf, von denen einige das einträgliche Monopol des Alaunhandels erworben hatten. Provençalen exportierten Alaun, Wolle, Leder, Rohseide und Seidenzeuge von Ikonium durch das christliche Kleinarmenien nach dem Königreich Kypern. Der Hafen Satalia an der Südküste, der 1207 aus christlicher Hand in die Gewalt Ikoniums überging, ward häufig von Abendländern angelaufen und stand durch venetianische Schiffe in regelmäßigem Warenaustausch mit Ägypten.

Der Handel Europas mit Syrien erlitt gegen Ende des 12. Jahrhunderts einschneidende Veränderungen durch Saladins von Ägypten erfolgreiche Angriffe auf die Kreuzfahrerstaaten. Indem die Kreuzzügler in ihrer Bedrängnis auf die italienischen Städterepubliken mehr als je angewiesen waren, wuchs deren Bedeutung und Einfluß hier am Rande des Orients ganz bedeutend. Allerdings blieb die christliche Machtzone von nun an auf einen nur wenige Stunden breiten Küstenstreifen beschränkt und ihre Karawanen waren schon kurz nach dem Abmarsch der Gnade der Mohammedaner verfallen. Akkon, jetzt die Residenz des Königs, zog noch mehr als vorher das Hauptverkehrsleben auf sich, so daß hier die größte Niederlassung abendländischer Kaufleute war. Außer italienischen Händlern fanden sich südfranzösische, ja sogar englische ein und besuchten die Handelsmetropole Damaskus, segelten nach Damiette, nach Ania in Kleinasien und nach Byzanz. Tyrus bestand neben Akkon ebenfalls ganz erfolgreich weiter und Berût legte am Beginn des 12. Jahrhunderts den Grund zu seiner heutigen Blüte. Auch weiter nördlich in der Grafschaft Tripolis, im Fürstentum Antiochien und in Kleinarmenien arbeiteten abendländische Kontore.

Nicht nur mit Vorderasien, sondern auch mit den Häfen Nordafrikas unterhielt Marseille damals einen lebhaften Verkehr und exportierte nebst indisch-chinesischen Waren von Ägypten auch mancherlei nordafrikanische Erzeugnisse. Provençalische Fondachi bestanden während des 13. Jahrhunderts in einer ganzen Reihe dortiger Küstenstädte. Ihnen schlossen sich einigenorts solche von Barcelona an.

Entsprechend der nunmehr größeren Rolle der syrischen Kolonien ordneten die Mutterrepubliken deren Verwaltung in der Folgezeit etwas anders. Namentlich faßte man sie zusammen unter einem Oberbeamten, den die Venetianer Bailo nannten (bajulus Syriae), während die Genuesen zwei Consules die Zentralgewalt überantworteten. Ihnen lag u. a. auch die Gerichtsbarkeit über ihre Landsleute ob, wie das noch heutzutage in den mohammedanischen Staaten üblich ist. Die vielen Streitigkeiten zwischen den Kaufleuten der einzelnen Staaten, die manchmal in förmliche Kämpfe, zwischen Venedig und Genua sowie zwischen diesem und Pisa sogar zu erbitterten Kriegen ausarteten, mögen den Orientalen kein allzu günstiges Bild von europäischem Wesen beigebracht haben. Der gegenseitige Handelsneid trug schließlich nicht am wenigsten bei zum Untergang der Kreuzfahrerstaaten. Ausgangs des 13. Jahrhunderts wurden

Háleb im 17. Jahrhundert

durch die mohammedanischen Eroberungen auch die Quartiere und Warenlager der Südeuropäer vernichtet.

Doch ließen sich die Handelsbeziehungen der Abendländer mit den Orientalen durch die Verluste nicht ganz und gar abschneiden. Auch fernerhin suchten europäische Kaufleute Damaskus, Háleb und andere Binnenstädte Syriens auf. Der Fürst von Háleb hatte den Venetianern schon im Anfang des 13. Jahrhunderts Fondaco, Bad und Kirche eingeräumt. Sie importierten hier Perlen, Edelsteine, Silber, Kupfer, Tuchwaren und exportierten die heimische Baumwolle sowie die Spezereien Indiens, besonders den in Europa sehr begehrten Pfeffer.

Eine vielleicht noch größere Rolle in den Plänen der Franken aufs Morgenland spielte Ägypten, dasjenige Durchzugsland, in dem der Überlandverkehr des Indienhandels aufs kleinste Maß beschränkt war. Das Pharaonenreich galt deshalb auch als forum publicum utrique orbi, als Hauptmarkt beider Welten. Wenn auch die indischen Waren Schiff und Besitzer häufig schon in Eden wechselten, so erblickte man in Ägypten doch noch ziemlich häufig indische Trachten. Die Waren wurden damals von Eden durch arabische oder ägyptische Daus bis Aidab[1]) geführt und von hier auf Kamelbuckeln (vielleicht bei Kus oberhalb Koptos) an die Nilschiffe geschleppt, welche sie zum Meere fuhren.

Dort stand Alexandria immer noch an der Spitze, wenngleich ihm Damiette, namentlich als Markt für Indienwaren, wenig nachgab. Mit Rosette hingegen ging es im 13. Jahrhundert allmählich bergab. Hier in den Deltaorten konnten die Abendländer die Spezereien Indiens billiger einkaufen, als in Vorderasien, da die Seefracht und die geringere Menge der Zölle sie weniger belasteten. Außerdem boten Ägyptens Scholle und Industrie selber wichtige Waren zum Ankauf, während seine einseitig ackerbauliche Ausstattung es schon damals stark auf größere Zufuhren von außen anwies, namentlich auf solche von Holz und Eisen.

Anderseits sprachen manche schwerwiegenden Gründe gegen nähere Beziehungen Europas mit Ägypten. Die Bedrohung der syrischen Kreuzfahrerstaaten Syriens durch Ägypten als den Hauptbesitzer des Hinter-

[1]) Nach Vivien de Saint-Martin (Le Nord de l'Afrique, S. 262) nahe dem Kap Elbe unter 22° Nordbreite.

landes ließ gerade das Nilreich als Prototyp des islamischen Orients erscheinen. Die heimischen Regierungen weniger wie namentlich das Papsttum predigten es als Christenpflicht, den Ungläubigen keine Waren zuzuführen. Jeder Kaufmann, der nach Ägypten handelte, lud den Makel schlechten Christentums auf sich. Aber die Aussicht auf die hohen Gewinne überwand doch vielerlei Bedenken und selbst rücksichtslose Bestrafung, zumal die Sultane selber die fremden Krämer meist sehr wohlwollend aufnahmen, besonders falls diese das so bitternötige Schiffsbauholz, Teer, Metalle, Waffen u. dergl. feilboten. Gerade derartige Gegenstände aber waren von der Heimat für den Ägyptenhandel verboten.

Genua und Venedig standen auch hier an der Spitze der europäischen Kolonien, Amalfi schied ziemlich bald aus, Salerno und Pisa waren ebenfalls stark vertreten. Alljährlich liefen mehrere hundert fränkische Schiffe den Hafen Alexandrias an und eine große Anzahl Kaufleute (1215 z. B. 3000 Personen) ließ sich dauernd dort nieder.

Ihr Lebenswandel litt aber, trotz vieler theoretischer Versprechungen, recht unangenehm unter Plackereien von seiten der Mohammedaner. Der Gouverneur von Alexandria nahm den Schiffen die Segelstangen und Steuerruder bis zur Abfahrt und bis zur Lösung aller Verbindlichkeiten. Wenn Gefahr von fränkischen Staaten drohte, ließ der Sultan jedesmal die dortigen Europäer scharf überwachen oder gefangen setzen.

Anderseits tat die ägyptische Regierung mancherlei für ihre Franken, was uns heute höchst verwunderlich vorkommt. So sorgte sie für die Instandhaltung der Fondachi, die übrigens an Freitagen mußten geschlossen bleiben.

Die Zahl der europäischen Gemeinwesen, die Faktoreien hielten, vergrößerte sich im Laufe der Zeit immer mehr. Zu den Venetianern, Pisanern und Genuesen gesellten sich die Ragusaner, Anconesen, Städter Apuliens, Sizilianer. Ferner fanden sich Leute von Marseille, Montpellier, Narbonne und Aragon.

Um die Wende des 13. Jahrhunderts traten übrigens Ereignisse ein, welche der Förderung europäischer Beziehungen zu Ägypten nicht günstig waren. Die Mamlukensultane hatten zu sehr die Bekämpfung der Ungläubigen im Sinne. Z. B. ward die Mündung des Flusses von Damiette verengert, damit große Schiffe ihn nicht mehr einlaufen konnten, sondern ihre Ladung in Nilbarken umleichtern mußten.

Ende des 13. Jahrhunderts erlebte der Orienthandel eine erhöhte Blüte, da Innerasien dem Weltverkehr mehr als bisher erschlossen wurde.

Im byzantinischen Kaisertum errangen sich die Genuesen immer mehr den ersten Platz unter den europäischen Nationen. Gegenüber der Altstadt von Konstantinopel und von ihr durch das Goldene Horn getrennt, erstand ihnen eine eigene Stadt, deren Leiter ein Handelsamt (officium mercanciae) beratend zur Seite stand. In Smyrna, Phocäa und Chios besaßen sie ebenfalls Niederlassungen. Ihnen gegenüber traten die anderen seefahrenden Staaten zurück, doch fehlte keiner von ihnen völlig.

Pera war der Hauptmarkt. Hier strömten die Gewürze, Farbstoffe und Arome Indiens und Persiens zusammen. Höchstens Alexandria vermochte darin der Meerengenstadt den Rang abzulaufen. Am Goldhorn sah man das Alaun und die Galläpfel des benachbarten Kleinasiens, Pelzwerk aus dem hohen Norden, Getreide aus Südrußland und Thrakien. Die Weber Europas bezogen von hier Rohseide aus Persien, Schafwolle und Ziegenhaar aus Inner-Anatolien, Flachs aus Griechenland und Alexandria. Anderseits fertigten sie hierhin ab Wolltücher aus Flandern, Frankreich und Toskana, Leinen aus der Champagne, Gold- und Silbergarne von Lucca und Genua. Italienische Weine begegneten sich hier mit solchen aus Kypern und Rhodos. Spanien sandte getrocknete Feigen, Neapel und Trapezunt Nüsse, Italien Olivenöl, Griechenland und die Tartarei Wachs, Kypern das Schlafmittel Laudanun, Chios den Mastix. Allmählich überflügelte die rein westländische Vorstadt Galata die eigentliche Hauptstadt durch viel höheren Warenumsatz beträchtlich. Durch die Festsetzung der Osmanen zu beiden Seiten der Dardanellen erlitt der Handel Konstantinopels und damit auch die Beziehungen der Franken zu dem nördlichen Teile Vorderasiens mancherlei Einbuße.

Politisch ganz auf sich allein gestellt war die Johanniterinsel Rhodos, die trotz dem sehr kriegerischen Auftreten ihrer Herren grad in dieser Zeit für den Handel bedeutungsvoll wurde. Rhodos diente Kauffahrteischiffen, die nach Anatolien, Kypern, Syrien und Ägypten liefen, als Station und besaß viele Banken und Geldwechsler.

Kleinasien war durch die Türkstämme allmählich fast ganz mohammedanisch geworden. Die Seldschuken rüsteten sogar Kaperflotten aus, welche die Inseln des Ägäermeeres und die byzantinischen Festlandsküsten brandschatzten, was von den europäischen Seemächten durch ähnliche

Baṛdâd im 17. Jahrhundert

Maßnahmen erwidert wurde. Smyrna z. B. blieb die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts hindurch wieder christlich, doch scheint es damals keine bemerkenswerte wirtschaftliche Bedeutung besessen zu haben.

Dagegen erwiesen sich zwei türkische Städte, Altoluogo (Ephesus) und Palatia (Milet) als wichtige Handelspunkte. In jenem warfen die Anatolier Baumwolle, Wolle, Korn u. a. auf den Markt, die Abendländer importierten französische Wolltücher, Silber, Wein und Seife und nahmen mit sich Alaun von Kutaja, Getreide, Wachs, Reis und ungesponnenen Hanf. Venedig unterhielt hier sogar ein Konsulat und in der dicht am Meer erstandenen Altstadt ließen sich viele christliche Kaufleute nieder, denn die Verkehrsbeziehungen Altoluogos reichten bis weit ins tartarische Innerasien hinein.

In Palatia bot man ebenfalls viele anatolische Waren feil, so Safran und Sesam, Honig und Wachs, Rosinen und Galläpfel, Alaun, rotgegerbtes Leder, Teppiche und Sklaven. Der Handel, dessen Einfuhr Tücher, Zinn, Seife, Blei u. a. umfaßte, lag größtenteils in den Händen der Genuesen und Rhodiser. Daß der kommerzielle Einfluß der Italiener in den türkischen Kleinstaaten Westanatoliens damals recht bedeutend gewesen sein muß, erkennt man daran, daß die Fürsten von Saruchan, Aidin und Mentesche für den Verkehr der Anatolier mit den Italienern besondere Münzen prägen ließen.

Auch an der Südküste Kleinasiens, die ebenfalls türkisch geworden war, blühte der Frankenhandel trotz mancher Belästigungen fort. Die Genuesen vermittelten einen lebhaften Verkehr Südanatoliens mit Syrien und Ägypten. Die Stadt Kandelor oder Alaja war hier ein wichtiger Brennpunkt, der auch besonders mit Kypern eng verkehrte. Übertroffen ward es allerdings von dem gartenreichen Satalia, wo die Abendländer in der eignen Hafenvorstadt Mina wohnten. Ihre Tore wurden mit Einbruch der Nacht und zu den Freitagsgebeten von den Mohammedanern geschlossen. In der Einfuhr des Platzes erschienen französische und lombardische Wolltücher, die in recht lebhaften Farben verlangt wurden. Zeitweise stand sowohl er wie auch andere Küstenstädte unter der Gewalt des kyprischen Königs.

Das Innere Kleinasiens wurde von Franken anscheinend gar nicht aufgesucht, sondern nur von ägyptischen und syrischen Kaufleuten durchzogen. In Nordanatolien hingegen, nicht nur im christlichen Kaisertum Trapezunt, sondern auch im seldschukischen Fürstentum Kastamuni,

fanden sich fränkische Händler häufig ein. Samastro (Amasserah), Sinope und Simisso (Ssamssûn) wurden oft von abendländischen Fahrzeugen berührt, wenngleich aus ihnen öfters gefährliche Seeräuber ausliefen. In Sinope, das viel Fische und Metalle ausführte, besaßen die Genuesen und Venetianer Konsuln. Simisso zerfiel sogar politisch in einen mohammedanischen und in einen christlichen Teil, der anfangs den Griechen, später aber den Genuesen gehörte.

Auch in Syrien und Ägypten hob sich der Handel der Europäer nach dem letzten Niedergang wieder wesentlich. Der Sultan in Kairo konnte die Franken überhaupt kaum entbehren, ja diese selber waren der Ansicht, daß ein Kreuzheer Ägypten leicht überwältigen könnte, wenn sie nur einmal sechs Jahre lang den Ägyptern keine Spezereien abnehmen und keine Waren zuführen wollten. Danach zu urteilen, muß der Orient schon damals in nicht geringer wirtschaftlicher Abhängigkeit von Europa gestanden haben, eine Tatsache, die bisher anscheinend noch nicht beachtet worden ist. Namentlich die Venetianer beherrschten den Ägyptenhandel im 14. Jahrhundert, trotz vieler Verbote des Papstes und zeitweise selbst der Signoria.

Übrigens scheint es, daß die inneren Teile Ägyptens und Syriens grade jetzt viel weniger von Abendländern aufgesucht wurden. So fanden sich in Háleb und Damaskus vermutlich gar keine Europäer mehr. Offenbar wirkte die Schlappe des Untergangs der Kreuzfahrerstaaten für die Christen noch unvorteilhaft nach. Dafür konzentrierte sich ein sehr großer Teil des fränkischen Handels in dem noch christlichen Königreich Kypern (Famagusta), dessen Lage sich zur Versorgung und Ausbeutung der anatolischen, syrischen und auch ägyptischen Häfen als recht günstig erwies. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts vermehrten sich übrigens die direkten Verbindungen der fränkischen Handelswelt mit Syrien wieder.

Während aber in Syrien die beiden Emporen Damaskus und Háleb stets die äußersten Stätten waren, bis wohin abendländische Kaufleute vorstießen, dehnte sich deren Bereich im christlichen Kleinarmenien weiter ins Innere, den Dschihân aufwärts bis etwa an den oberen Euphrat. Hier an der kilikischen Küste war Lajazzo (heute Ajas) der Haupthafen, der nicht nur das ganze Hinterland beherrschte, sondern bis nach Háleb hin handelte. Es war einer der wichtigsten Hafenplätze von allerhand Spezereien, die durch lange Karawanen aus Innerasien verfrachtet wurden.

Infolgedessen wohnten hier auch abendländische Kaufleute in größerer Zahl. Sie handelten namentlich feinere Spezereien ein, bei denen die hohen Kosten des Landtransportes nicht so sehr ins Gewicht fielen.

Die Hauptstraße kam über Erserûm, Ersindschan und Ssiuâs von Tauris (Täbrîs) her, der Hauptstadt des jungen Mongolenreiches, dessen geringer Fanatismus und niedrige Zölle dem Aufschwung des asiatischen Landhandels günstig waren, so daß Baṛdâd und Bassora im Lauf des 14. Jahrhunderts ziemlich in den Hintergrund traten. Wie belangreich der Verkehr zwischen Lajazzo und Tauris grade für die Franken war, erkennt man daran, daß die Genuesen in der Stadt Salvastro (Ssiuâs) schon um 1300 ein Konsulat und also wohl auch eine Kaufmannskolonie besaßen. Ja viele südeuropäische Händler begingen die Karawanenstraße von Lajazzo nicht nur bis Salvastro, sondern weiter bis Tauris und tief nach Persien hinein, ein Vordringen, das in einem streng mohammedanisch regierten Staatswesen wie Ägypten damals ganz unmöglich war.

Außer nach Osten wandten sich die Franken von Lajazzo aber auch nach Nordwesten ins Sultanat Ikonium, zumal seitdem das hierfür eigentlich günstiger gelegene Tarssûs für Seeschiffe anfing unzugänglich zu werden. Während der Handel mit Ägypten durch die päpstliche Handelssperre zeitweise manche Einbuße erlitt, wuchs gerade hierdurch derjenige Kleinarmeniens nicht unbeträchtlich an, zumal ja christlicher Boden die Abendländer aufnahm. Hier konnten sie ohne jenes Gefühl der Unsicherheit mit den Sarazenen umgehen, das sie in Syrien und Nordafrika doch niemals verließ.

Die venetianische Kolonie, die außer in Lajazzo auch in Tarssûs, Ádana, Sis und Mamistra bestand, benahm sich ganz wie zu Hause, und beschäftigte sich nicht nur mit Handel, sondern sogar mit Gewerben zur Verarbeitung der Pelze, Felle, Seide und Wolle des Landes. Die Genuesen importierten Wein und Öl, Weizen und Gerste, Tücher und Zeug Europas und führten Spezereien, Eisen, Vieh, Häute und Sklaven aus.

Die christlich-armenischen Könige taten alles mögliche, um die Abendländer heranzuziehen, da sie von ihnen allein Hilfe gegen den Islâm zu erwarten hatten. In der Mitte des 14. Jahrhunderts aber geriet Kleinarmenien in Abhängigkeit von Ägypten und Lajazzos Fall (1347) leitete auch seinen wirtschaftlichen Niedergang ein. Die christlichen Kaufleute befanden sich von nun an hier ebenfalls in islamischem Land, zogen sich allmählich zurück und verschwanden schließlich bis auf kümmerliche Reste.

Smyrna im 17. Jahrhundert

Übrigens bewegte sich niemals der ganze Export der Mongolenresidenz Tauris nach Lajazzo. Vielmehr zweigte ein beträchtlicher Teil in Hocharmenien nach Trapezunt am Schwarzmeer ab. Während sich die Bewohner dieses seit 1204 bestehenden Kaisertums mehr mit Ackerbau, Industrie und Kleinhandel befaßten, überließen sie den Großhandel zwischen Tauris und Europa den Franken. Infolgedessen siedelte sich auch hier gar bald ein zahlreicher Stamm abendländischer Händler unter Konsuln an, welche die Spezereien Indiens, die Drogen Persiens und die Seidenzeuge Chinas nicht nur einfach ausführten, sondern die sich auch selber auf den Weg nach Tauris machten. Seltsamerweise erschienen hier zuerst Marseiller Unternehmer auf dem Plan, nach ihnen die Genuesen und noch später die Venetianer.

Persien selber bot zu viel eigne und aus anderen Ländern zusammengezogene Schätze und seine Mongolenregierung war zu liberal, als daß die Abendländer es hätten unterlassen können, die wichtigeren Städte selber aufzusuchen. Edelsteine (Türkise, Rubine, Lapis lazuli), Perlen aus dem Persergolf, Seide vom nördlichen Alburs, Indigo von Kerman, Gewebe von Jesd, seidne und baumwollne Zeuge aus Isfahan, Schuschter, Schirâs und Nischapur, Goldbrokate aus Kurdistân u. dgl. Waren schienen wohl geeignet, die Fremden von weither anzulocken und sie die Mühsale der Reise vergessen zu machen. Namentlich waren es außer den Venetianern die Genuesen, die in Tauris saßen und im Kaspischen Meer sogar einen Schiffsverkehr einrichteten, indem sie ihre Fahrzeuge vom Schwarzen Meer wahrscheinlich durch Don und Wolga herbeiführten. Sogar in Sultaniah, der viel weiter südöstlich gelegenen zweiten Residenz der Mongolenchane, unterhielten sie eine Kolonie mit einem Konsul. Wie unsicher die Lage der Abendländer aber war, ersieht man daraus, daß sich die Genuesen in Tauris nach einer Burg in der Nähe umsahen, in die sie sich und ihre Waren in Gefahrsfällen flüchten konnten.

Im Gegensatz zu Ägypten, dessen Sultan die Europäer ängstlich von dem Handelswege nach Indien fernhielt, legten die Tatarenherrscher Irans ihnen keine Hindernisse in den Weg nach dem fernen Osten. Die Karawanen bewegten sich hier von Tauris über Kaschan, Jesd und Kerman nach dem Emporium Ormus am Ausgang des Persergolfs. In dessen Hafen stapelten die Indienfahrer ihre wertvollen Waren in geräumigen Basaren auf. Selbst Europäer konnte man hier öfters handeln sehen, von denen manche nach Indien oder gar nach China weitergingen, was für damalige Zeiten höchst anerkennenswerte Leistungen waren.

Überblickt man die Hauptblütezeit des Orienthandels während des 14. Jahrhunderts, so zeigt sich sehr deutlich, daß die Faltengebirgsteile Vorderasiens, der arohetitische Orient also, den Franken viel zugänglicher waren als die arabisch-libuberberischen Gegenden des Morgenlandes. Das hängt damit zusammen, daß infolge der etwas geringer orientalisch ausgebildeten Natur jenes Gebiet noch nicht so gründlich islamisiert war. Christliche Küstenlandschaften boten bequeme Möglichkeiten zum wirtschaftlichen Angriff. Tolerante Regierungen im Innern (Türken Ikoniums, Mongolen Irans) erhoben keine großen Schwierigkeiten.

Es ist aber nicht anzunehmen, daß das Beispiel der Abendländer irgendwo anders europäisierend gewirkt hat als in den wenigen christlichen Küstenstädten wie Lajazzo und Trapezunt. Anderswo war ihre Zahl doch zu klein und aus Handelsinteressen wohl auch zu vorsichtig, als daß sie den europäischen Charakter mehr als unbedingt nötig hervorgekehrt hätten.

Deshalb kommt man zu dem Ergebnis, daß das etwa vierhundertjährige starke Andrängen des Abendlandes gegen den Orient sowohl wirtschaftlich wie staatlich-militärisch nur von geringen Dauererfolgen begleitet wurde. Die Rassenmischungen der Orientalen waren noch zu neu und zu belebend, der Islâm noch zu agressiv, die Kultur des Altertums noch zu nachwirksam, die Kultur Europas aber noch zu wenig entwickelt, Europas Mittel selber auch nicht groß genug und noch nicht hinreichend ausgiebig erschlossen, als daß der Ansturm gegen das Morgenland von umfangreichem Erfolg hätte begleitet sein können. Es war nur der Versuch zu einer Metamorphose, den der Orient siegreich abschlug. Als solcher verdient er grade in unserer Zeit, wo wir wieder mit einer Metamorphose des Ostens beschäftigt sind, unsere eingehende Aufmerksamkeit.

Der Rückzug der Franken

Schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, noch mehr aber im Beginn des 16., begann der Verfall des Levantehandels und damit das Abflauen der ersten abendländischen Attake gegen den Orient. Ein Hauptgrund liegt in dem Umsichgreifen der ottomanischen Macht sowohl im Orient selber als auch in Europa, wodurch der

Islâm seine letzte Periode des angriffsweisen Vorgehens gegen die Franken erlebte. Die zweite noch wesentlichere Ursache ist die völlige Verschiebung der Welthandelsstraßen durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien ums Kap seitens der Portugiesen, eine der folgenschwersten Umwälzungen im Wirtschaftsleben der Erde, die das Morgenland bis zur Eröffnung des Sueskanals (1869) zu einem Seitenwinkel des Weltverkehrs erniedrigte.

Schon die Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453) war ein schwerer Schlag für das Abendland, das damit seines Hauptvorpostens gegen den Orient beraubt wurde. Die Anknüpfung der alten Handelsverbindungen dort geschah unter bedeutend ungünstigeren Bedingungen, als sie zur Byzantinerzeit bestanden hatten. So z. B. mußten sich die stolzen Venetianer nunmehr bequemen, Zölle zu entrichten, und anstatt geschmeidigen Griechen zu imponieren, mußten sie sich jetzt vor siegprotzenden Barbaren ducken. Jedes Schiff, das die vom Sultan rasch befestigten Dardanellen passierte, wurde von den dortigen Schlössern angehalten und eingehend untersucht. Schließlich brach ein langjähriger Krieg zwischen Venedig und den Osmanen aus, der jene die Vorherrschaft im ägäischen Archipel kostete und der abendländischen Schiffahrt überhaupt viel Schaden verursachte. Die Republik durfte zwar auch weiterhin eine Kolonie unter einem Bailo halten, mußte jedoch (1479) der Pforte alljährlich 10 000 Dukaten zahlen, nur um mit türkischen Häfen verkehren zu dürfen. Die Stellung der Europäerkolonien wurde aber allmählich so heikel, daß sich zeitweise niemand zu dem Amte des venetianischen Bailo bereit finden ließ. Peras Rolle verringerte sich immer mehr, da sich die Pforte die lächerlichsten Willkürlichkeiten gegen die Franken herausnahm.

Im mastixreichen Chios erhielt sich noch eine Zeitlang die Herrschaft der Genuesen, bis auch sie (1566) trotz redlicher Tributzahlungen vertrieben wurden. Nur die Florentiner traten mit den Türken in näheren Handelsverkehr, indem sie Stambul meistens quer durch die Südosteuropäische Halbinsel aufsuchten, weshalb ihre Macht den Sultanen nicht gefährlich scheinen mochte. Sie waren auf der Pforte völlig Hahn im Korbe, nahmen teil an den Beratungen und geberdeten sich als vertrauteste Freunde. Außer am Goldhorn saßen florentinische Kolonien in Brussa, Chios und Rhodos. Neben ihnen gelang es den Anconesen, Sienesen, Ragusanern und Catalanen, die Gunst der Sultane zu erwerben und als begünstigtere Nationen dem Handel obzuliegen.

War somit die Türkenherrschaft dem Seehandel der Europäer nicht günstig, so tat sie auch dem Zuzug der Landkarawanen aus Innerasien Abbruch. Nicht nur viele Stapelplätze der Mittelmeerküste lagen durch ottomanische Zerstörung halbverödet da, sondern die anderen erhielten längst nicht mehr so viel Waren, weil die Zugangswege unsicherer geworden waren. Die Ausfuhr der Türkei bestand in der Hauptsache nur mehr aus eignen Erzeugnissen, wie Kamelotten[1]) von Ángora, Teppichen, Korduanarbeiten, Wachs, Alaun, Baumwolle, Früchten und dem rötlichen Farbstoff Kermes. Die Europäer führten aus dem Westen namentlich Wolltücher und Seidenzeuge ein.

In Kleinasien selber tat die Niederwerfung der kleinen mohammedanischen Fürsten durch den Sultan dem Handel und Einfluß der Franken auch mancherlei Abbruch. Die älteren Abmachungen der Fremdenkolonien wurden nicht mehr respektiert. Teilweise Unterstützung des Sultans fruchtete wenigstens auf die Dauer nichts. Denn das von den Türken an die Genuesen abgetretene Samastri am Schwarzmeer blieb ihnen nicht gar zu lange. In Ssamssûn gehörte ihnen auch die eine Hälfte der Stadt, auf Bogenschußweite von der türkischen getrennt. Von hier aus exportierten sie die Erzeugnisse des gebirgigen Hinterlandes, Bauholz, Alaun, Kupfer, Silber, Wolle, Maroquinleder u. dgl. und versorgten die Einwohner mit europäischen Manufakturwaren, ein Vorgang, der sich auch heute nicht unähnlich vollzieht.

Im östlicher gelegenen Kaisertum Trapezunt spielten die Genuesen zwar eine große Rolle, doch erlitten sie vom Mob mancherlei Belästigungen, ja sogar Verwüstungen ihres Quartiers. Die Venetianer fertigten vom zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts bis in die zweite Hälfte des folgenden jährlich sechs bis acht Galeeren von der Lagunenstadt nach Trapezunt ab. Doch stockte der Dienst seit der türkischen Besetzung des Bosporus manchmal. Gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts erwarben auch die Florentiner einen Fondaco in Trapezunt und hielten dort Konsuln. Doch trat schon 1461 mit der Eroberung durch die Türken auf lange Zeit ein starker Niedergang des italienischen Schwarzmeerhandels ein.

Infolge der Sperrung der nördlichen Handelswege vom Mittelmeer nach Innerasien, mußten sich die Franken wieder mehr den südlichen Straßen zuwenden. Daher blühten vom Ausgang des 14. Jahrhunderts an ungefähr hundert Jahre lang Ägypten und Syrien wieder

[1]) Ein anatolischer Stoff aus Ángorawolle mit Tuchkreuzung.

auf. Es war die letzte wirtschaftliche Anstrengung vor dem Eintritt der Agonie. Noch einmal bot sich den Franken Gelegenheit, den Orient zu metamorphosieren. Aber sie wurde nicht mehr ausgenutzt, da sich Europas allmählich wachsende Kraft ferneren und ganz neuen Zielen zuwandte.

In Alexandria finden wir auch während des 15. Jahrhunderts die kopfreichste Fremdenkolonie und den hochwertigsten Warenumsatz. Ihm gab Damiette nicht allzuviel nach, während Rosette, der Hauptkriegshafen Ägyptens, unter dem Verbot litt, welches Abendländern die Durchfahrt der Mündung seines Nilarms verwehrte. Die Stadt konnte von ihnen nur zu Lande erreicht werden, was unnötig viel Zeit und Geld wegnahm. Auch Burlos wurde wegen des Fischreichtums seines Haffes viel aufgesucht. Durch eine Anzahl Reisebeschreibungen und Handelsberichte sind wir über das Leben der Europäer im damaligen Ägypten ziemlich gut unterrichtet, so daß es sich verlohnt, es als Typus der damaligen Stellung der Franken näher zu schildern.

In Alexandria war den Christen ein besonderes Hafenbecken eingeräumt, während ihnen das mohammedanische nicht nur auf der See-, sondern auch auf der Landseite verschlossen blieb. Über einlaufende Schiffe wurde nach Kairo mittels Brieftauben sofort genau berichtet. Auch jetzt noch nahm die Hafenverwaltung den Fahrzeugen Steuerruder und Segel bis zur befriedigenden Erledigung aller Angelegenheiten, wobei oft genug willkürliche Erpressungen vorkamen. Die Ladung ward auf das Zollamt geschafft, während die Ankömmlinge erst durch ihren Konsul anerkannt werden und einen, später gar zwei Dukaten zahlen mußten.

Nun erst durften sie in die fremde Stadt hineinschreiten und sich zu ihrem Fondaco begeben. Das waren viereckige Gebäudekomplexe, die einen oder mehrere innere Höfe umschlossen und nach außen hin verteidigungsfähig waren. Im Erdgeschoß lagen die Waren, während in den oberen Stockwerken die Kaufleute selber wohnten. Die Fondachi gehörten übrigens nicht etwa ihren Bewohnern zu eigen, sondern wurden ihnen von der ägyptischen Regierung nur zur Verfügung gestellt, ein Entgegenkommen, das wohl mehr zollamtlichen und polizeilichen Erwägungen, als menschenfreundlichen Regungen entsprang. Der Konsul, dem Sultan eine wertvolle Geisel, von ihm auch mit 200 Dukaten jährlich besoldet, wohnte ebenfalls ständig im Fondaco und neben ihm ein Fundicarius oder Verwalter. Um die Sarazenen möglichst fernzuhalten, stellten die Venetianer ein unreines und verächtliches Schwein in den Hof. Nachts und

Alexandria im 17. Jahrhundert

während der Freitagsgebete wurde der Fondaco durch einen Mohammedaner von außen geschlossen und bei hoher Strafe durfte dann kein Europäer die Gassen betreten. Man sieht, die Fondachi waren mehr milde Gefängnisse als Freistätten und die Fremden mögen sich meistens nicht wohl in ihnen gefühlt haben. Erst wenn man diese Behandlung der Europäer mit ihrer heutigen Stellung vergleicht, sieht man ein, wie ungeheuer doch ihr Einfluß seitdem gestiegen und wie schmählich die einstige Macht des Orients zur Ohnmacht zusammengesunken ist.

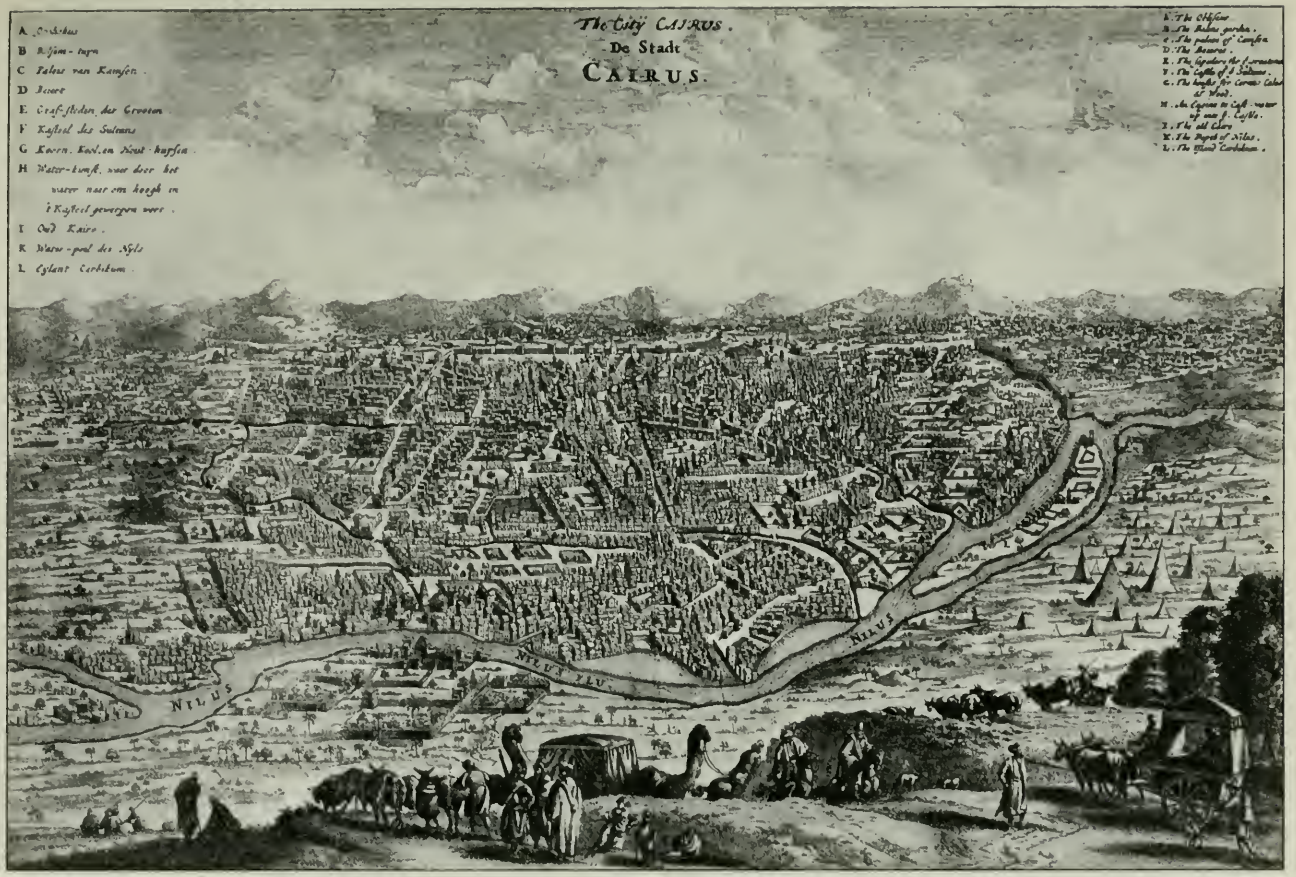
Die Zahl der Fondachi war in Alexandria ziemlich bedeutend, doch richtete sich ihre Größe nach der Handelsbedeutung der Nationen. Nur die Venetianer hatten zwei inne, während alle anderen je einen besaßen, oder gar zu zwei Nationen in einem einzigen Gebäude hausten. Genuesen, Pisaner, Florentiner, Anconitaner, Nordfranzosen, Marseiller, Narbonner, Catalanen, Kreter, Kyprer, Griechen Konstantinopels gehörten zur ersten Kategorie, die Neapolitaner und Gaetaner hingegen teilten sich in einen Fondaco.

In diesen wohnten auch die christlichen Priester, denen zum Gottesdienst Kapellen oder gar Kirchen zur Verfügung standen. Außerdem besaßen alle Lateiner einen gemeinsamen Friedhof.

War Alexandria der wichtigste Platz des Warenumsatzes zwischen Orient und Okzident, so spielte der Regierungssitz Kairo als Durchgangs- und Kreuzpunkt nur eine bescheidenere Rolle im Handelsleben. Deshalb war die europäische Kolonie hier auch viel kleiner und besaß weder Fondachi noch lateinische Kirchen, sondern bloß einfache Herbergen. Die Reise vom Meer hierher (meist von Rosette zu Schiff in fünf Tagen) durfte man öfters in der Landestracht unternehmen, um vor Belästigungen sicherer zu sein.

Ein weiteres Vordringen ins Land oder gar zum Roten Meer war den Franken aber streng verwehrt! Die Regierung wollte vor allen Dingen verhüten, daß der Indienhandel nicht eher als an der Deltaküste in die Hände der Christen überging, auch fürchtete sie, die Abendländer könnten mit den christlichen Abessiniern in Verbindung treten, um den Islâm von zwei Seiten anzugreifen. Deshalb wurden sogar Posten verteilt, welche heimliche (also doch vorkommende!) Versuche zu Überlandreisen mit Gewalt verhindern sollten.

Um so tätiger arbeiteten die Fremden in Alexandria. Hier führten sie Bauholz, Holzgegenstände, alle Arten Metalle, Olivenöl, Honig und Wachs,



Kairo im 17. Jahrhundert

Rosinen, Mandeln und Nüsse, Korallen, Ambra, Safran, Pelze, Wolle, Mastix, Wein, Wolltücher, Goldbrokate, Silber- und Kristallwaren, Jagdfalken und Sklaven ein. Ägypten mit seinen Hinterländern bot der Ausfuhr dagegen Zucker, Datteln, Limonen, Kapern, Röhrenkassia, Sennesblätter, Balsam, Flachs, Baumwolle, Alaun, Indigo und Webereien. Doch waren es ja weniger die Landeserzeugnisse, welche die Ausländer anlockten, als vielmehr die Spezereien aus Indien, Gewürznelken, Muskatnuß, Zimmt, Ingwer, Brasil- und Sandelholz, Elfenbein, Perlen, Edelsteine und ganz besonders Pfeffer. Übrigens gingen die Indienwaren seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts nicht mehr zu Land über das Erythräergebirge nach dem Nil Oberägyptens, sondern sie wurden jetzt zu Schiff bis E'Tor in Sinai geführt, nachdem sie in Eden aus indischer in ägyptische Hand übergewechselt waren. Zu Beginn des zweiten Viertels des 15. Jahrhunderts verlor aber Eden den größten Teil seiner Bedeutung, da dessen Herrscher den Weiterhandel nach Norden zu monopolisieren trachtete. Deshalb liefen die meisten Indienschiffe von da ab Eden überhaupt nicht mehr an, sondern leichterten erst in Dschidda. Hierdurch wuchs sich Mekka, der religiöse Mittelpunkt des Islâm, zum Hauptumschlagplatz der Indiengüter aus, so daß die ägyptischen Pilger leichtere Spezereien und kleinere Mengen gleich selber auf ihre dreißigtägige Karawanenrute mitnahmen. Nur die schwereren Sorten und die größeren Mengen lud man in Dschidda auf Schiffe, die nach Tor bestimmt waren.

Die ägyptische Regierung nutzte die Gunst ihrer Landeslage für den Indienhandel weidlich aus. Sie belegte die Waren mit hohen Zöllen (gewöhnlich 10 Proz.) beim Eintritt und beim Abgang sowie bei den Städten, ihre Beamten erpreßten mancherlei Bachschîsch für sich, die europäischen Abnehmer hatten vielerlei Aus- und Abgaben, kurz, die Spezereien kamen durch den ägyptischen Zwischenhandel um mindestens das Doppelte verteuert in Alexandria oder Damiette auf die Galeeren. Die Werte des Indienhandels waren so hoch, daß die europäischen Importe längst nicht genügten, sie zu bezahlen, vielmehr wurde der größte Teil mit Goldmünzen beglichen.

Die Zahl der fränkischen Schiffe schwankte ziemlich stark. Man kann annehmen, daß Venedig jährlich 8—13 Galeassen nach Alexandria abfertigte, von denen jede mit einer Gewürzfracht von gegen 200 000 Dukaten Wert zurückkehrte. Roh, ganz roh geschätzt, wird man die Aus- und Durchfuhr Ägyptens aus seinen Mittelmeerhäfen mithin auf vielleicht

Damaskus 1668

8—12 Mill. Dukaten ansetzen können, deren größter Teil von 60—80 europäischen Schiffen bewältigt wurde.

Wie mit Ägypten, so steigerte sich auch mit Syrien, seiner Provinz, der Verkehr der Europäer noch einmal recht bedeutend. Die Besetzung Kyperns durch die Genuesen veranlaßte deren Konkurrenten, Famagusta nicht mehr anzulaufen, sondern wieder unmittelbar mit den syrischen Häfen in Beziehungen zu treten. Außerdem wies die Sperrung der nördlichen Karawanenstraßen nach Persien durch den Untergang des christlichen Königreiches Kleinarmenien und durch Timur die Abendländer gen Süden.

In Damaskus sammelten sich durch Vermittlung der Mekkakarawanen und von Tor her größere Vorräte von Indiengütern. Andere kauften syrische Händler in dem wichtigen Umschlagplatz des Persergolfs, Ormus, oder schon in Basra oder aber erst in Calicut und führten sie durch Mesopotamien hierher. Háleb erhielt vielerlei Zufuhr durch persische Karawanen, für deren Waren Ägypten schon nicht mehr in Betracht kam.

Deshalb erregten die reich versehenen Basare von Damaskus bei den dorthin vordringenden Franken die höchste Bewunderung. Die dortige Industrie, die Zuckerbäckerei, die Erzeugung feinen Rosenwassers, hübsch verzierter Glaswaren, die Weberei seidener, leinener und baumwollner Stoffe, eingelegter Messinggefäße und herrlicher Waffen waren auch wohl angetan, lebhafte Anteilnahme zu erwecken. Damaskus sowohl wie Háleb wurden damals sehr häufig von Franken besucht. Auch Syriens Bodenprodukte, besonders Baumwolle, Pottasche und Zucker, regten zu verstärkter Ausfuhr an.

Zum Haupthafen schwang sich damals Berût empor, während Tripolis und Laodicea an zweiter und dritter Stelle kamen. Nach Berût unterhielten die Venetianer einen regelmäßigen Dienst. Fondachi fanden sich ebenfalls in wichtigeren Häfen und Binnenstädten, doch nicht in so stattlicher Zahl wie in Alexandria. Auch war die Lage der Christen hier bedrängter als dort, so daß diese z. B. ihren Gottesdienst viel heimlicher abhalten mußten, auch häufiger unter Verfolgungen litten.

Der Süden Syriens, der Hauptschauplatz der Kreuzzüge, nahm an der Handelsblüte des Nordens viel weniger Anteil. Akkon, einst der bedeutendste Hafen der ganzen Küste, hatte ausgespielt und exportierte nur noch ein wenig einheimische Baumwolle durch venetianische Kom-

Arabische Beduinin.

missäre. Ṛâsa, die Küstenstadt der großen Karawanenstraße Kairo—Damaskus, ward von Europäern damals ebensowenig besucht wie noch heute. Jaffa nannte man bloß als Hafen für Jerusalempilger, für deren Wohlfahrt besondere Konsuln (nicht Handelskonsuln wie anderswo) Sorge trugen!

Die Vernichtung der einheimischen Industrien in den meisten Städten Mesopotamiens und Syriens durch Timur, der (1401) die Meister und Gesellen nach Turan mitnahm, war ein Moment, welches das Vordringen der europäischen Gewerbserzeugnisse und des europäischen Handelseinflusses sehr begünstigte. Franken, die in Damaskus und Háleb einheimische Webereien kaufen wollten, fanden fast nur noch europäische Waren vor und hörten etwa, „daß man die seiden Tücher von Venedig herüberführet, denn der Demmerlein hett alle Meister hinweggeführet". Man kann vielleicht annehmen, daß schon seit dem 15. Jahrhundert der Bedarf dieser Teile des Orients an Manufakturwaren größtenteils von Europa aus gedeckt wird!

Die soziale Stellung der Franken selber aber verschlechterte sich in Ägypten und Syrien gegen das Ende des 15. Jahrhunderts recht wesentlich. Die Sultane versuchten die Preise der Indienwaren ganz bedeutend zu erhöhen, ließen die Konsuln und Kaufleute schon bei kleinen Anlässen verprügeln, duldeten Beschimpfungen und Aussaugungen der Fremden durch den Mob und die Beamten. Wenn die Abendländer trotzdem aushielten, so geschah es nur infolge ihrer Gier nach den hohen Gewinnen.

Doch schon im Beginn des 16. Jahrhunderts fand das Abrücken der Europäer auch aus Ägypten und Syrien statt. 1498 entdeckten die Portugiesen den Seeweg nach Indien ums Kap, was eine allmähliche Umwälzung des gesamten Orienthandels zur Folge hatte. Denn auf der neuen Route gelang es, wegen der ausschließlichen Seefahrt und des Wegfalls des Zwischenhandels und der Zwischenzölle, die Indienwaren bedeutend billiger auf den europäischen Markt zu werten. Quertreibereien Ägyptens und Venedigs, welche das neue Monopol der Portugiesen mit Schrecken erfüllte, versuchten in Indien gegen die letzteren zu arbeiten, erzielten aber keine durchschlagenden Erfolge.

Wie stark das Selbstgefühl der Europäer plötzlich gewachsen war, erkennt man an der Drohung Portugals, Mekka, die Wiege des Islâms, vom Indermeer her zu zerstören.

In nicht zu viel Jahren gelang es den Portugiesen durch Kapern und Ingrundbohren, durch den Bau einer Sperrfeste auf Sokotra und Bewachung des Bab el Mandeb, die Schiffahrt zwischen Indien und dem Orient aufs ärgste zu beschneiden. Hierdurch und durch weit billigere Angebote der Spezereien in Lissabon erreichten sie es, daß Europa seinen Bedarf bald nur noch in Portugal deckte, wogegen die Märkte der Levante aus Mangel an hinreichender Zufuhr und wegen zu hoher Preise verödeten und die Flotten der Venetianer mehr und mehr zusammenschrumpften. Während die letzteren früher alljährlich auf dem Alexandriner Markte Waren im Wert von 600 000 Dukaten aufgekauft hatten, brachten sie nunmehr kaum noch für 100 000 Dukaten heim, eine Summe, die immer tiefer sank. Und statt daß die Ägypter und Syrer durch Herabsetzung der Zölle und durch bessere Behandlung die Franken an sich gefesselt hätten, ließen sie dieselben die Handelseinbuße durch Schikanen, Erpressungen, Übervorteilungen und Plündereien arg fühlen.

Es bedurfte nur noch eines einzigen Schrittes, um die Abendländer ganz abzustoßen. Der geschah auch schon 1516 durch die Eroberung Syriens und 1517 durch die Ägyptens seitens der Osmanen. Wenn nun auch der Sultan den Handelsbestrebungen der Fremden nicht eigentlich entgegenarbeitete, so trug er doch mittelbar zu ihrer Abnahme bei, indem er den südlichen Handel im ganzen schädigte. Er suchte die alten Handelswege gewaltsam auf Konstantinopel zu konzentrieren, befahl z. B. die Anfuhr der persischen Seide dorthin statt nach Syrien, der indischen Spezereien ebendorthin statt nach Damaskus und Alexandria. Die großen Kaufherren von Kairo und Alexandria siedelte er zwangsweise am Goldenen Horn an.

So wirkten die Ablenkung des Indienhandels durch die Portugiesen und die zentralisierende Wirtschaftspolitik der Osmanen vereint dahin, die jahrhundertealte wirtschaftliche Vormachtstellung Europas in der Mittelmeerzone des Orients zu brechen!

Dafür kamen jetzt die Inderozean-Gestade des Morgenlandes unter europäischen Einfluß. Die Portugiesen bemächtigten sich 1515 des Inselstaates Ormus, des Schlüssels zum Persergolf. Hier nahmen sie die Waren aus Iran und Mesopotamien in Empfang und führten sie nach Indien aus, wobei schon damals der Export von Pferden eine große Rolle spielte. Das Rote Meer und seine Sperre Eden allerdings konnten die

Portugiesen nicht in ihre Gewalt bringen, obwohl sie (1518) bis Dschidda vordrangen. Doch gehörte schon der Golf von Eden ganz zu ihrer Machtsphäre.

Es gab nur ein einziges Mittel, die Levante, den Levantehandel und den Europäereinfluß wieder auf die Beine zu bringen: die Durchstechung der Landenge von Sues. Venedig trug sich schon um 1500 mit Gedanken und Plänen darüber. Die Türken beschäftigten 1529 sogar 20 000 Arbeiter mit dem Ausgraben eines älteren verfallenen Kanals, aber sie verstanden schon damals nicht, eine schwierige Aufgabe durchzuführen und erkannten aus ihrem engen Orientbewußtsein und Islâmstolz heraus die Forderungen der Zeit nicht.

Übrigens versuchten sich die Portugiesen im Osten nicht zum erstenmal am Orient. Vielmehr hatten sie schon ein Jahrhundert früher den Westen des Morgenlandes bestürmt. 1415 besetzten sie Ceuta an der Nordküste Marokkos, worin man den ersten Schritt zu den späteren Unternehmungen im Inderozean erblicken muß. Wie eine Fortsetzung der Kreuzzüge mutet es an, wenn man hört, daß die Portugiesen nicht nur aus Gründen des Schutzes ihrer Schiffahrt und der Erwerbung von Stützpunkten zur wirtschaftlichen Erschließung des Hinterlandes, sondern auch aus religiösem Bekehrungseifer die Libuberber Marokkos bedrängten. Im Laufe des 15. Jahrhunderts fielen Alkasar, Tandscha, Arsila, am Beginn des folgenden Masagan, Agadir, Saffi und Asemmur in die Hände Portugals, alles Stationen auf dem Wege zum Kap. Man kann wohl annehmen, daß eine kulturelle Beeinflussung der dortigen Orientalen unterblieb, zumal es zu einer dauernden Besetzung nicht kam, da die Fremden ihre Hauptkraft auf das ferne Indien richteten und das nahe Marokko gar zu sehr vernachlässigten. Nach dem Unglückstag von Kasr el kebir (1576) verblieben den Portugiesen nur noch Ceuta, Tandscha und Masagan. Hinter deren Mauern behaupteten sich die Christen bloß des Ehrenpunktes halber, von einer Verbindung mit dem Umland war keine Rede mehr.

Ähnlich verliefen die Taten und Absichten der Spanier im östlichen Atlas und an der Syrte. Nach der Vertreibung der Mohammedaner aus der Halbinsel grenzten Spanier und Portugiesen ihre zukünftigen Interessensphären in der Berberei durch eine Linie ab, die das Königreich Fes den letzteren, das Gebiet östlich von Ceuta aber jenen zuwies. Nach

der Einnahme des Piratenplatzes Melilla (1496) setzte am Beginn des 15. Jahrhunderts eine energische Eroberungspolitik ein, die schnell zur Okkupation des größten Teils der Küste von Ceuta bis Tripolis führte und auch eine gewisse Oberhoheit über die Stämme des Hinterlandes erzwang. Aber die Freude war von kurzer Dauer, da die Türken, die neue Vormacht des Orients, nunmehr auch hier im fernen Westen eingriffen, wobei sie sich der Unterstützung Frankreichs erfreuten. 1541 gingen Alger und Tunis verloren, 1551 Tripolis und am Ausgang des 16. Jahrhunderts flatterte nur noch in Melilla, Peñon de la Gomera, Peñon de Alhucemas, Oran und Mers el kebir die spanische Marquisenleinwand.

Sonst taten sich nur die Genuesen und Provençalen im westlichen Orient hervor. Die Genuesen behaupteten von 1540—1741 das Inselchen Tabarka an der Nordküste Tunisiens und benutzten es als Hilfsstation für ihre Kauffahrer. Um ihnen nicht nachzustehen, erwarben die Provençalen in dem wenig westlicher gelegenen La Calle einen Fondaco (Bastion de France). Im Gegensatz zu den Niederlassungen der Spanier und Portugiesen waren diese beiden ausschließlich friedlicher Natur und bezweckten nur die Ausbreitung des fränkischen Handels. Niemand ahnte damals, daß die Bastion de France das Grundsteinchen war für das heutige französische Kolonialreich im Afrikanerorient. Ein tieferes und folgenreiches Eindringen der Christen in die Binnenräume der Berberei läßt sich nicht feststellen.

Ergebnisse

Überblickt man die ganze Zeit des Andringens des Abendlandes gegen den Orient, so zeigt sich vor allen Dingen die geographische Tatsache, daß stets Europa der tätigere Faktor war. Das ganze Wechselverhältnis beider Erdteile beruhte von jeher auf dem indisch-chinesischen Handel. Das Morgenland ist der ziemlich faule Agent, der den eifrigen und höchst bedürftigen Kunden des Westens an sich herankommen läßt. Deshalb kann er es sich herausnehmen, ihn zu schikanieren. Wir sehen hier, daß die fanatische Drangsalierung des Christentums seitens des Islâms nicht ausschließlich der Extremnatur jener Länder entspringt (s. S. 53), auch nicht allein religiösen

Tunis im 17. Jahrhundert

Geboten, sondern daß sie zu nicht geringem Teile durch Kaufmanns-, durch Agentenhochmut verursacht wurde. Das ist ein bemerkenswertes Ergebnis der vorangegangenen Untersuchungen.

Die Bestrebungen der Franken, im Morgenlande Boden zu gewinnen, entsprangen im Grunde nur dem heißen, bitter notwendigen Zwange, billigere Lebensbedingungen zu schaffen, als sie durch den orientalischen Zwischenhandel diktiert wurden. Es kam den einzelnen Handelsbeteiligten darauf an, möglichst günstige Positionen in dem Rennen nach Indien zu ergattern. Zu größeren Landeroberungen bedurfte es deshalb schon religiöser Hetzereien. Mit dem Schwinden des Antriebs zu alldem, mit der Entdeckung des außerorientalischen Seewegs nach Indien, fiel deshalb der Hauptgrund zu dem Ansturm Europas auf den Orient fort und der letztere zerrann in nichts, wie Dünen vor dem Winde.

Die Ansicht des Orients aber von den Franken hatte sich in der ganzen Periode sicher bedeutend verschlechtert. Nur rohe, mit Feuer und Schwert alles vernichtende Kriegerhorden sowie niedrige Krämerseelen und fanatische Pilgrime hatten die Morgenländer im Westen und in der Mitte kennen gelernt. Die Kaufleute zumal mögen die Achtung in den Augen der Orientalen arg vermindert haben. Sie verkauften ihre eigenen Landsleute an die Ungläubigen. Sie schmuggelten den Mohammedanern Kriegsmaterial zu, auch wenn diese mit dem Heimatstaate derselben Krämer in Feindschaft lagen. Sie hielten in ihren finsteren Fondachi aus trotz Schikanen der Zollbehörden, trotz grausamer Strafen der Sultane, trotz Massaker des Pöbels, trotz ihrer verachteten Stellung im allgemeinen. Wie konnte bei solcher Sachlage auch nur der elendeste Hammâl Achtung hegen vor dem pelzverbrämten Kaufherrn vom Canale Grande!

Als weiteres Ergebnis meiner Erörterungen muß ich deshalb dies hinstellen, daß die heutige innere Verachtung des Europäers im Orient (äußerlich macht sie sich freilich auch noch oft genug bemerkbar) zum großen Teil aus jener ersten Periode des Ansturms Europas herstammt, und daß sie wesentlich durch die Schuld der Franken selber erzeugt wurde.

Aber dem Charakter der Orientalen, wenigstens der Städtebewohner, ward der jahrtausendealte Zwischenhandel ebenfalls gefährlich. Seine so leichten und höchst einträglichen Erwerbsmöglichkeiten verstärkten die von Natur wegen nicht geringe orientalische Trägheit, eine Beeinflussung, die allmählich gradzu erblich werden mußte. Sie machte die

Tripolis, Nordafrika, im 17. Jahrhundert

Leute nach dem plötzlichen Versagen des Zwischenhandels natürlich weniger fähig zur Begründung neuer Einnahmequellen, die eben mehr Arbeit erforderten.

Es geht aber aus den Verhältnissen des indisch=europäischen Handels noch eine Tatsache hervor, eine Tatsache nämlich, die von ungeheurer Wichtigkeit ist für die Wirkung des orientalischen Wirtschafts=lebens in Gegenwart und Zukunft. Die für gewisse Zeiten un=leugbare Blüte mancher orientalischen Länder war nur zum klei=neren Teile natürlich, d. h. durch die Ausnutzung des eignen Grund und Bodens bedingt. In der Hauptsache läßt sie sich vielmehr auf die hohen Erträgnisse jenes Zwischenhandels zurückführen. Nur solche Länder, die auf dem Wege von Indien nach Europa liegen, wiesen zu ge=wissen Zeiten reiche Zustände auf: Ägypten, Syrien, Babylonien, West= und Nordwest=Persien, Teile Anatoliens und Armeniens, Jemen, Mekka. Niemals haben sie alle zu gleicher Zeit größere Glückslagen erlebt, sondern immer marschierten nur einige wenige an der Spitze, wechselnd nach den Linien, welche der Indienhandel grade einschlug. Nach dessen Be=seitigung spielte nicht ein einziges jener Länder wieder eine wirtschaft=liche Rolle, stapelte keins von ihnen Reichtümer wie in früheren Zeiten auf. Erst unter dem Einfluß der wissenschaftlichen Ausnutzungsmethoden europäischer Herkunft finden sich in allerneuester Zeit Ansätze zur Hebung des Volkswohlstandes.

Man darf deshalb die wirtschaftlichen Möglichkeiten des Morgenlandes nicht kritiklos überschätzen (wie das heute vielfach geschieht), indem man die trügerischen Maßstäbe ehemaliger Steuereinnahmen u. dgl. anlegt. Deren manchmal recht hohe Summen kamen eben in der Hauptsache durch die enormen Einnahmen aus dem Indienhandel zustande! Mit einem Wort, der einstmalige Reichtum des Orients war nur ein künstlicher, begründet auf schwankende Ursachen, die nicht in der Natur jener Länder wurzelten, sondern bloß durch äußere, nicht wieder=kehrende Konstellationen hervorgerufen wurden.

Das Aufblühen des Indienhandels wies den Orient auf sich selbst hin, isolierte ihn und entfernte ihn nicht wenig von den anderen Kulturkreisen. Deshalb läßt sich schließen, daß in den folgenden Jahrhunderten, nament=lich im 16., 17. und z. T. noch im 18., die Morgenländer ihren noch heute geltenden eignen Sinn voll und ganz ausreiften! In diesen Zeiten der Un=berührtheit und der Ruhe vor Europa verstärkte, vertiefte und

festigte sich der in dem vorangegangenen Halbjahrtausend erworbene Charakter der kulturellen Selbständigkeit und der Feindseligkeit gegen alles Fremde.

Nicht nur die natürlichen Hilfsquellen des Morgenlandes wurden damals auf ihr natürliches Maß zurückgeführt, sondern auch der heutige Orientcharakter erhielt seinen letzten Schliff.

Das endliche Ergebnis ist damit dies, daß in Zukunft eine neue Blüte wohl nur von außen kommen kann, der Entwicklung der Weltdinge gemäß also bloß von Europa.

Ansicht der Ostseite der Stadt Tripolis in Afrika (1906).
Links vorn die Mauern des von den Spaniern im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts erbauten Sseráï. Links hinten die katholische Kirche, rechts das Zollamt, vorn der innerste Teil des Hafenbeckens

Der Verfall des Orients[1]

Während mehrerer Jahrhunderte, bis zum Ausgang des achtzehnten, fand das Abendland keine Stoßkraft, den Orient zu bedrängen. Statt sich in dieser Ruhezeit der wirtschaftlichen und geistigen Hebung ihrer weiten Provinzen zu widmen und die Ausfälle des verschwundenen Indienhandels durch Stärkung der eignen ackerbaulichen Möglichkeiten wettzumachen, schwächten sich die Türken in glänzenden, aber geographisch unüberlegten Feldzügen nach Mitteleuropa. Erst 1698 hörten diese Beutemärsche mit dem Karlowitzer Frieden auf.

Die Handelsbeziehungen nahmen ihren Fortgang, allerdings mit dem Unterschiede gegen früher, daß sich die Ausfuhr des Orients meist auf eigne Erzeugnisse beschränkte. Die fränkischen Galeeren, später Segler, fuhren die Mittelmeerküsten an und versorgten die morgenländischen Hafenplätze mit Manufaktur-, bald wohl auch mit amerikanischen und selbst — indischen Kolonialwaren.

[1]) Hierzu die Karte: „Der Landverlust des Orients an Europa".

Kriegerische Zusammenstöße fanden in dem Zeitraum nur in geringem Maße statt, und mehr an der nordafrikanischen, als an der vorderasiatischen Küste, da die Barbareskenhäfen in der Ausrüstung von Kaperschiffen am meisten leisteten. Der geringere Einfluß der christenfeindlichsten Türkei an der Syrte und im Atlas, sowie die größere Nähe der seefahrenden Staaten Westeuropas bewirkten eine verhältnismäßig größere Beteiligung des Ṛarb am Europahandel.

Übrigens vollzog sich auf dem kleinen Raume des Westens mancher Umschwung unter den fränkischen Bewerbern. Die Portugiesen schieden mit der Abtretung Tandschas an England (1662) und Ceutas an Spanien (1668) sowie mit der Aufgabe Masagans (1769) völlig aus dem Orient aus. Denn ihre wichtige Stellung an den Gestaden des Indermeeres war allmählich auch zerbröckelt, da die Portugiesen der Konkurrenz nördlicher Seefahrer auf die Dauer nicht gewachsen waren. Die blühenden Häfen Maskat, Kuriât, Ssohâr und Chor Fakkan in Oman, selbst das glänzende Ormûs vor der südpersischen Küste, Ormûs, jener Weltmarkt, in dem „die Händler aus sieben Klimaten" zusammenströmten, sie alle hatten die Portugiesen aufgeben müssen. Die Habsucht, Roheit und Ungerechtigkeit ihrer Beamten im Verein mit der religiösen und kulturellen Abneigung machten den Eingeborenen die portugiesische Herrschaft derart verhaßt, daß sie sich ihrer schließlich gewaltsam entledigten.

Die Spanier besaßen 1610—89 Larasch und 1614—81 Mamura in Marokko. Außerdem behaupteten sie bis 1792 Mers el kebir und Oran sowie bis auf den heutigen Tag Ceuta, Melilla, Peñon und Alhucemas. Aber all diese Presidios waren ständig von den kriegerischen Stämmen Marokkos blockiert, so daß sich keinerlei befriedigende Handelsverbindungen mit dem fanatischen Hinterland anknüpfen ließen. Von einem kulturellen Einfluß der Franken auf die Eingeborenen konnte erst recht keine Rede sein. Deshalb räumte auch England Tandscha schon 1684 wieder, worauf die Marokkaner es sofort besetzten.

Im Gegensatz zu den kriegerischen Kolonialversuchen der Portugiesen, Spanier und Engländer in Marokko und Oran, fuhren die Franzosen fort, weiter östlich in friedlicher und ruhiger Weise Fuß zu fassen. Allerdings bauten sie 1628 die Bastion de France bei La Calle zu einer Festung um und errichteten Forts in La Calle, am Kap de Roze bei Bône sowie außerdem Kontore in Bône und Collo. Aber sie besaßen einen viel weitergehenden Handelseinfluß als ihre Wettbewerber im Westen. 1677 gaben

sie die alte Bastion auf und machten La Calle zum Hauptsitz ihrer Unternehmungen, der sog. Concessions d'Afrique, die einer Handelsgesellschaft gehörten und dem Deï von Alger für ihr Vorrecht regelmäßige Abgaben entrichteten. Sie entführten aus dem Lande Getreide, Korallen, Wachs, Häute und Vieh, deren Gesamtwert sich in manchen Jahren auf mehr als 4 Mill. Livres (ungefähr $3^1/_4$ Mill. M.) belief. Die Einfuhr von Frankreich hierher war geringer, kaum halb so groß, und umfaßte hauptsächlich Tuch- und Seiden- sowie Eisen- und Kolonialwaren.

Frankreich, das damals an der Spitze der europäischen Kultur marschierte, dehnte seinen Handel über die Syrte auch in die Häfen Ägyptens, ja selbst Syriens aus. Im 16. Jahrhundert gelang es ihm, in Tripolis, Berût und Sidon Konsuln einzusetzen.

Hierher sowie nach Kleinasien steuerten auch immer noch die Galeeren der Venetianer, deren viele den allmählich anwachsenden Verkehr von Pilgern und Reisenden, ja von ganzen Reisegesellschaften zu bewältigen hatten. Italiener, Franzosen, Engländer und Deutsche besuchten im 16. und 17. Jahrhundert die Küsten der Levante in steigender Zahl, führten schon einige Reisen ins Innere aus und beschrieben sie in ausführlichen Folianten. Hierher gehören bekannte Namen wie Leonhart Rauwolf, der Artzney Doctor zu Augspurg, Pietro della Valle, Olearius, Jean Thevenot, Tavernier, Chardin, Tournefort.

An den Küsten des Indischen Ozeans folgten den Portugiesen als Vermittler des Indienhandels mit Persien und Arabien sowie als Vertreter des Abendlandes die Engländer, die 1616 im südpersischen Hafen Dschaschk ihre erste Faktorei gründeten, sowie die Holländer, welche 1623 im Persergolf erschienen und hier bald mehrere Inseln erwarben. Die Holländer waren durch eine größere Seemacht und unternehmendere Angestellte (meist Deutsche) auf dem hiesigen Markt besser vertreten als die Engländer. An Gewürzen z. B. setzten sie in Persien jährlich 18—20 000 Pfd. ab. Sie beherrschten die indischen Küstenländer des Orients kommerziell bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts. Obwohl sie nur als schlichte Kaufleute auftraten und den augenblendenden Pomp der Portugiesen verschmähten, galten sie den östlichen Orientalen als die Könige Europas. Ihr Tauschhandel erstreckte sich vor allem auf persische und chinesische Seide. Die Kultur des fernen Orients aber haben sie gar nicht beeinflußt.

Die Engländer versuchten ihr Heil in diplomatischen Verhandlungen, die jedoch ihre Handelsbestrebungen wenig förderten. Obwohl schon

Tandscha im 17. Jahrhundert

seit dem Ende des 16. Jahrhunderts im Persergolf tätig, erlangten sie erst 1763 vom Schah das Recht, in Abuschehr eine abgabenfreie Faktorei anzulegen. Es währte aber immerhin noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, daß die Briten den anderen Franken den Rang abliefen. Erst der unbestrittene Besitz Indiens verlieh ihnen die feste Stütze zur Beherrschung des persisch-arabischen Seehandels.

Ein bedeutender Aufschwung des europäischen Orientverkehrs ergab sich aber erst mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts, und zwar wesentlich durch die Anstrengung der Franzosen, der „Franken" (Ferengi, Ferendschi). Das ist eine Bezeichnung, die dann auf alle Europäer ausgedehnt wurde und jahrzehntelang eine große Rolle spielte, bis sie mit dem zahlreicheren Auftreten der verschiedenen Flaggen verblaßte und bis die Orientalen der besuchteren Gegenden die vielen Nationalitäten zu unterscheiden lernten.

Frankreich, das im 18. Jahrhundert den ägyptischen Außenhandel beherrschte, trug sich schon in dessen Mitte mit dem Plan der Besetzung des Nillandes, ja sogar mit dem der Durchstechung der Sues-Enge. Später verwirklichte Bonaparte diese Hoffnungen, indem der Verlust der amerikanischen Kolonien, die damals nach aller Meinung bestehende Aufteilung der Türkei, die Aussicht, Englands Stellung und Handel in Indien zu brechen sowie die Führung unter den europäischen Mächten im Morgenlande zu übernehmen, ihn dazu drängten.

Bonapartes Eroberung (1798) und Verwaltung Ägyptens war seit den Kreuzzügen und seit den Versuchen der Spanier und Portugiesen im Rarb der erste Versuch des Abendlandes, ein Stück Orient europäisch zu regieren! Die Franzosen schonten peinlich die Sitten, Gebräuche und Religion der Eingeborenen, widmeten sich der wirtschaftlichen Hebung des Landes und suchten es wissenschaftlich zu erforschen. Damit machte Europa zum erstenmal einen Vorstoß, der auf die Ausbreitung des Christentums verzichtete, und der in dieser Hinsicht für alle späteren Gründungen vorbildlich wurde. Durch Anlage eines Meerkanals sollte Ägypten wieder der Brennpunkt des indisch-europäischen Handels werden, Kanäle sollten die Landwirtschaft verbessern und den Grund zu einer umfangreichen Ausfuhr von Kolonialwaren legen, europäische Auswanderer dachte man in größerer Menge herbeizuziehen und anzusiedeln. Das Institut d'Egypte wurde nicht nur zur Erforschung der Natur und

Geschichte des Landes sowie zur sachverständigen Beratung der Regierung gegründet, sondern auch zur Verbreitung europäischer Bildung und Kultur unter den Eingeborenen.

Denn jetzt, da zum erstenmal seit den Kreuzzügen wieder ein Stück orientalischen Bodens in den Bannkreis europäischer Kultur trat, hatte sich das Verhältnis zwischen beiden Kulturkreisen wesentlich geändert! Einstmals ungefähre Gleichwertigkeit in vielen Dingen, ja in manchen sogar Überlegenheit des Morgenlandes. Nunmehr aber volle Suprematie des Abendländers, wenn auch gemildert durch die Gleichheitsanschauungen der jungen Revolution. Diesmals mußte der Eindruck auf die Orientalen doch von größerer Eindringlichkeit bleiben und in der Tat: Ägypten hat sich niemals mehr vom Banne Europas freimachen können und in Sonderheit überwiegt in der Halbzivilisation seiner städtischen Kreise noch heute die Nachahmung des französischen Ideals alle übrigen fränkischen Einflüsse weitaus. Die Franzosen wurden seit Bonapartes Zug das europäische Vorbild für die Morgenländer und sind es bis auf den heutigen Tag geblieben!

Mehmed Ali, der Pascha, welcher das Pharaonenreich vom türkischen Joch befreite, baute nach dem Abzug der Franzosen (1801) ganz folgerichtig auf ihren Entwürfen weiter. Stets spielten Europäer, namentlich Franzosen, eine große Rolle in der Verwaltung und Erschließung dieses Landes, das im 19. Jahrhundert jahrzehntelang nichts als ein Versuchsgarten für die Europäisierung des Orients war. Die Einführung der Baumwollkultur, der Zuckerfabriken, die Anlage des Sueskanals (1869 eröffnet), die englische Okkupation (1882) wirkten dahin, dies von der Türkei losgelöste Land zu dem am meisten europäischen, am wenigsten orientalischen Teile des Morgenlandes umzugestalten. —

Die französische Besetzung des Pharaonenlandes zeitigte noch einen mittelbaren Erfolg. Schon früher hatten die dortigen Türken fränkischen Schiffen mehrfach die Befahrung des Roten Meeres verboten. Als nun gar eine feindliche Macht Ägypten sperrte, da ward es den Engländern immer klarer, daß sie einen andern Weg durch den Asiatischen Orient nach Indien hin aufsuchen mußten. Dabei fiel ihr Augenmerk natürlich sofort auf die Schiffahrtsstraße des Persergolfs und der Euphratlinie. Sofort nach Bonapartes Pyramidensieg (1798) richtete die Ostindische Kompagnie eine Kamelpost quer durch Syrien zum Persergolf ein. 1831 fuhr Chesney den mesopotamischen Euphrat auf einem Floß abwärts

und erbrachte den grundsätzlichen Beweis der Möglichkeit einer Euphratschiffahrt, den er durch die Fahrt zweier Dampfer von Bîredschik abwärts bekräftigte (1836). Man erkennt hieran auch, wie groß der Einfluß Englands in der Türkei damals schon war: daß es zwei Dampfer mit europäischer Besatzung, Geschützen und Waffen mitten durch Sultansland senden konnte.

Von Persien nahm nicht nur die Südküste durch Vermittlung der seefahrenden Portugiesen, Holländer und Engländer am Handel Europas teil, sondern auch der Westen und Norden unterhielten weiterhin Beziehungen zum Abendlande.

Vom 16. Jahrhundert an bildete sich ein scharfer Gegensatz heraus zwischen der Türkei und Persien, so daß dieses der natürliche Verbündete Europas wurde, da das Sultanat mit Österreich, Rußland und anderen meist im Kriege lag. Über die Pässe des Kaukasus und über die Wogen des Kaspi bewegte sich ein ziemlich lebhafter Handel mit Rußland, so daß russische Kaufleute in den südlichen Landschaften des Kaspischen Meeres ständige Gäste wurden. Gesandte europäischer Mächte erschienen öfters in Persien und wir verdanken manchem von ihnen schätzbare Schilderungen. Auch im Persergolf fanden Bündnisse statt, wie denn die Vertreibung der Portugiesen vom dortigen Schauplatz durch die vereinigten Perser und Engländer erfolgt war. Ormûs ging dann bald zugrunde, während die Perser dafür Bender Abbâs anlegten, das aber niemals zu einer größeren Bedeutung gelangte.

Da Persien damals sehr viel Seide erzeugte, so bot es, zumal weil die der seinigen überlegene byzantinische Seide durch die Türkenherrschaft abnahm, allein schon durch diesen gesuchten Artikel dem Handel mit Europa eine wertvolle Anlockung. Für die Einschätzung der damaligen europäisch-orientalischen Beziehungen ist übrigens bezeichnend, daß Schah Abbâs, der viel für die Hebung des Landes tat, zur Reorganisation seines Heeres die — türkische Armee zum Muster nahm. Die stand ja in jener Zeit auf einer hohen Stufe, so daß man noch nicht (wie jetzt) an die Heranziehung fränkischer Offiziere dachte.

Mit dem Beginn des zweiten Viertels des 18. Jahrhunderts ging es aber in Persien schnell bergab, da seine Kraft durch innere Kämpfe arg geschwächt wurde. Deshalb trugen sich die Russen schon mit dem Plan einer Eroberung der nördlichen Teile des Reiches. Nach der Besetzung

Alger im 17. Jahrhundert

des Kaukasus nahmen sie denn auch 1828 den Norden Persisch-Armeniens, dem sie im folgenden Jahre einen Fetzen benachbarten türkischen Gebietes angliederten. Damals entzog Rußland dem Volk des Orients einen nicht geringen Teil Kräfte, indem es viele Tausende fleißiger Armenier zum Verlassen der mohammedanischen Staatsgebiete bewog.

In derselben Zeit spielte Täbrîs eine wichtige Rolle als Vermittlerin europäischer Zivilisation an Persien. Eine hohe fürstliche Stelle betrieb diese Übermittlung als Zeitvertreib, errichtete Fabriken, drillte die Truppen europäisch und erzielte schließlich doch nur geringe, bald in Vergessenheit geratende Erfolge. Immerhin mehrte sich damals die Zahl von Europäern und näherte sich schon etwas dem heutigen Charakter der Fremdenkolonien.

Den tiefsten Schnitt in das Gefüge des Orients führte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aber erst Frankreich. In Anknüpfung an die mehrhundertjährigen Concessions de France und in Verfolg der fehlgeschlagenen Politik in Ägypten besetzte es 1830 die Stadt Alger, wobei die Zahlungsverweigerung von Getreidelieferungen eine Rolle spielte, welche der Deï zur Zeit der großen Revolution dem Direktorium geschickt hatte. Während die Franzosen Ende der dreißiger Jahre die Türken verhinderten, Tunisien (ähnlich wie Tripolitanien) zu besetzen, unterwarfen sie sich den größten Teil von Algerien[1]) bis 1847 (Dschebel Dschurdschura erst 1857).

In den dreißiger Jahren machte die Ansiedlung von Europäern nur geringe Fortschritte und hob sich von 7812 Personen 1833 auf 27204 in 1840. Nur der Bodenwucher und die Kneipen gediehen, so daß die damaligen Vertreter des Abendlandes den Eingeborenen keine große Meinung von Europa werden beigebracht haben. Von den mohammedanischen Rechtsanschauungen hatten die Franzosen kaum eine Ahnung, was vielerlei Wirrwarr und manche Verletzungen des islamischen Rechtsgefühls zur Folge hatte. Im übrigen behielt man die Organisation der Eingeborenen bei, d. h. die Stammesgliederung, nur daß man die Häuptlinge der französischen Kontrolle unterwarf. Die Beaufsichtigung wurde durch die Bureaux arabes ausgeübt, deren leitende Offiziere mit Sprache und Gewohnheiten der Landeskinder gut vertraut waren. Die Bureaux arabes haben in der Festigung der französischen Herrschaft Hervorragendes geleistet.

[1]) Der Name Algerien für das ganze Land ward 1845 in einer neuen Verwaltungsordnung zum erstenmal angewandt.

In den vierziger Jahren wuchs die Einwanderung von Europäern ziemlich stark, so daß 1848 schon 115701 ansässig waren, davon allerdings nur 18000 auf dem Lande, meist als Kleinsiedler (in 45 europäischen Dörfern). Bis zu diesem Jahre wandte Frankreich ungefähr eine Milliarde Franken für Algerien auf, was für damals eine ganz riesige Summe war. Die Armee legte Straßen an (1847: 2332 km) und baute Brücken, Häfen, Leuchttürme. Der Außenhandel der Kolonie hob sich von knapp 6,4 Mill. Mark 1831 auf 49 Mill. 1840 und fast 67 Mill. 1850. Hiervon entfiel allerdings weitaus der größte Teil auf die Einfuhr (namentlich für die zahlreichen Truppen), während die Ausfuhr Ende der vierziger Jahre erst rund 7 Mill. Mark betrug.

Die in den vierziger und fünfziger Jahren herrschende Absicht, Algerien durch große Einwanderung von Franzosen zu einem unlösbaren Stück französischer Erde umzuwandeln, änderte sich seit 1860. Fortan gedachte man nur die Pflege der Wälder, der Bergwerke und der Industrie den Fremden vorzubehalten, den Eingeborenen aber den Ackerbau und die Viehzucht zu überlassen. Es wurde eine Politik der Eingeborenenfreundlichkeit eingeschlagen, die bei den Kolonisten natürlich auf starken Widerspruch stieß. Sogar einige Schulen errichtete man, in denen 1870 ungefähr 1000 eingeborene Kinder unterrichtet wurden. Man versuchte sich in der Einbürgerung fremder Kulturen. So wurde 1851 die Baumwolle angepflanzt, doch ließ man ihre Felder 1866 wieder eingehen, nachdem 1858 auf 2053 ha 4000 Ballen als Höchstleistung waren erzielt worden. Anderseits steigerte man die Anbaufläche der heimischen Getreidearten von 761000 ha 1854 auf 2040000 ha 1861, was doch ein ganz tüchtiges Ergebnis ist. Den fränkischen Kolonisten, dem vierten Teil der 218000 Europäer, gehörten übrigens 1866 immer noch nur 700000 ha Land.

Der Außenhandel stieg von 67 Mill. Mark 1850 auf 127 Mill. 1860 und auf 240 Mill. 1870. Dabei steigerte sich endlich auch die Ausfuhr von Landeserzeugnissen und zwar von 8 Mill. auf knapp 39 Mill. und 100 Mill. Im Jahre 1860 begann auch der Bahnbau und zwei Jahre später ward die erste Strecke (Alger—Blidah) dem Betrieb übergeben. 1872 standen 500 km Bahnlinien in Benutzung. Außerdem war viel geschehen für die Austrocknung von Sümpfen, die Erhaltung der Forste, den Bau von Bewässerungsanlagen und die Bohrung artesischer Brunnen in den südlichen Oasen.

Ferner war Algerien sehr wichtig geworden als Absatzgebiet französischer, überhaupt europäischer Waren. Es bezog schon in den sechziger Jahren manchmal für mehr als 80 Mill. Mark aus Frankreich und zahlte bedeutende Zinsen dorthin für angelegte Kapitalien. Somit ward Algerien das erste Land des Orients, das für mehrere Staaten Europas einen gewichtigen volkswirtschaftlichen Faktor darstellte.

Während des siebziger Krieges erhielten die eingeborenen Juden samt und sonders das französische Bürgerrecht. Das fesselte sie zwar noch mehr an Frankreich, vergrößerte aber im selben Maße den Abstand der Mohammedaner von den Europäern, da jene die Juden von altersher aufs allertiefste verachten. Nach dem Kriege, der manche Aufstandsbewegungen gezeitigt hatte, wandte sich das Interesse des Mutterlandes seiner wertvollsten Kolonie mit erhöhtem Eifer zu. Namentlich versuchte man eine verstärkte Ansiedlung von Europäern, zumal von ausgewanderten Elsaß-Lothringern. Durch freigebige Gratiskonzessionen erzielte man auch eine leidliche Kolonisation, deren Teilnehmer aber vielfach wieder absprangen. Immerhin brachte man es auf gegenwärtig mehr als 300 französische Siedlungen, die größtenteils in den fruchtbarsten Tälern des gesegneten Tell-Atlas liegen.

Während das Militär seit 1852 auch in die Sahara vordrang, um die Oasen der dortigen Libuberber zu befrieden und durch Bewässerungsanlagen ihre Erträge beträchtlich zu steigern, eroberte sich die französische Zivilisation bisher nur die Städte an der Küste und einige der großen Schwemmlandebenen im Tellgebirg (z. B. Mitidscha). Streckenweise glaubt hier der Wanderer die lachenden Dörferfluren des mittägigen Frankreich zu durchziehen. In den Städten aber grüßen den Seefahrer die Fronten heimatlicher Mietskasernen, moderne Schaufenster mit Pariser Mode- und Galanteriewaren, europäische Anzüge und Kleider, französische, im Westen spanische und im Osten italienische Laute.

Auf sieben Eingeborene kommt gegenwärtig ein Europäer, aber jene pflanzen sich mit rattenartiger Fruchtbarkeit fort, während die Franzosen nur durch Zuwanderung wachsen, wofür jedoch des Heimatlandes Geburtenrückgang auch nicht recht ausreicht. So ist Algerien und mit ihm das übrige Französisch-Afrika eine Jacke geworden, welche die Habsucht ihres Besitzers viel zu groß geschneidert hat.

Frankreich hat von 1830—1900 runde 5,4 Milliarden Mark für Algerien aufgewendet (die Verzinsung nicht mitgerechnet), aber nur 1532 Mill. Mark

Panorama der Stadt Alger, aus einem Ballon aufgenommen. Blick nach Nordnordwest

aus ihm herausgezogen, so daß der Fehlbetrag 3866 Mill. betrug! Beständig hat das System der Behandlung gewechselt, viel Halbes und einiges Ganze geschaffen.

Aber das geht uns hier nichts an. Wir vergleichen nur den Zustand von 1830 und den von 1913. In diesen 83 Jahren ward ein wichtiges Stück Orient aus einem nichtsnutzigen Haufen von räuberischen Stämmen und Orten zu einem wirtschaftsstarken Glied des Welthandels umgewandelt. Seinen Außenhandel steigerten die Franzosen von dem für eine Küstenlänge von über 1000 km lächerlich geringen Sümmchen von 6 Mill. Mark 1830 auf 632 Mill. 1909. Vorher war das Tell-Gestade eine unwirtliche kahle Küste, welcher zu nahen Christen Gefahr eintrug, und hinter der jedes Dorf, jedes Zeltlager mit dem benachbarten in grimmer Blutrache lag. Heute steuern alljährlich mehr als Tausend Dampfschlote nach quaiumsäumten Hafenbecken hin, schlucken Zehntausende von Fässern Rotweins in ihre eisernen Bäuche, daß der rasselnde Gesang der Kräne schier nimmer verklingt, und überall blitzen Leuchttürme in die Nacht der blauschwarzen Salzflut. Heute reiht sich in gepflegten Tälern Dorf an Dorf, sicher und sorglos schwatzen sich die Bauern nach den Wochenmärkten hin; ohne die Bürde der Flinten weiden die Nomaden ihre Herden. Die Eingeborenen erfreuen sich vielfacher Erleichterungen ihrer Lebensführung durch die Erzeugnisse der modernen Maschinenindustrie.

Es ist gar keine Frage, daß ihr Los sich gegen früher ungeheuer verbessert hat, daß aus loser Ordnung, aus Fastanarchie Ruhe und Fortschritt geworden. Aber trotzdem hat sich ihre Abneigung gegen das Abendland erhalten. Sie äußert sich weniger schroff als ehedem, die Gewohnheit hat viele kleine Vorurteile überwunden, jedoch das gegenwärtige Geschlecht und die kommenden sind und werden den Fremden ebenso feindlich sein, wie die dahingegangenen es waren. Wobei übrigens zu erwägen ist, daß den meisten ein Rückfall in die ehemaligen Zustände wohl ziemlich schlecht schmecken würde.

Die Europäisierung Algeriens habe ich etwas ausführlicher behandelt, weil sie weit länger andauert als alle anderen Kolonisationen im Orient und die Erfolge deshalb bei ihr am sichersten zu erkennen sind.

Außer dem Verlust Algeriens erfuhr das Morgenland bis zu der Zeit um 1880 nur geringe Einbußen durch Europa.

Schon 1839 besetzten die Engländer das elende Fischerdorf Aden zur Überwachung des Eingangs zum Roten Meer und als Flottenstütz-

Mohammedanischer blinder Bettler mit seinem Führer
(Nordafrika).

punkt, der allmählich vorzüglich ausgebaut wurde. Durch Käufe und Verträge mit den Schechs der Eingeborenen vergrößerten sie das Gebiet zum Beled el Engris (Englisch=Land), bemächtigten sich 1857 der Insel Perim mitten im Bab el Mandeb und sicherten sich 1861 die quellen= und palmreiche Inselgruppe Bachrên zur Überwachung des Persergolf= weges. Ferner brachten sie die Bewohner der Küsten von Hadramaut und Mahra, sowie die der Piratenküste durch Geldunterstützungen unter ihren ziemlich unmittelbaren Einfluß, während sie den Rest Ostarabiens

Kurdisches Dorf im westlichen Armenischen Taurus (1907)

mit dem Sultanat Oman unter indirekte Obhut nahmen. Diese ganzen Gebiete sind Europäern völlig unzugänglich, was nicht allein auf den Fana= tismus ihrer Bewohner zurückzuführen ist, sondern mehr noch auf die eifersüchtige Vorsicht Englands.

Da Arabien neben Ägypten, Syrien und Mesopotamien das wichtigste Land auf dem Wege von England nach Indien ist, das sogar als einziges von allen beide Seewege des Rotmeers und Persergolfs beherrscht, so geht das Bestreben Britanniens dahin, möglichst viele Teile dieser Gebiete in seine erst mittelbare, dann unmittelbare Gewalt zu bringen. Die Be=

setzung der Insel Kamaran an der Westküste Jémens, die Verträge mit dem Schech von Kuuêt neben dem Eingangstor Babyloniens, die Okkupation mehrerer Eilande im Persergolf, die heimliche Aufhetzung und Unterstützung der Gebirgler von Jémen gegen die Türken, welche hier infolgedessen Zehntausende ihrer besten Soldaten und Millionen von saueren Steuerpiastern verloren haben, ferner jene jüngsten Bestrebungen, das Kalifat, die geistige Oberherrschaft über den Islâm, von Konstantinopel nach dem englischen Kairo zu spielen: das alles sind Treppenstufen zu dem hohen Ziel der Anglisierung des zentralen Orients.

Parallel neben dessen Gewinnung läuft diejenige des östlichen Morgenlandes. Nur handelt es sich hier für England keineswegs um die Herstellung einer Verbindung mit Indien, sondern im Gegenteil einer Absperrung von Indien. Es dreht sich alles um die Fernhaltung Rußlands vom Indischen Ozean. Deshalb bemühte sich Britannien seit langem um Einfluß nicht nur in Persien, sondern auch in Afṛanistan. Bevor Rußland Afṛanistans nördlicher Nachbar wurde, begnügte sich England mit einer Art ganz losen Vasallenverhältnisses, was sich durch Zahlung von Jahrgeldern unschwer erreichen ließ; ja die Eroberungen eines früheren Krieges gab es sogar völlig wieder heraus. Später aber lehnte sich das unberührteste Land des Orients an die Russen an, was England (1879) Anlaß zur Besetzung des Südens und Ostens gab, nachdem schon drei Jahre vorher Beludschistan an Indien angegliedert war. Schnell angelegte Bahnen, deren Netz noch heute vergrößert wird, setzten die erworbenen Landschaften mit der älteren Kolonie in enge Verbindung.

Anderseits ging ein Stück nordafṛanischen Gebietes am mittleren Murghab (1886) an Rußland über. Gegenwärtig beherrscht das Zarenreich den Handel des Hindukusch, versorgt seine Bewohner mit den Industriewaren des Abendlandes und hält fremde Europäer von der afṛanischen Reichsgrenze aus Furcht vor russenfeindlicher Spionage fern. Dasselbe gilt auf englischer Seite von der Süd- und Ostgrenze, wo ständiger Handelsverkehr mit Indien besteht.

Einige Forschungsreisende (Elseworth Huntington, Sven Hedin), die Afṛanistan im letzten Jahrzehnt zu durchwandern dachten, wurden an allen Grenzen von den eingeborenen Wächtern von einem Eindringen zurückgehalten. Das mag wohl nur teilweise auf Rechnung der bekannten afṛanischen Europäerfeindlichkeit kommen, vielmehr besonders auf Treibereien Englands mit zurückzuführen sein.

In der gleichen Zeit wie in Ostiran büßte der Orient in Armenien ein Stück Land ein, indem Rußland nach seinem siegreichen Türkenkriege 1878 den noch islâmisch regierten Norden des Landes behielt. Für den Islâm war übrigens grade dieser Verlust nicht ganz so einschneidend wie andere, da ein großer Teil jener Landschaft von Christen bewohnt wird.

Armenien war namentlich in seinem Norden und Osten von jeher ein beliebtes Durchzugsland für fränkische Kaufleute und Gesandtschaftsreisende nach Persien. Seit dem 19. Jahrhundert wendet sich die christliche Mission den christlichen Armeniern mit Vorliebe zu und hat in ziemlich viel Städten Niederlassungen angelegt. Da sie meist von Engländern und Amerikanern ausgeübt wird, so spielt das englische Kulturelement (Sprache, Vorbild usw.) eine große Rolle. Das sowie die wegen ihrer Islâmfeindlichkeit europäischen Neuerungen sehr zugängliche Art vieler Bewohner haben es bewirkt, daß schon jetzt wohl in keinem anderen Gebiete des Orients (Syrien ausgenommen) so viel europäische Zivilisation verbreitet ist, als in manchen Städten und Strichen Armeniens. Denkt man an die moderne armenische Literatur, deren Schwerpunkt in Persich-Armenien liegt und die von Chatschatur Abowjan begründet wurde, so möchte man fast schon sagen, gewisse Klassen Armeniens seien von europäischer Kultur zwar nicht durchdrungen, wohl aber angehaucht. So wurde durch Verbindung des getragenen Stils der klassischen Zeit mit dem lebendigen Wort des Volkes die neuostarmenische Literatursprache geschaffen.

Viel hat zur realkulturellen, namentlich wirtschaftichen Erschließung Nordarmeniens der Bau von Eisenbahnen durch die Russen beigetragen. Sie legten 1899 die Linie Tiflîs—Kars an und 1901 ihre Abzweigung Alexandropol—Eriwan, die später bis Dschulfa verlängert wurde und in einer russischen Automobilstraße bis Täbrîs eine vorläufige Ergänzung findet.

Unter den Armeniern und auch Armenierinnen der Städte begegnet man schon sehr viel europäischen Kleidern. Kaufläden halten hier nicht nur die üblichen fränkischen Emailgeschirre usw. feil, sondern sogar Damenroben, Sommerhüte u. dgl.

Im benachbarten Kleinasien vollzog sich das Eindringen Europas im 19. Jahrhundert durchaus friedlich. Trotz seines Charakters als Kernland der Türkei vermochte es dem Wettbewerb der Europäer nicht zu widerstehen. Die reichen wirtschaftlichen Fähigkeiten seiner

Randlandschaften zogen schon früh die gewinnsüchtigen Augen der Kaufleute, ja im geheimen sogar der Regierungen Europas auf sich. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sprach und schrieb man viel von einer europäischen Besiedlung Anatoliens. Überall ließen sich Agenten nieder zum Ankauf der Kornernten, des Mohär, der Feigen, der Seide und der Baumwolle. Die an den Rändern ziemlich zahlreichen einheimischen christlichen Griechen stellten ein anpassungsfähiges Element zur Annäherung an Europa und zur Einbürgerung fränkischer Einrichtungen. Bahnlinien wurden sehr zeitig angelegt. 1866 baute ein europäisches Konsortium die Linie Smyrna—Aïdin (130 km), die 1890 bis Diner auf 376 km verlängert wurde. Die Strecke Smyrna—Kassaba schloß sich an jene erste Hälfte bald an. Die Hohe Pforte selber legte 1873 die Bahn Haïdar Pascha—Ismîd an, übergab sie aber 1880 doch lieber privater Hand, aus der sie acht Jahre später an die Deutsche Bank überging. 1881 erfolgte die Linie Mudania—Brussa, 1886 Mersina—Ádană, 1892 Ismîd—Ángora, 1896 Eskischéhr—Kônia, 1905 Kônia—Bulghurlu, und schließlich bis 1913 Bulghurlu—Amanusgebirg mit Ausnahme der beiden Tunnel in diesem Gebirg und im Kilikischen Taurus.

Die Bahnbauten hatten eine wesentliche Hebung der Landwirtschaft zur Folge. Sie führten auch viele Europäer ins Land, deren Beispiel auf die Eingeborenen doch nicht ganz spurlos vorübergegangen ist, zumal es noch ständig wirkt und weiter wirken wird. Die wichtigeren Häfen werden von vielen Dampfern angelaufen und z. T. schon von unternehmenderen Touristen besucht. Äußerungen von islamischem Fanatismus erlebt man deshalb nur noch in entlegeneren Binnenstädten. Namentlich berichten die Reisenden von dem volkreichen und gewerbtätigen Kaisarî in diesem Sinne. Ich selber erlebte es 1907 in Ssiuâs am Halys, daß man mich auf der Straße gewaltsam am Photographieren hinderte.

So findet man in Kleinasien Äußerungen orientalischer Unberührtheit oder vielleicht besser Unberührtsein-Wollens neben unleugbar fränkischen Entlehnungen in merkwürdiger Mischung.

Bei dieser Gelegenheit muß ich noch einer höchst bemerkenswerten Einwirkung Europas auf den Orient gedenken, die eine gefährliche Schwächung der Morgenländer bedeutet und grade in diesem Lande besonders weite Kreise zieht. Das ist die Einschleppung der Syphilis. Diese menschenmordende Krankheit ist mindestens in der nördlichen Türkei erst seit etwa 100 Jahren bekannt. Autoren der zwanziger Jahre des 19. Jahr-

hunderts tun ihrer in Konstantinopel nämlich nur bei Europäern und deren eingeborener Umgebung Erwähnung. Ansteckung durch russische Truppen, die 1829 längere Monate in der Nähe Konstantinopels hausten, und durch türkische Soldaten, die aus russischer Kriegsgefangenschaft heimkehrten, oder sich in Stambul infizierten, scheint das Übel am Bosporus heimisch gemacht und in die übrigen Provinzen des Sultanats verbreitet zu haben. Namentlich Anatolien, der wichtigste Rekrutenliefe=

Das Innere einer nordorientalischen Stadt: schräge rote Ziegeldächer, Fachwerk=bauten, Wasserläufe, Pappeln. Ssiuâs am Halys im Binnenlande Anatoliens (1907)

rant der Türkei, wurde in ausgedehntem Maße durch seine heimkehrenden Söhne verseucht.

Schon in den vierziger Jahren wird die Lues als eine in der Türkei weit verbreitete Krankheit geschildert. Ihr Name in Kleinasien lautet „die fränkische Krankheit"!

Die Gefahr für die Orientalen liegt nun in den schrecklichen Folgen. In der sehr empfänglichen Bevölkerung nimmt die Seuche gewöhnlich viel schlimmere Formen an als bei uns, die wir schon mehr immun ge=

worden sind. E. v. Düring, früher hoher Militärarzt in türkischen Diensten, hat unter 80—90 000 untersuchten Personen mehr als 60 Proz. Syphilitiker festgestellt. Am gefährlichsten ist das berg- und waldreiche Wilajet Kastamuni, das alte Paphlagonien, heimgesucht. In den dortigen Schulen fand Düring bis zu 70—80 Proz. der Kinder syphilitisch. In ganzen Dörfern ist oft nicht ein einziger Mensch mehr gesund, in ganzen Dörfern gibt es manchmal nicht ein einziges Kind. Denn die kleinen Kinder gehen früh zugrunde, falls sie nicht überhaupt schon tot zur Welt kommen.

In den Folgen, die ich nachher gleich erörtern werde, gesellt sich zu der Lues die militärische Aushebung. Solange das ottomanische Reich besteht, haben Kriege nach außen oder Feldzüge im Innern gegen einzelne Landschaften und Stämme nicht ein einziges Mal aufgehört. Im wesentlichen hat sich die Pforte dazu des zahlreichen und kräftigen Menschenmaterials Kleinasiens bedient. Ein halbes Jahrtausend lang wurden die anatolischen Bauernjungen in drei Erdteilen an den Feind geprügelt. Die feuchten Donauauen vor Wien, die Pässe des Balkan, die Schluchten Albaniens, die Hochflächen um Kars, die Bergschlösser Kurdistâns, die fieberschwangeren Bergtore Jémens und die Wüsten Fesâns: sie alle sind mit dem Blut der anatolischen Rekruten gedüngt, der einzigen Untertanen der Pforte, die sich sprachlich eins wissen mit der Regierung. Diese hat hier in ihrem Kernlande einen wahrlich unerhörten Raubbau getrieben. Nimmt man allein Jémen mit seinem schrecklichen Klima und seinen wilden Bewohnern: seit mehreren Dezennien sind viele zehntausende Soldaten dahin geschifft worden. Man rechnet aber, daß dort in Friedenszeiten 40—50 Proz. zugrunde gehen, und in den so häufigen Kriegsjahren gar 70—80 Proz. ins Kraut beißen müssen!

Hält man die Verluste der ganzen Volksgesundheit durch die Lues und die der jungen Mannschaft im besondern durch die Kriege zusammen, so kommt man zu erschreckenden Folgerungen über die starke Abnahme der Einwohnerzahl Kleinasiens! Im Jahre 1844 fand dort eine Volkszählung statt, welche für die anatolischen Wilajete rund 12 Mill. Seelen feststellte[1]). 1890 nahm man wiederum eine Zählung vor und kam nur noch auf 7 Mill. So ungenau diese Ziffern sein mögen, so geht doch ziemlich sicher daraus hervor, daß die Einwohnerzahl des türkischen Herzlandes sich bedenklich (nach der Schätzung um 5 Mill.) gelichtet hat.

[1]) Es tut bei dem kommenden Vergleich nicht viel zur Sache, ob sich die Beamten um eine Million geirrt haben, was sehr wahrscheinlich ist.

Eine solche Abnahme tritt aber erst ins rechte Licht, wenn man erwägt, daß in den Jahren 1855—66 ungefähr 250—300 000 Tscherkessen aus dem Kaukasus in Kleinasien eingewandert sind, und daß auch aus Südost=

Aus dem gegenwärtigen Damaskus, das elektrische Bahn be= sitzt (1908)

europa beim Vordringen der europäischen Mächte viele Zehntausende von Muhadschîr hereinkamen und sich ansiedelten (s. S. 208ff.). Und trotzdem ein so starkes Zusammenschrumpfen! Indem man sonach be=

haupten kann, daß Europa in den letzten hundert Jahren durch die Lues nicht weniger Orientalen gemordet hat als durch seine Feldzüge, muß man Kleinasien, welches durch seine feuchte, pflanzenreiche Natur ohnehin recht empfänglich ist für Zivilisation, als in seinem Orientbewußtsein sehr geschwächt ansehen. Es ist demnach doch recht fraglich, ob dies Land, von dem manche für die Türkei eine Art Wiedergeburt erwarten, solchen Ansprüchen wird nachkommen können.

Anders als Anatolien, erlebte Syrien den Einmarsch europäischer Heere. Bonaparte eroberte 1799 auf kurze Zeit den Westen Palästinas bis in die Breite von Akka, und 1840 gewannen die Engländer und Österreicher der Pforte das von Ägypten besetzte Land zurück. Zwanzig Jahre später gaben umfangreiche Christenmetzeleien in Damaskus und im Libanon Anlaß zum Einrücken französischer Truppen.

Französischer Zivilisationseinfluß und Handel, der fast die ganze Seidenernte des Libanons ausführt, verdrängten im Lauf des 19. Jahrhundert das bis dahin vorwaltende italienische Element. Die eingeborenen Christen Mittelsyriens (besonders hier herrscht das französische Kulturmilieu) bilden sich durchaus nach französischem Muster. Hieran ist in hohem Maße die jesuitische Université St. Josèphe in Berût beteiligt, welche eine medizinische, theologische und orientalistische Fakultät besitzt und außerdem Handelshochschule, Priesterseminar und Gymnasium mit insgesamt 700 Schülern umfaßt. Ferner dienen der französischen Propaganda eine jesuitische Druckerei und Bibliothek (über 100 000 Bde.), Knabenschulen mit mehr als 1000 Schülern, acht Stationen der Jesuiten im übrigen Syrien mit rund 7000 Schülern und an 5000 Schülerinnen, sowie noch eine ganze Anzahl von Lehranstalten und Krankenhäusern, Pensionaten, Handwerksschulen, Klöstern und Hospizen. Doch haben auch die Italiener viele neue Schulen angelegt, um den früheren Einfluß wieder zu erlangen.

Deutsche Niederlassungen wurden seit 1868 in Palästina begründet (heute sieben mit über 1700 E.), jüdische seit 1878 (heute 27 mit 7000 E.). Für Palästina, also den Süden Syriens, ist die Verbreitung der europäischen Sprachen genauer bekannt. Dank der Propaganda der Republik, der Missionen, der Alliance israélite und der Alliance Française sowie ihrer Schulen wird auch hier das Französische von allen Fremdsprachen weitaus am meisten geredet. Jeder bessere Kaufmann und gebildet sein Wol-

lende lernt Französisch, das auch bei den gemischten Gerichtshöfen amtlich neben dem Türkischen zugelassen ist. Bei Ausschreibung öffentlicher Arbeiten wird der Zuschlag gemeinhin französischen Angeboten eher erteilt als englischen oder deutschen. Unter den Israeliten entsteht dem Französischen übrigens ein ungeahnt kräftiger Wettbewerber durch die rastlose Arbeit der Zionisten in der hebräischen Sprache, die schon jetzt von ganzen Ortschaften (Tiberias, Safed u. a.) geredet wird. Dann erst kommt das Deutsche, von etwa 8000 Personen gebraucht und durch deutsche Schulen in Jerusalem, Jaffa, Háïfa, Sarona und Wilhelma gelehrt.

Bauern aus dem Dörfchen Ssalhîje im Tal des mittleren Euphrat vor ihren elenden Hütten (1908)

Hierzu gesellt sich seit einigen Jahren auch eine kleine deutsche Schule im Norden Syriens, in Háleb. Nebenbei wird viel Jiddisch-Deutsch in Palästina gesprochen, wohl von 80000 Personen, findet aber bei Nichtjuden keinerlei Beachtung. Englisch wird nur von etwa 5000 Köpfen geredet, während Italienisch und Russisch (Pilger) nur eine ganz geringe Rolle spielen.

Außer zahlreichen Niederlassungen von Europäern in gewissen Städten (Jaffa, Jerusalem, Háïfa, Berût namentlich), außer der ständigen Anwesenheit von europäischen Geschäftsreisenden, Touristen und Jerusalempilgern und außer der stetig zunehmenden Europäisierung der eingeborenen

Christen und Juden erleben die Mohammedaner Syriens seit 1894 auch den Bau zahlreicher Eisenbahnen. Nachdem schon vor längerer Zeit eine französische Gesellschaft eine Chaussee und einen Wagenverkehr von Berût nach Damaskus angelegt hatte, wurde ebenfalls von französischer Seite die Bahn Damaskus—Musêrib zur Aufschließung des kornreichen Haurân gebaut. Ihr folgte im nächsten Jahre die Strecke Berût—Damaskus, die bis 1906 eine Abzweigung nach Háleb erhielt. In Südsyrien entstand schon 1892 eine vornehmlich dem christlichen Pilgerverkehr dienende Bahn zwischen Jerusalem und seinem Hafen Jaffa, während die Hedschâsbahn von Damaskus nach Medina nebst ihrem Zweig Déra—Háïfa von den Türken selber angelegt wurde. 1911 kam dazu eine (französische) Bahn von Tripolis nach Hama und bis 1913 wurde der nordsyrische Strang der Baṛdâdbahn vom Euphrat über Háleb zum Amanusgebirg fertig.

So ist Syrien eines der bahnreichsten Länder des Orients geworden. Schon hierin spricht es sich aus, in wie hohem Maße größere Teile und Städte wenigstens Westsyriens europäisiert wurden. —

In Mesopotamien hat sich der Andrang Europas bisher nur im Handel und Verkehr bemerkbar gemacht. Der türkische Uâli von Baṛdâd, Midhat Pascha, versuchte 1869—72 europäische Fortschritte einzuführen. Er gründete Schulen, Spitäler und eine Zeitung, sorgte für Bodenbewässerung mit Hilfe französischer Maschinen, trocknete Sümpfe aus und errichtete eine regelmäßige Dampfschiffahrt auf dem Tigris zwischen Basra und Baṛdâd sowie auf dem Euphrat. Die Tigrisfahrten werden noch heute von drei Gesellschaften ausgeübt, einer türkischen, einer englischen und neuerdings einer deutsch-englischen, und bedeuten für den Handel Süd- und Mittel-Mesopotamiens, des Zagros, ja selbst Westpersiens eine wesentliche Erleichterung, zumal auch der Karun von Mohammerah bis Schuschter von Dampfern befahren wird. Der Euphratdienst verband Saklauîje, die Station für Baṛdâd, mit Méskine, derjenigen von Háleb, wiederholte sich des lange Zeit niedrigen Wasserstandes halber aber selten mehr als dreimal im Jahr. Nach Midhats Fortgang verfiel er im Lauf der siebziger Jahre sehr bald.

In neuester Zeit hat sich außer Englands namentlich Deutschlands Anteilnahme dem Gebiet der Bruderströme zugewendet. Durch den in Angriff genommenen Bau der Baṛdâdbahn, durch Ausgrabungen in Assûr und Babylon, durch mehrere Kaufleute, Ärzte und eine Schule in Baṛdâd, ist eine Anzahl Deutscher dorthin gekommen. Immerhin ist die Be-

Das Oasenstädtchen Gafsa im Südwesten Tunisiens

einflussung der Mesopotamier durch das Abendland noch sehr gering und in den schwer zugänglichen Sümpfen Babyloniens hausen Bauernstämme, die noch vororientalische Gesittung bewahren und selbst von der islamischen Kultur kaum viel mehr aufgenommen haben als ihre schwarzen Büffel.

Arabien ward (mit Ausnahme der das Volk bisher fast gar nicht streifenden Besetzung einiger Teile durch England) vom Abendlande noch weniger berührt. Die große Moschee in Medina erstrahlt zwar im Glanz elektrischer Birnen, und in Mekka verteilt man die grell gedruckten Reklamezettel europäischer Schiffsgesellschaften. Durch das öde Hedschâs schnaubt die Lokomotive der Pilgerbahn, von rechtgläubigen Heizern im Sinne des Korân geleitet. Doch sonst räkelt sich in Arabien noch überall die geruhige Kultur des alten Orients, und selbst die fromme Bahn soll unter der alleinigen Verwaltung durch Mohammedaner schon ein wenig in Verfall geraten sein. —

Die Verluste Beludschistans und Südost-Afranistans sowie eines Teiles Armeniens Ende der siebziger Jahre leiteten eine Zeit großer Landeinbußen des Morgenlandes ein. Sie betrafen den Afrikanischen Orient.

An der Spitze steht die Besetzung Tunisiens durch Frankreich. Auch hier erfreuten sich die Franzosen schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mancherlei Übergewichts über die anderen Europäer. Die Compagnie d'Afrique erhielt 1768 volle Handelsfreiheit, wofür sie dem Beï ein Jahrgeld zahlte. Der Natron- und Wollhandel sowie die Korallenfischerei in den Küstengewässern lagen ganz in französischen Händen. Nach den bonapartischen Kriegen sank Frankreichs Ansehen allerdings zugunsten des britischen ein wenig und England setzte 1816 die (offizielle) Aufhebung des Sklavenhandels in Tunisien durch. Drei Jahre später zwang eine englische und französische Flotte das Land, hinfort die Kaperei fränkischer Segler zu unterlassen. Schon 1830 aber war Frankreichs Autorität in Tunisien so stark angewachsen, daß es eine Unterstützung der Algerer von seiten der Tunisen zu hintertreiben wußte. Ende der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre wehrte das Königreich sogar türkische Flotten ab, die von Tripolis aus die Regentschaft in Besitz nehmen wollten. Französische Offiziere und Ingenieure waren tätig, um Tunisiens Heer und öffentliche Einrichtungen zu europäisieren.

Um 1850 erhob sich die Stadt Tunis noch einmal zu einem letzten Aufflackern orientalischen Glanzes, zu einer Verherrlichung altorientalischen Lebens und morgenländischer Pracht. Es spielte damals in den Augen der Orientalen eine bedeutende Rolle und Reisende wanderten von weither, um ihr Herz zu laben an dieser scheinbaren Säule des alten Orients. Die glatten Dächer, gewölbten Kuppeln und eckigen Gebetstürme der weißen Stadt, die reichversehenen Basare mit ihrem bunten Dämmerlicht, das stilreine Treiben in den belebten Gassen ließen manchem weitmarschierten Móßlim den frankenfeinden Sinn aufgehen. Tunîs el châdra, das grüne Tunis, war einer der hellstfunkelnden Sterne am dunkelnden Himmel des Morgenlandes.

Man übersah dabei völlig, daß der ganze Aufwand sein Dasein keineswegs gesunden Quellen verdankte, sondern daß er nur durch Aussaugung der Untertanen und schwächende Anleihen in Europa ermöglicht wurde. Schon 1857 fiel ein Reif auf diesen Orienttraum, indem auf Veranlassung des Abendlandes eine Verfassung eingeführt wurde. Frankreich ergatterte bei der Gelegenheit einige Vorteile, z. B. das Recht der Anlage von Telegraphenlinien, während auch England nicht leer ausging und eine Bahn von Tunis nach Goletta anlegen durfte. Überhaupt wuchs nunmehr der Wettbewerb der europäischen Staaten, die 1869 eine internationale Finanzkommission einsetzten, um dem durch Verschwendung, Mißernten, Hungersnöte und Epidemien heruntergekommenen Lande aufzuhelfen, wodurch der fränkische Einfluß noch bedeutend zunahm. Am Hofe von Tunis drängten sich die europäischen Abenteurer nicht weniger als in Ägypten.

Italien trat ebenfalls auf den Plan und erlangte außer anderen Vorrechten einige Minenkonzessionen. 1875 erhielt Frankreich die Erlaubnis zum Bau der Bahn Alger—Tunis, die vier Jahre später eröffnet wurde. Aus allerlei kleinen Zwistigkeiten, unter denen die Einfälle tunisischer Stämme in Ostalgerien am meisten hervortraten, entwickelte sich dann 1881 der Einmarsch französischer Truppen in Tunisien.

Frankreich begnügte sich mit der Besetzung des Landes unter Beibehaltung einer Scheinregierung des Beïs. Hierdurch wurden die Gefühle der Orientalen weniger verletzt, denen das äußere Drum und Dran meist wichtiger ist als der Kern einer Sache. Die wirtschaftliche und zivilisatorische Entwicklung Tunisiens nahm unter französischer Führung einen Aufschwung ähnlich wie wir ihn für Algerien betrachtet haben, Land-

wirtschaft, Handel und namentlich der Bergbau (durch die Entdeckung überreicher Phosphatlager) entwickelten sich ganz bedeutend, so daß der Volkswohlstand jetzt höher ist als vor 1881. —

Nur ein Jahr später schlug auch für Ägypten, das Herzland des Orients, die Stunde der Besetzung durch Europa. Die Europäisierungsversuche Mehemeds Ali und (mit Ausnahme des Abbâs Pascha) auch seiner Nachfolger hatten hier tüchtig vorgearbeitet. Dazu haben der Touristenverkehr, angezogen durch die berühmtesten Altertümer unseres Planeten, der Bau des Sueskanals und die durch ihn herbeigelenkte Hochflut des Durchreiseverkehrs das Volk vieler Orte des Niltals an das Europäermilieu gewöhnt. Schon 1856 wurde die Eisenbahn Alexandria—Kairo eröffnet, die erste des Orients.

Durch den Verkauf seiner Sueskanalaktien an England gab sich der völlig verschuldete Vizekönig Mitte der siebziger Jahre ganz in europäische Hände. Eine fränkische Finanzkommission nahm sich des Staates an, stieß jedoch auf den Widerstand einer religiös markierten Nationalbewegung, deren Ausbrüche den Einmarsch englischer Truppen veranlaßten. Viele Europäer und einheimische Christen wurden niedergemacht, aber der Tag von Tell el kebîr entschied 1882 das Schicksal Ägyptens zugunsten des Abendlandes.

Wie Frankreich in Tunisien, so begnügte sich England in Ägypten mit einer bloßen Leitung der Regierung unter Beibehaltung des Vizekönigs als Scheinregenten, ja unter der formellen Belassung Ägyptens in seinem losen Vasallenverhältnis zur Pforte. Unter dem Deckmantel dieser scheinbaren Beschränkung, deren Zwang von den aufgeklärten Ägyptern je länger je mehr erkannt wurde, widmeten sich die Engländer der Entwicklung der natürlichen Hilfsquellen des Landes. Der Ausbau eines engmaschigen Bahnnetzes, die Anlage neuer Kanäle und Verbesserung der alten, die Errichtung von Staudämmen quer durch den Nil (Assuân 1902) zur Aufspeicherung von Hochwasser für die regenlose Zeit, die Eroberung Nubiens bis 1897 und die Befreiung des ägyptischen Ssudâns von der Mahdi-Herrschaft, die Gründung von Schulen, die Verminderung der Korruption unter den Beamten durch englische Kontrolleure und regelmäßige Auszahlung der Gehälter, die Abschaffung der Prügelstrafe und des größten Teiles der Frohnarbeiten für den Staat, die Reorganisierung der Armee und Polizei, die Aufhebung der Sklaverei nicht nur der Form nach, sondern auch in

Kairo

der Tat, die riesige Erhöhung der Handelswerte, die Einführung von Recht, Ordnung und Sicherheit: das alles sind nur einige Tatsachen, die das helle Licht der Gegenwart in grellen Gegensatz zu den früheren Jahrzehnten setzen und die durch englische Tatkraft in die Wege geleitet sind.

Übrigens erweist sich das Streben der Engländer, die wirtschaftliche Lage Ägyptens durch Bevorzugung des höchst ergiebigen Baumwollbaus streng zu vereinseitigen, trotz den großen Gewinnen nicht allzu glücklich für das Land an sich. Es ist das eine Wirtschaftspolitik, die für das Herrenreich zwar überaus einträglich ist, hingegen Ägypten selber in bedenkliche Abhängigkeit von jenem bringt. Das Nilland unterliegt hier tatsächlich einer künstlichen, systematisch durchgeführten Zuchtwahl, die es zum einseitigen Krüppel erzieht und die Reichhaltigkeit seiner Hilfsquellen bewußt unterdrückt (z. B. Verbot der Tabakkultur). Es läßt sich behaupten, daß Ägypten durch die Engländer zwar zum reichsten Lande des Orients gemacht wurde, daß aber auch kein Teil des Morgenlands so starke Eingriffe in seine natürliche Entwicklung erlitten hat wie es. Um wie viel friedlicher es dem Europäismus gegenübersteht, geht daraus hervor, daß in Ägypten jede Moschee von Franken kann betreten werden, während in Tunisien die Franzosen diese Verletzung des orientalischen Selbstgefühls durchzusetzen (mit wenigen Ausnahmen) nicht gewagt haben.

Wenig später als die Engländer Ägypten, nahmen die Spanier einen Teil der saharischen Westküste in Besitz, nämlich Rio de Oro (1887). In den Jahren 1904 und 1912 erlangten sie von Frankreich beträchtliche Abrundungen im Norden. Da die spärlichen Bewohner der entlegenen und ziemlich unfruchtbaren Gegend nur wenig oder gar keinen Einfluß auf die Geschicke des Orients auszuüben vermögen und da die Spanier anscheinend kaum etwas zur Europäisierung der Kolonie tun, so ward der Machtverfall des Morgenlandes durch diese Einbuße so gut wie gar nicht berührt. —

Weit bedeutender gestaltete sich der Verlust Marokkos.

Seit dem 18. Jahrhundert erlangten mehrere europäische Mächte durch Zahlung von Jahrgeldern an den Ssultân das Recht, daß ihre Handelsschiffe in Ruhe die Häfen anlaufen durften. Spanien und Frankreich erfreuten sich zuerst dieses Vorzuges, der noch bis tief ins 19. Jahrhundert galt, wie denn Dänemark und Schweden als letzte bis 1844 zahlten. Belästigungen und selbst Ermordungen von Franken kamen aber doch noch

Fes in Marokko.
Blick vom Berge Salar im Norden der Stadt gen Süden

immer vor und haben bis auf unsere Tage nicht ganz aufgehört. Von Reisen seitens der Franken im Binnenlande konnte bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts keine Rede sein und größere Teile des Innern sind noch gegenwärtig unerforscht. Während in anderen Ländern des Orients (mit Ausnahme der innersten Sahara, Zentralarabiens und Afranistans) der Europäer eine aus Furchtsamkeit äußerlich geachtete Persönlichkeit ist und demgemäß selbstbewußt auftritt, mußte er sich in Marokko noch vor wenigen Jahren hübsch artig und recht unauffällig bewegen und bildete für die trotzigen Marokkaner nur selten einen Gegenstand der Achtbarkeit und Unverletzlichkeit.

Die Besetzung der Chafarinas-Inseln vor der Nordküste (1848) durch Spanien und die wegen englischen Einspruchs nur geringe Abrundung der Presidios nach dem für Spanien siegreichen Feldzuge von 1859/60 taten dem Dünkel Marokkos nur geringe Einbuße. Das Scherifenreich, vermöge seiner durch den Hohen Atlas vom übrigen Morgenland zwar etwas abgeschnittenen, aber auch sonst in sich selber isolierten Lage, verharrte noch immer in der Ursprünglichkeit des alten Orients.

Nachdem 1856 England mancherlei Handelsvorteile und Monopole erlangt hatte (sein Gesandter Drummond Hay suchte alle anderen Europäer möglichst fernzuhalten), vollzog sich in den sechziger und siebziger Jahren ein scharfes Rennen der christlichen Mächte um des Ssultâns Gunst. 1880 setzten sie es durch, daß Europäer Pachtzins auf dem Lande erheben und Grundeigentum erwerben durften. Unter der Regierung des schwachen Abd el Asîs (seit 1894) eröffneten sich dem Eindringen des Abendlandes viel mehr Aussichten. 1903 erbat der Marsen von Frankreich finanzielle Unterstützung, 1904 überließ England den Franzosen allen Einfluß in Marokko (wofür Frankreich den Briten freie Hand in Ägypten gestattete), während Frankreich seinerseits Spaniens Ansprüche auf die Nordküste Marokkos anerkannte.

Jetzt war es nur noch eine Frage der Zeit und bedurfte bloß eines passenden Anlasses, daß auch Marokko, der westlichste Eckpfeiler des Orients, in europäische Hände überging. 1907 besetzten die Franzosen Casablanca, den wichtigsten Ausfuhrhafen des Landes. 1911 geschah der Marsch auf Fes und dessen Einnahme, worauf am Ende desselben Jahres auch Deutschland Frankreichs Ansprüche auf Marokko anerkannte.

Im Jahre 1912 erfolgte der Abschluß eines Protektoratsvertrags zwischen der Republik und dem Sultanat, der nach tunisischem Muster dem Ssultân

nur die Rolle eines Scheinregenten läßt, während Frankreich die tatsächliche Macht in Händen hält. Der Norden des Landes mit dem von überaus wilden Stämmen bewohnten Rîfgebirge ward den Spaniern abgetreten, aber mit der Einschränkung, daß Tandscha und Umgegend für neutrales Gebiet erklärt wurden.

Seitdem sind französische Truppen an der Arbeit, das Land zu unterwerfen und zu befrieden, was wegen des unbotmäßigen Charakters der Stämme, von denen seit alters nur immer ein kleiner Teil selbst dem Ssultân zinste, wohl längere Jahre dauern wird.

Europäisiert, oder doch im Begriffe, es zu werden, sind gegenwärtig nur die größeren Küstenstädte, namentlich Casablanca und Tandscha, das seit langem den arabischen Schimpfnamen Medîna el klâb besitzt, d. i. Stadt der Hunde, wegen der vielen Christen. Marokko, in dem die Gesandten der fränkischen Mächte noch bis vor kurzem nicht in der Hauptstadt (wie in allen Staaten sonst) residieren durften, sondern sich mit einem bescheidenen Platze im vorgeschobenen Hafen, Tandscha, begnügen mußten, Marokko, welches die Europäer ihre verachtete Stellung weit mehr fühlen ließ als irgend ein anderes orientalisches Land, Marokko ist nun auch einbezogen in die Kreise Europas.

Französischem Einfluß ward in dem Abkommen von 1897 der größere Teil der Sahara überlassen, während die Libysche Wüste als englische Interessensphäre erklärt wurde. England hat noch keine Anstrengungen gemacht, hier europäischen Einfluß einzuführen, so daß Kufra, einst der Hauptsitz der Senussi-Sekte, bis heute völlig unberührt vom Abendlande blieb. Sonst aber ist das weite Gebiet nahezu unbewohnt.

Die Franzosen haben sich mehr Mühe gegeben, den ihnen zugefallenen Teil der Sahara tatsächlich in Besitz zu nehmen. Forschungs- und Militärexpeditionen durchquerten die Wüste schon mehrfach und besetzten einige Oasen. Doch ist kulturell natürlich nicht die geringste Spur von Europäisierung zu bemerken. In der französischen Zone bildet Tibesti, das geheimnisvolle Alpenland, mit seinen unerforschten Nebengebieten, noch heute einen der finstersten Teile des Orients, dessen Kultur sogar noch als vororientalisch anzusprechen wäre, wenn nicht seit einigen Jahrzehnten der islamisierende Einfluß der Senussi hier bemerkenswerte Veränderungen gezeitigt hätte. —

Das Jahr 1912, welches dem Marokkoverluste folgte, brachte dem Orient die letzte überhaupt noch mögliche Landeinbuße in Nordafrika. Damals wurden Tripolitanien, Fesân und die Kyrenaika von der Türkei an Italien abgetreten. Nach Jahrhunderten der Piraterie, welche die europäische Kauffahrtei wohl schädigen, aber nimmer aufheben konnten und die mehrmals Bombardements durch christliche Schiffe hervorriefen, kam erst kurz vor der türkischen Besetzung (1835) völlige Stetigkeit in die Beziehungen zum Abendland. Konsuln saßen schon seit Jahrhunderten in Tripolis. In den zwanziger bis fünfziger Jahren herrschte der englische Einfluß weit über den der anderen europäischen Staaten, von welchen nur Frankreich und Italien stärker an der Syrte beteiligt waren. Doch erstreckte sich ihrer aller unmittelbarer Einfluß nicht über die Häfen Tripolis, Choms, Benṛâsi und Derna ins Binnenland, so daß dieses noch heute fast rein altorientalisch ist. In jenen machte sich namentlich das Krämervölkchen der Malteser breit, das ein Übergangsglied zwischen Abend- und Morgenland darstellt, aber doch immerhin als Kulturagent Europas zu bewerten ist.

Seit den achtziger Jahren, namentlich infolge der unerwarteten Besetzung Tunisiens durch Frankreich, legte sich die italienische Propaganda voll Hoffnung auf Tripolis und Benṛâsi. Sie gründete hier Schulen, die das jüdische Element großenteils für Italien gewannen, unterstützte den Verkehr italienischer Dampferlinien und förderte Italiens Beteiligung am Außenhandel. So war es nur noch eine Frage der Zeit, daß sich die Italiener Türkisch-Afrikas bemächtigen würden. 1912 trat die Türkei es ihnen in aller Form ab. Der zähe Widerstand der Eingeborenen, anfangs unterstützt von geringen türkischen Truppen, hat im Verein mit der Wasser- und Nahrungsarmut des Landes bis 1913 aber noch nicht mehr als die Dschefâra-Steppe, den Nordrand des Dschebel el Ṛarbi und Sokna sowie in der Kyrenaika die allernächste Umgebung einiger Häfen in den Besitz der Abendländer gebracht. Natürlich werden die folgenden Jahre auch den großen Rest jener Gebiete in die Gewalt Italiens befördern.

Überblickt man den bisherigen Verlauf des Machtverfalls des Orients, so zeigt sich, daß Nordafrika politisch völlig an das Abendland übergegangen ist. Allerdings sind hier noch weite Gebiete fast ebensowenig von Europa beeinflußt und noch ebenso frei wie vor Hunderten von Jahren. Aber es bedarf nur eines zehn- oder zwanzigjährigen Patronen-

verbrauchs, um auch sie (mindestens zum allergrößten Teile) in christliche Botmäßigkeit zu bringen.

Nur im Asiatischen Orient stehen noch ein paar orientalische Reiche: die Türkei, Persien, Afranistan, Oman und Nedschd. Von ihnen verlieren die beiden ersten mit großer Schnelligkeit ihren Boden unter den Füßen und es erfordert nur leidliche Einigungsabsichten unter den im Orient beteiligten Mächten sowie geringfügige äußere Anlässe von seiten der Morgen=

Oasenmarkt in Tripolitanien

länder, damit auch die blutige Halbmondflagge des Ottomanenreiches und das Löwenbanner Persiens zu Boden sinken. Oman fristet lediglich ein Schein= und Anstandsdasein, Afranistan lebt bloß durch britische Russenfurcht. Deshalb ist das einzige Land des Orients, welches wirklich noch völlig frei von politischer europäischer Beeinflussung ist, das Beduinenreich Innerarabiens, das rossereiche Nedschd, die Heimat der Kamelzucht und der ältesten Krieger des Islâm. Es dürfte in zehn oder zwanzig Jahren das einzige orientalische Staatsgebilde sein, weil bis dahin die übrigen Reiche Vorderasiens wahrscheinlich ebenfalls an Europa werden angegliedert sein.

Die kulturelle Metamorphose

In engem Zusammenhang mit dem eben geschilderten Sinken der Macht des Orients verlief der Verfall der morgenländischen Kultur.

Die Entwicklung des Vordringens des europäischen Seehandels zeigt, daß schon sehr früh die Einfuhr westländischer Waren begonnen hat. Namentlich die Verarmung, welche hervorgerufen wurde durch die Verheerungen und Meister-Entführungen der Mongolen in Vorderasien, durch die Ablenkung des gewinnreichen Indienhandels aus dem Morgenland und durch die kulturhemmende Ausbreitung des türkischen Reiches, hat seit dem 16. Jahrhundert die Bedürfnisnot des Orients nach Kolonial- und noch mehr nach Manufakturwaren bedeutend gesteigert! Der Außenhandel ging mehr und mehr in die Hände der Fremden über und wird heute von ihnen völlig allein beherrscht. Die Orientalen spielen eine Rolle nur noch im Binnenhandel, die mohammedanischen sind aber auch hier in hervorragender Weise gewöhnlich nur in der Versorgung entlegener Plätze und solcher niedrigeren Ranges beteiligt.

In Verbindung mit dem Steigen ihres finanziellen Einflusses hob sich auch die soziale Stellung der Franken. Vor hundert Jahren herrschte im ganzen Orient vom Abendlande und seinen Bewohnern folgendes Bild, das auch heute noch außerhalb der lebhafteren Küstenstädte und der Intelligenz die Gemüter bestimmt.

Europa schien so fern, so klein, so unsagbar unbedeutend. Eine Oase, deren Umfang kaum größer sein konnte als der einer rechtschaffenen Oase von mehreren Tausend Palmbäumen. Von dorther kamen die Fremden, die Franken. Oder sollte es überhaupt gar nicht wahr sein, daß sie eine Heimatoase hatten? Sollten sie aus dem Meere heraufsteigen, sie, denen Allah den Bart absenge? Die europäischen Mächte konnten doch nichts anderes sein als Satrapen des Kalifen, Allah verlängere sein Leben. Und elend muß das Abendland sein, es scheint doch nicht genügend Kamele und Schafe, nicht genug Datteln und Öl hervorzubringen: denn wozu sonst sollten seine Bewohner auswandern und in die gesegneten Lande der wahren Gläubigen pilgern. Oh, das muß ein schreckliches Land sein, das dahinten, wie eine schieferschwarze Wolke in der Regenzeit, finster und dräuend, abschreckend und kalt, schwanger von Verderbnis, Unglauben und Maschinen, eine Brutstätte des Schetân, des boshaften Teufels.

Welcher Orientale würde glauben (innerlich und blutfest versichert sein), daß allein die Oase Alemânia dreimal so viel Bewohner zählt als die Türkei. Wie wenige Morgenländer werden es für möglich halten, daß alles Industriegerät von dorther kommt. Ich weiß nicht, wie es in nicht=türkischen Orientgebieten ist, in der Türkei aber lautet der in die Enge

Aus Alt=Kairo

getriebenen Weisheit letzter Schluß immer „Stambul". Alles was nicht im Heimatsort des Befragten oder in der Nähe hergestellt ist, kommt aus Stambul.

Zu der äußerlichen Mißachtung der Franken gesellt sich nun die durch zwölfhundertjährige geistliche Zucht eingeprägte religiöse Ver=achtung. Gewiß, auch die Christen sind Besitzer der Schrift, aber sie

glauben an drei Götter, nicht an den einzigen, und darum stehen sie ethisch unter dem Mohammedaner.

Zum Charakter des Christentums mögen die Anhänger des Islâm auch die notorische Grausamkeit der christlichen Kriegsführung gerechnet haben. Wird es nicht überall im Orient bekannt geworden sein, wie die Spanier unter den kultivierten Mohammedanern Granadas gehaust haben! Wie sie mit Brand, Schwert und Scheiterhaufen, mit Städtezerstörung und Massakern das Christentum auf der iberischen Halbinsel durchsetzten und den Atlasküsten einzubleuen suchten! Während mohammedanische Eroberer wohl selten mit Gewalt die Unterworfenen zum Islâm bekehrt haben, glaubten christliche Heere keine andersgläubigen Untertanen dulden zu dürfen. Die Grausamkeiten der Balkanstaaten 1912/13 reihen sich den früheren würdig an.

So umgaben sich die Mohammedaner der vergangenen Jahrhunderte mit einer von den Zinnen des Spottes gekrönten, undurchdringlichen Mauer der Verachtung. Durch sie stahlen sich die Franken hindurch, hauptsächlich nur Kaufleute. Ihre Lage muß bis vor hundert Jahren und noch etwas später ähnlich gewesen sein, wie heute die der unterdrückten Armenier und Juden. Ständig schwebte ein Damoklesschwert über ihrem Haupt und jeder fanatische Bettler, jeder übermütige Gassenbengel konnte es zum tödlichen Fall auslösen. Während in früheren Jahrhunderten zur Anlegung orientalischer Landestracht oberherrliche Erlaubnis erforderlich war, kleideten sich die Reisenden der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Vorliebe in einheimische Gewänder. Denn einerseits war der ungeheuerliche Druck der früheren Zeit verschwunden, der die Christen nicht einmal solchen Vorrechts für würdig erachtete, andernteils aber ging man doch wesentlich sicherer, wenn man den Fanatismus der Gasse so wenig wie möglich herausforderte.

Einige Erfahrungen der Frau des unternehmenden Reisenden Johann Wilhelm Helfer, die eine der lesbarsten orientalischen Reisebeschreibungen herausgegeben hat[1]), mögen das erläutern. Bei der Abreise von Smyrna nach Syrien hielt sie es ihrer Sicherheit halber für notwendig, türkische Männertracht anzulegen und ihr starkes Haar abzuschneiden. In Abuschehr stürmte der Pöbel, als sie in einem unbedachten Augenblick das

[1]) Gräfin Pauline Nostitz, Johann Wilhelm Helfers Reisen in Vorderasien und Indien. Leipzig 1873, F. A. Brockhaus.

Konsulatsgebäude verlassen hatte, auf sie ein, so daß sie nur mit Mühe von einem Trupp Kawassen gerettet werden konnte.

Heutzutage schlendern durch die Seeplätze und Hauptstädte mancher Länder Scharen von Touristen, einzelne Reisende bewegen sich selbst in entlegenen Binnenorten mit europäischer Tracht völlig sicher, wenn auch meist angestaunt. Und nur noch der Forschungsreisende wird für einige wenige unbekannte Gegenden in orientalische Tracht schlüpfen.

Gegenwärtig finden sich europäische Kaufleute schon in sehr entlegenen Orten, selbst Ärzte oder Missionare trifft man in Städtchen, deren Namen bei uns nur ein Dutzend Eingeweihte kennt. Die Zahl der Konsulate vermehrte sich, ihre Verweser erhielten mit dem wachsenden Einfluß Europas größere Freiheit, höhere Macht, bedeutenderes Ansehen. Sie und ihre Staatsangehörigen stehen außerhalb der Befugnis der orientalischen Regierungen. Kein Polizist darf einen Europäer ohne Ermächtigung von dessen Konsul anrühren. Dieses Bewußtsein hat den Fremden in den letzten Jahrzehnten einen ungeheuren Rückhalt gegeben, so daß sie sich als Bevorzugte vorkommen und sich mancherlei herausnehmen. Sogar auf die Juden und Christen der Küstenstädte hat dieser Machtprozeß seine stärkende Wirkung ausgeübt. Wie oft hörte ich in Tripolis von wackeren Mohammedanern: was erlauben sich die verfluchten Juden jetzt alles; noch vor zehn Jahren trauten sie sich kaum aus ihrem Viertel heraus, nunmehr wohnen sie schon an allen Orten der Stadt, setzen Hüte auf

Aus dem neuen Orient.
Straßenecke an der Esbekije von Kairo

und gebärden sich wie Franken. Wie soll das noch enden, der Islâm ist in Gefahr, Allah bewahre seine Gläubigen.

Die kunst- und naturhistorische Erschließung Ägyptens im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts gab den Anstoß zur Entwicklung des europäischen Touristenverkehrs, der sich infolge des Aufschwungs der Dampfschiffahrt über einen großen Teil der orientalischen Mittelmeerküsten ausbreitete. An der Europäisierung des Straßenbildes mancher Städte ist er wesentlich mit beteiligt.

So wurden einer bedeutenden Anzahl der Orientalen die Gestalten und Trachten der Franken allmählich vertraut. Es mußte dem Morgenländer auch klar werden, daß der Fremde meist besser angezogen geht, daß er wertvollere Gerätschaften, Gebrauchsgegenstände, Waffen besitzt; dass er gewöhnlich komfortabler lebt. So fragte mich einmal ein Fesâni-Diener in Tripolis, wie eigentlich so eine Makîna el Flus aussehe. Was für eine Makîna? fragte ich. Nun, erwiderte er naiv, du holst doch von der Post immer Geld, das aus Alemânia kommt: also muß du wohl daheim eine Maschine stehen haben, die Geld macht.

Kurz, während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bildete sich zwischen dem Morgenländer und dem Europäer ein Unterschied heraus, der nicht nur in Glauben und Nationalität wurzelte (wie ja auch schon früher immer), sondern welcher mehr durch äußerliche, durch zivilisatorische Momente hervorgerufen wurde und sich sehr schnell verstärkte. Früher bestand wohl kein allzu großer Gegensatz zwischen der Lebensführung und dem Zivilisationsniveau beider Welten. Nun aber ward er doch zu auffällig, um auch von den weltfremdesten der Orientalen übersehen zu werden. Der Morgenländer bemerkte das wohl, fand sich aber durch ein Kopfschütteln damit ab, als mit einer unerklärlichen Sache, die man nicht begreifen kann, sondern eben hinnehmen muß: Allah in seinem unerforschlichen weisen Ratschluß wird schon wissen, warum er merkwürdigerweise grad den Christen so viele Überlegenheiten zuerteilt, und nicht seinen Bekennern, inschálla.

Aber nicht nur der Dünkel der Orientalen erfuhr im 19. Jahrhundert einen argen Stoß, sondern ihre Realkultur ward in dieser Zeit größtenteils vernichtet. Die Entstehung von dampfgeheizten Fabrikbetrieben in Europa und die hierdurch ermöglichte wohlfeile und massenweise Herstellung von Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens ermög-

lichte es dem europäischen Handel, Manufakturwaren billiger auf den orientalischen Markt zu werfen als sie der nach Urväter Weise fortwurstelnde Handarbeiter des Ostens liefern kann. Namentlich die Erzeugung von Küchengeräten und Eßgeschirr, von besseren Waffen, von Luxusartikeln und von Tand ward aus der Orientindustrie fast ganz ausgeschaltet. Während manche Gewerbeszweige in der Hauptsache, die meisten aber wenigstens größtenteils ertötet wurden, gelang es nur wenigen, sich zu halten. Hierher gehört vor allem die Teppichweberei und -knüpferei. Allerdings arbeitet sie ganz vornehmlich für den — abendländischen Bedarf und hat sich wegen gesteigerter Nachfrage (namentlich in Amerika) in den letzten Jahrzehnten sogar stark vermehrt; nicht aber verbessert, denn die Muster werden gewöhnlich von den fränkischen Bestellern nach der grade herrschenden Tagesmode vorgeschrieben, und die massenhafte Einführung der Anilinfarben hat die Echtheit häufig fatal beeinträchtigt. Außerdem haben sich eigentlich nur die Verarbeitung von Leder, namentlich von Ziegenleder, ferner von Kupfer und Messing, sowie die Wollweberei in größerem Umfang behaupten können.

Hierin erblicke ich den bisher größten Erfolg der abendländischen Eroberung des Orients: daß dieser realkulturell so gut wie völlig abhängig geworden ist von Europa, genauer vom europäischen Markt. So ging der Einfuhrhandel ganz in fränkische Hände über und folglich auch der Ausfuhrhandel! Die Übermächtigkeit der Fremden in dieser Verbindung erhellt auch daraus, daß der Export des Morgenlandes durchweg geringer, häufig sogar wesentlich kleiner ist als der Import. Das bedeutet nicht nur die größere Bedürftigkeit, fast möchte man sagen Hilflosigkeit, auf Seiten des Orients, sondern es besagt auch ein ständiges Abfließen materieller, ja finanzieller Werte aus den Ländern des Morgens. Diese sind auf dem besten Wege, sich noch mehr zu erschöpfen, denn man muß wohl bedenken, daß sie sich vorwiegend mit Hilfe von Anleihen in und Zuschüssen von Europa erhalten.

Durch solch wirtschaftliche Abhängigkeit vom Abendlande ist der Orientale wenigstens in dieser Hinsicht Gefangener im eigenen Hause geworden. Würden wir heute an einem und demselben Tage unseren ganzen Import in die Häfen des Morgenlandes einstellen, so sähen sich die Orientalen einer Katastrophe gegenüber. Ein wesentlicher Teil der einheimischen Firmen würde eingehen, eine große Teuerung einsetzen und eine nicht geringe Anzahl von Menschenleben in den Städten um-

kommen. Der große Rest aber wäre genötigt, sich ganz von vorne eine eigne Realkultur, namentlich Industrie, zu erwerben, die seine Vorväter einstmals schon besessen haben. Vielleicht könnte sich so aus einem anfänglichen Desaster eine neue Zivilisationsblüte entfalten.

Die industrielle Versorgung des Morgenlandes durch Europa muß natürlich auch weitere als rein technische Kreise ziehen. Dadurch, daß der größte Teil der Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens dem Orientalen in den Schoß geworfen wird, drängt man ihn in eine künstliche Trägheit hinein. Die meist einförmige Landesnatur, sowie die lähmende Wirkung des gewöhnlich zu heißen oder zu kalten Klimas flößen dem Morgenländer durch Rassevererbung und von Geburt an eine nur selten bezwingbare Neigung zur Faulheit ein. Kommt nun eine fremde, regere Welt daher, die dem Völkerfaulax eigne Gedankenarbeit (denn die wird doch wohl von der Industrie mehr erfordert als von Landwirtschaft und Viehzucht) möglichst erspart, so wird die Trägheit noch weiter verstärkt und gradezu heilig gesprochen.

Wer passende Illustrationen zu meinen Ausführungen sehen will, der begebe sich doch nur einmal in die Basargassen einer beliebigen orientalischen Stadt. Ob sie in ständiger Dampferverbindung mit Europa steht oder sich in einem entlegenen Winkel des Binnenlandes versteckt, tut dabei nicht einmal viel zur Sache. Entsetzt wird er sein von der vorherrschenden Masse europäischer Manufakturwaren, vorwiegend minderwertigstem Schund, denn die Kaufkraft des Orientalen ist gering. Vor allen Dingen fallen die Unmengen blauer und weißer Email- und Steingutgeschirre auf, daneben Spiegel, eines Lachkabinettes würdig, Papp-Börsen Spielzeug, stillose Möbel und tausend andere Kinkerlitzchen.

Der vorwaltende Bezug von auswärts, meist durch einen einzigen christlichen oder jüdischen Kommissionär und häufig von einem einzigen europäischen Exporthaus, hat auch die Spezialisierung der orientalischen Kaufleute ins Wanken gebracht. Man findet jetzt nur gar zu häufig schon warenhausartige Geschäfte, die Verkaufsgegenstände der verschiedensten Gattung führen. Grade sie tragen am schlimmsten mit dazu bei, den soliden, stilvollen Geschmack des alten Orients zu ertöten und das Auge der Einheimischen durch eine Vielheit an Artikeln von der Güte und dem Geschmack des Einzelstückes abzulenken. So stecken denn auch grade die Wohnungen der Wohlhabenderen voll von europäischen Scheußlichkeiten und Ausschuß.

Der Unterdrückung der orientalischen Industrie gegenüber fallen die anderen Veränderungen im Morgenlande durch europäischen Einfluß nicht ganz so gewaltig ins Gewicht.

Die Dampfschiffahrt in den orientalischen Meeren und auf einigen Strömen, nämlich dem Nil, dem unteren Tigris und dem unteren Karun,

Arabische Beduinen am mittleren Euphrat mit Hinterladern, Säbeln und Asphaltkeulen

liegen fast ganz in europäischen Händen. Sie haben ihr Schärfchen zur Metamorphose des Orients mehr mittelbar beigesteuert, als Träger der fremden Einfuhrwaren und Personen, während sie direkt weniger ins Gewicht fallen, da sie nur kleine Teile des Morgenlandes berühren und somit der überwiegenden Mehrzahl der Leute nicht zur Anschauung kommen. Den letzteren werden sie von Weitergereisten nur in Form sehr urwüchsiger

und grob stilisierter, das Charakteristische leidlich treffender Zeichnungen an Häuserwänden vorgeführt. Sonst ist den Binnenländern Gelegenheit zum Anblick und zur Benutzung von Dampfern bei den Pilgerfahrten nach Mekka gegeben. Ein sehr großer Teil der modernen Haddschâsch (plur. von Haddschi) zieht es vor, nicht mehr zu Lande nach den Heiligen Stätten zu wallen, was ungemein viel Zeit, Geld, Mühsal und Gefahr kostet, sondern billige, bequeme und schnelle Dampferpassage zu nehmen. Seit mehreren Jahrzehnten suchen europäische Dampfer im Beginn der Pilgerzeit die Häfen der mohammedanischen Erdstriche ab und laden sich mit Pilgern voll. Ganze Schiffsladungen dampfen ausschließlich mit frommen Reisenden bepackt gen Dschidda.

Viel tiefer sind in einzelne Teile des Orients die Eisenbahnen gedrungen. Und ihre Technik hat den Orientalen wohl mehr Anerkennung eingeflößt als die der Dampfer. Denn ein Segler und ein Dampfer sehen schließlich nicht allzu verschiedenartig aus, und das Meer und was damit zusammenhängt, liegt dem Empfinden des Orientalen eben zu fern. Dahingegen ist der Abstand zwischen einer langsamen Kamelkarawane und dem blitzschnell dahinpfauchenden Eisenbahnzug (allgemein Schmänndeferr, d. i. chemin de fer, genannt) doch bedeutend weiter. In Algerien und Tunisien, in Ägypten, Syrien sowie West- und Süd-Kleinasien ist der Anblick eines Bahnzuges den Leuten nichts Eigenartiges mehr. Sie haben sich damit abgefunden. Aber doch sind die Eisenbahnen, gewissermaßen als beredtestes Anschauungsmittel der fremden Zivilisation, mit am meisten berufen, die unaufhaltsame Metamorphose den Eingeborenen vor Augen zu führen. Automobile haben bisher noch zu wenig allgemeine Verbreitung erlangt (Algerien, Tunisien, Ägypten), als daß sie besondere Bedeutung hätten erzwingen können. Man wird sie auch bloß als Kinder der Bahn bewerten.

Eingang selbst in die entlegensten Winkel aber haben die modernen Waffen gefunden. Wären sie nicht so teuer, sie könnten mit dem Emailgeschirr an Häufigkeit wetteifern. Da der Orient menschenarm, geldarm und infolgedessen sicherheitsarm ist, so wird der Besitz von Waffen eine Notwendigkeit jedes Mannes, und nur allerbitterste Armut vermag jemanden von ihrem Erwerb abzuhalten. Es ist aber klar, daß ein Hinterlader mehr wert ist, als eine Perkussions- oder gar eine Steinschloßflinte. denn in derselben Zeit, in welcher diese letztere einen Schuß abgibt, feuert jener zwei bis drei Dutzendmal so oft, ein Mißverhältnis, das sich zwischen Steinschloß-

flinte und Repetiergewehr noch bedeutend steigert. Deshalb ist es der Wunsch jedes Orientalen, namentlich jedes Mohammedaners, eine moderne Waffe nebst Patronen sein eigen zu nennen. Denn in ihrem Besitz ist er einer kleineren Anzahl schlechtbewaffneter Räuber meist überlegen. Bei den Beduinen und in den Dorfschaften unsicherer Gegenden schießen sogar ganze Gemeinschaften Geld für den Erwerb eines Repetiergewehres zusammen. Die Waffe wird, in Lappen wohl verhüllt, im Heim des Schēch aufbewahrt und schon allein der Ruf ihres Besitzes verleiht dem Stamm eine nicht geringe Überlegenheit über seine Feinde. Revolver sind im ganzen Orient ziemlich häufig, in manchen Gegenden gradezu allgemein geworden, namentlich die riesigen sog. Montenegriner (arab. Dschebel Assuad), die sehr lange 12 mm-Patronen aufnehmen. Da die Einfuhr von Kriegswaffen, also von gezogenen Läufen meistens verboten ist, so hat sich von Europa aus ein heimlicher, aber schwunghafter Schmuggel entwickelt, bei dem hoher Gewinn zu verdienen ist, mindestens 100 Proz.

Fabriken in europäischem Sinne bestehen bis jetzt nur an sehr wenigen Orten des Orients. Der letztere ist zwar ein Gebiet der Rohstofferzeugung, aber nicht der Rohstoffverarbeitung. Das liegt daran, daß er Armut leidet an Material für Dampfkraft und Elektrizität und daß es bisher überhaupt noch an einheimischer Initiative zur Anlage von Fabriken fehlt. Die Zuckerfabriken Ägyptens weniger, wohl aber die Tabakfabriken und einige andere Anlagen spielen noch keine so weitreichende Rolle, daß sie in der Metamorphosierung des Orients schon einen bedeutenderen Rang einnähmen. Auch die Errichtung von Hotels und Alkoholkneipen hat das Bewußtsein der Morgenländer wenig berührt.

In anderm Licht und von anderer Wirkung als die bisher skizzierten, von Europa in den Orient gekommenen, sozusagen freien Neuerungen erscheinen die von den morgenländischen Regierungen selber eingeführten Reformen. Zu ihnen gehörte in erster Linie die Umgestaltung des Heerwesens durch europäische Muster und Instruktionsoffiziere, ein Vorgang, der in der Türkei 1826 begann[1]). Die türkischen Soldaten

[1]) Damit die Einführung der Militärreform keinem Widerstande im Volke begegnete, mußte die hohe Geistlichkeit ein ausführliches Gutachten abgeben. Durch Anführung und etwas gezwungene Auslegung einiger Korânstellen gelang es auch ziemlich befriedigend, die Reform zu beglaubigen. Z. B. „Gott liebt fürwahr diejenigen, welche für seine Religion in Schlachtordnung so kämpfen als wären

wurden samt und sonders in Uniformen von fast europäischem Schnitt gesteckt und erhielten eine Art Drill nach fränkischem Vorbild. Doch beschränkte sich die neue Schulung alles orientalischen Militärs auf einige Äußerlichkeiten. Wirklich europäisch einexerzierte Truppen hat es stets immer nur wenige Regimenter gegeben. Der Mangel an moderner Schulbildung ist in erster Linie schuld daran. Der Durchschnittssoldat blieb seinem Orientherzen treu, wie überhaupt allerorten die Asker, die berufensten Verteidiger des Prophetenglaubens, als besonders islâmfromm und häufig als fanatisch gelten. So brachten die entlassenen Reservisten aus ihrer Dienstzeit doch nicht viel europäischen Firnis in die Heimat heim, zumal auch ihr Stand, ausgenommen vielleicht in Anatolien, allgemein nur ein geringes Ansehen genießt.

Reformen wurden namentlich in Ägypten, der Türkei, Tunisien und Persien in ziemlich weitreichender Form eingeführt. Von Einfluß auf die Umgestaltung des Morgenlandes sind sie sonst wohl nicht in besonderem Maße geworden. Die Beamten in der Türkei zogen die Stambulîja an, den hochgeschlossenen, geschmacklosen, aber fränkisch geschnittenen Gehrock. Die Posten wurden nach fremdem Vorbild eingerichtet, arbeiteten jedoch so unzuverlässig, daß mehrere europäische Staaten eigne Postämter eröffneten, wodurch den orientalischen Regierungen stattliche Einnahmen entgingen. In den dreißiger Jahren führte die Türkei Pesthospital, Quarantäneanstalten und Leuchttürme ein, was immerhin als europäische Umgestaltung zu buchen ist. Auch die Erneuerung der orientalischen Münzsysteme ist dahin zu rechnen.

All diese Reformen wurden minder als innerlich begründete Notwendigkeiten empfunden, sondern nur als Versuche angesehen, den Orient des Andrängens des Abendlandes zu erwehren. Sie beeinflußten ihn weniger als man in Europa wohl erwartete. Am meisten machten sie sich in den Kreisen der türkischen Offiziere und Beamten geltend, und sie tragen die Hauptschuld an der Mischbildung und Hohlkultur dieser Klassen, die sich jetzt so verderblich in den Kämpfen der Jungtürken gegen die Altürken äußern. Andere Völker, Stämme oder Schichten der Morgenländer sind weniger von den staatlichen Reformen beeinflußt, so daß es sich völlig erübrigt, auf weitere Einzelheiten einzugehen.

---

sie ein wohlgefügtes Gebäude." Ferner: „Doch die Ungläubigen sollt ihr insgesamt bekämpfen, wie sie euch insgesamt bekämpfen." Nach C. v. Sax, Geschichte des Machtverfalls der Türkei. Wien 1908, Manz. S. 211.

Ägypterin.

Überblickt man all diese Momente der Europäisierungsversuche des Morgenlandes, so taucht die Frage auf: warum sind sie bisher von so geringem Erfolg gewesen, weshalb haben sie den Orientalen nicht tief ans Herz gepackt, ihn nicht aufgerüttelt? Aus welchen Gründen sind die Leute, die doch fast durchweg höher begabten Rassen angehören, noch nicht recht reif für die fränkischen Neuerungen?

Auch wir besitzen sie doch noch nicht sehr lange, und von zivilisatorischen Fortschritten bei uns erhalten die Orientalen immer ziemlich schnell Anschauung, so daß sie aus eignem Antrieb und mit Hilfe von europäischen Lehrmeistern, die sie in jeder gewünschten Zahl erlangen könnten, gar bald wenigstens die meisten Dinge selber müßten herzustellen lernen. Der innerste Grund liegt offenbar darin, daß wir selber die großartigen und die kleinen Erfindungen und Fortschritte uns durch langes Ringen erkämpft, daß wir sie uns zu eigen gemacht haben. Deshalb sind wir mit ihnen verwachsen und die Neuerungen wurden uns zur zweiten Natur. Der Morgenländer aber empfängt sie fix und fertig, die Dinge bleiben ihm fremd, ihr Geist geht ihm nicht auf, es fehlt ihm ihre geschichtliche Entwicklung, sie sind ihm traditionslos. Wir stecken in den Dingen, sie stehen daneben. Der fast vollständige Mangel einer allgemeinen Schulbildung tritt dann dazu, daß dieser Zustand nicht überwunden werden kann[1]).

Der neueste Orient. Bahnhof in Kairo

[1]) Hieraus leiten sich z. T. die türkischen Niederlagen im Balkankrieg 1912 ab. Viele Rekruten wußten die Geschütze nicht zu handhaben, deren Bedienung doch

Außerdem machen sich allgemeine lähmende Einflüsse der Bodennatur und des Klimas (s. Kap. 1) geltend, sowie wohl auch eine nicht zu unterschätzende Rassenmüdigkeit eines bedeutenden Teiles der Orientalen. Nämlich desjenigen, dessen Vorfahren seit Jahrtausenden alte Kulturvölker waren und sich geistig ausgegeben hatten, ohne daß durch genügende frische Blutmischung eine Regenerierung erfolgt wäre. — Die Japaner haben später als die Orientalen ihre Kultur europäisiert und doch die blendendsten Erfolge errungen. Sie eben erfüllten die letztgenannten, im Morgenlande offen gelassenen Bedingungen. Landesnatur und Klima sind anregend, die allseitige Meerumgebung verstärkt dieses anfeuernde Moment, ihre Rasse ist unverbraucht und sie begannen ihre Reformen von unten an, d. h. mit Einführung moderner Schulbildung. Man bereitete die Leute von Kind auf vor und dann erst stellte man sie den neuen Maschinen, Waffen, Schiffen usw. gegenüber. Die Orientalen aber schaffen all diese schönen Dinge an und drücken sie ungelernten Barbaren in die Hand. Kein Wunder, daß alles in deren Fäusten wert- und machtlos wird.

Übersicht des dauernden Landverlustes des Orients an Europa

1415 Ceuta (Portugal, 1668 Spanien)
1496 Melilla (Spanien)
1508 Peñon de Velez de la Gomera (Spanien)
1828 Nordost-Armenien (Rußland)
1829 Nördlichstes Armenien (Rußland)
1830 Alger (Frankreich)
1830—47 Algerien (Frankreich)
1839 Aden (England)
1848 Marokkanische Chafarinas-Inseln (Spanien)
1854 Oasen Tugurt, Uargla, Ued Rir, Ued Suf in der algerischen Sahara (Frankreich)
Kurian Murian-Inseln an der Südküste Arabiens (England; erst 1869 endgültig besetzt)

schon einige mathematische Vorkenntnisse erfordert. Viele konnten mit den Repetiergewehren nichts anfangen und versuchten die Patronen von der Mündung her in den Lauf zu stecken.

1857 Große Kabilie in Algerien (Frankreich)
Perim (England)
1861 Barrên=Inseln (England)
1860 Santa Cruz di Mar Pequeña an der Westküste der Sahara (Spanien, aber niemals besetzt)
Abrundung der Presidios an Marokkos Nordküste (Spanien)
1876 Beludschistan (England), z. T. erst 1879, 1887, 1896
1878 Nord=Armenien (Rußland)
(Kypern an England)
1879 Südost=Afranistan (England), auch 1880
1881 Tunisien (Frankreich)
1882 Ägypten (England)
1886 Stück in Nordwest=Afranistan (Rußland)
1887 Rio de Oro, 1904 und 1912 im Norden vergrößert (Spanien)
1896—97 Nubien südlich von Uâdi Halfa (England)
1899 Teilung der Sahara zwischen Frankreich und England.
Aïn Salah (Frankreich)
1900 Tidikelt, Igli, Gurara (Frankreich)
1903 Colomb Béchar (Frankreich)
1907 Casablanca (Frankreich)
1908 Bilma (Frankreich)
1911 Fes (Frankreich)
1911 Tripolis, Benrâsi, Derna (Italien)
1912 Marokkos Nordstreifen (Spanien)
Marokko=Protektorat (Frankreich)
Tripolitanien, Fesân, Kyrenaika abgetreten an Italien

Übersicht des Baues der wichtigsten Orientbahnen

1856 Alexandria—Kairo
1862 Alger—Blida, 51 km, 1868—71 verlängert. Danach allmählicher Aus=bau des algerischen Bahnnetzes
1866 Smyrna—Aïdin, West=Kleinasien, 130 km, 1890 bis Diner (376 km) vollendet
1870 Constantine—Philippeville in Nordost=Algerien
1873 Haïdar Pascha—Ismîd in Nordwest=Kleinasien, von der Pforte er=baut, 1888 an die Deutsche Bank verkauft
1879 Medscherda=Bahn von Tunis westwärts. Danach allmählicher Ausbau des tunisischen Bahnnetzes
Quetta—Shikarpur (Beludschistan)

1881 Mudania—Brussa
1885 Von jetzt ab schneller Ausbau des ägyptischen Bahnnetzes
1886 Mersina—Ádana, Südost=Anatolien
1892 Ismîd—Ángora in Nordwest=Kleinasien
Jafa—Jerusalem
1894 Damaskus—Musêrib
1895 Berût—Damaskus, von Rejâk allmählich bis Homs fortgesetzt
1896 Eskischehr—Kônia in Inner=Anatolien
1897 Uâdi Halfa—Chartum in Nubien
1899 Tiflîs—Kars im russischen Armenien
1901 Alexandropol—Eriwan in Russisch=Armenien
1903 Aïn Sefra—Beni Unif (Figig) in Südwest=Algerien, fortgesetzt 1906 bis Colomb Béchar
1905 Kônia—Bulṛurlu, Inner=Anatolien
Háïfa—Dĕra in Nord=Palästina
1906 Homs—Háleb in Syrien
1908 Hedschâsbahn bis Medîna fertig
1911 Tripolis—Hama in Mittelsyrien
Bulṛurlu—Ulukischla der Baṛdâdbahn, nördlich des Kilikischen Taurus
1912 Dorak—Ádana und Ádana—Marumet der Bardâdbahn in Kilikien
Ulukischla—Karapunar der Bardâdbahn, im Kilikischen Taurus
Toprá kala—Iskenderùn, Zweig der Baṛdâdbahn in Südost=Anatolien
Háleb—Raschon und Háleb—Dscherablus, Teile der Baṛdâdbahn in Nordsyrien
Panderma—Soma, Nordwest=Kleinasien.

Türkisches Reformwerk:
Schiffsbrücke im unteren Euphrat, bei Mussäjib, auf der schiitischen Pilger=straße von Bardâd nach Kérbela (1908)

Die Gegenwehr des neuen Orients

Verschiedene Male schon streifte ich im vorigen Abschnitt die Art, wie die Orientalen das Eindringen des abendländischen Wesens aufnahmen, doch ist es zum vollen Verständnis der heutigen Morgenländer erforderlich, ihre Abwehrmaßregeln im ganzen und eingehender kennen zu lernen.

Verteidigungsmaßnahmen setzen voraus, daß ihr Unternehmer deren Notwendigkeit erkannt hat. Der bittern Gefahr, die dem Orient von Europa droht, ist sich aber bis heute ein großer Teil der Massen nicht bewußt geworden. In der Hauptsache hat nur die Intelligenz sowie die Bevölkerung der Hafenstädte in den noch unabhängigen Gebieten leid=liche Klarheit über das Erfordernis einer Abwehr gewonnen.

Politische Verteidigungsversuche

Um so früher aber hatten die Staatslenker Gelegenheit, sich auf recht unerwünschte Weise zu überzeugen, daß die orientalischen Reiche unmöglich auf die Dauer gegen die europäischen Mächte würden be=stehen können. Schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts nahm man in

der Türkei, dem meistgefährdeten Staat, schüchterne Versuche zu Reformen vor, indem ein französischer Renegat die Europäisierung eines Teiles der Armee vorschlug und durchführte. Da die Türkei die Vormacht des Orients ist, sein größtes Staatswesen, sein Vorbild, und weil alle Arten von Reformen seit über hundert Jahren hier zur Anwendung gebracht wurden, so sei die ottomanische Reformbewegung etwas näher beleuchtet.

Die Lenker des Sultanats erkannten zwar, daß man Europa nur durch Europa, d. h. durch Aneignung von dessen modernen Errungenschaften zurückschlagen könne, sie begingen aber den (nach Sachlage der morgenländischen Zustände nicht einmal so sehr unverzeihlichen) Fehler, die Dinge am falschen Ende anzufassen. Statt zu überlegen, daß zur Erwerbung der Kulturfortschritte die fränkischen Jungen manches Jahrhundert lang die Schulbank drücken mußten, daß die Wissenschaft der Christen sich erst von der Zwangsjacke kirchlicher Vorschriften frei zu machen hatte, kurz, daß alle europäischen Errungenschaften, selbst eine Kleinigkeit wie der eiserne Ladstock an der Feuersteinflinte, ihre Entwicklung durchzumachen hatten: statt dessen versuchten die Machthaber, die Europäismen ohne weiteres auf die heimischen Zustände zu übertragen. Natürlich stießen sie fast nirgends auf Gegenliebe, da der Boden für das Saatkorn nicht umgepflügt war. Man kaufte mit großen Kosten treffliche Gegenstände an, aber es fehlte an Händen, sie zweckmäßig zu gebrauchen und instand zu halten. Man suchte Kinder unter Überspringung der Reifejahre als Männer zu behandeln, und die Unmündigen versagten.

Es wäre das richtige gewesen, die Leute erst in die Schule zu schicken, ja selbst das wäre nicht so ohne weiteres gegangen, denn dazu hätte man Schulen, richtige Volks- und höhere Schulen in unserem anspruchsvollen Sinne erst begründen müssen. Nur durch eine vieljährige Schulung von mehreren Dutzend Generationen hätte man die Möglichkeit erlangen können, ein Volk heranzubilden, das fähig geworden wäre, nicht nur fremde Kulturfortschritte zu übernehmen, sondern selber dergleichen zu schnitzen. Aber der unzerreißbare Knoten lag eben in den Schulen.

Ich weiß nicht, ob es jemals orientalischen Machthabern überhaupt klar geworden ist, daß der Europäismus von unten, in der Jugend, mit der Schule hätte beginnen müssen. Aber wenn schon, die Europäisierung

der Schule wäre wohl keinem geglückt, denn diese grad in ihrer antiken Gestaltung (oder was ebenso wirksam ist: in ihrem völligen Fehlen) ist ja eins der Hauptbollwerke des alten Orients. Es ist das einer der tragischsten Punkte in der Umgestaltung des Morgenlandes: die Abwehr Europas wird im letzten Grunde nur durch Modernisierung der Schulen möglich — aber eben dies muß den Orient als solchen, als eignen Kulturkreis, auffressen. Da beißt sich die Aspisschlange in den Schwanz, d. h. der Orient ist zum Sterben verurteilt.

Die Machthaber gaben sich also zwar Mühe, den Orient verteidigungsfähig zu machen, ergriffen aber das Problem, eines der schwierigsten in der ganzen Erdhülle, am falschen Ende.

Im Jahre 1792, nach Beendigung der zweihundertdreiundsechzigjährigen Kampfperiode gegen Österreich, schien der rechte Zeitpunkt für die Einführung von Reformen in der Türkei gekommen. Das war eine richtige Revolution, die aber im Gegensatz zu der gleichzeitigen französischen nicht vom Volke, sondern von der Regierung ausging. Der Orient ist eben der Erdteil der anscheinenden Verkehrtheiten. Die Neuerungen erstreckten sich nur auf militärisches Gebiet (was für oberflächlichere Betrachter ja auch am nächsten liegt), indem man Offiziere aus England, Spanien und Schweden kommen ließ, während man auf kulturellem nur schwächliche Ansätze versuchte. Der damalige Ssultan, Sselîm III., achtete die Gebräuche und Ansichten der Mohammedaner dabei zu wenig, als daß seine Ideen nicht nachhaltigen Widerstand gefunden hätten. Das Volk fühlte sich damals wohl auch noch nicht heftig genug durch die Franken bedrängt, um fremde Verbesserungen für nötig zu halten. Deshalb gingen Sselîms Bestrebungen mit ihrem Schöpfer unter schwarzen schweigenden Kypressen zu Grabe (1807).

Doch lebten sie schon im folgenden Jahre nach kurzer Unterbrechung wieder auf. Der neue Ssultân berief eine Ratsversammlung von Notabeln und Großgrundbesitzern nach Stambul, trug seine Vorschläge vor und ließ sie gutheißen. Aber auch sie wurden noch im selben Jahre niedergeschlagen.

In der Zeit des griechischen Freiheitskampfes endlich, 1826, hub jene Kette von Reformen und noch mehr von Reformprogrammen an, welche bis auf den heutigen Tag nicht aufgehört hat, die Frommen im Lande zu beunruhigen, die Europäer zu täuschen und den Bestand des

Sultanats zu gefährden — ohne doch den Untergang auch nur aufzuhalten, geschweige denn zu beseitigen!

Es war gar nicht so leicht, selbst das Militär umzubilden, das in der verwahrlosten Janitscharentruppe der echteste Vertreter des alten Orients schien. Der Ssultân mußte vom Schech ül Islâm ein mit erstaunlicher Gelehrsamkeit erstattetes Gutachten abgeben lassen, daß die Einrichtung einer nach europäischem Muster gedrillten Armee nach dem Scheriatgesetze zulässig sei (Seite 179). Erst dann wagte man sich an die Neuerung selber, zu deren Ausführung man übrigens ägyptische Exerziermeister von Mehemed Ali berief. Schließlich mußte der Widerstand der Janitscharen auf blutigste Weise gebrochen werden. In Verbindung hiermit wurde der den alten Truppen eng befreundete Derwîschorden der Begtaschy aufgelöst und nach Kleinasien verbannt.

Jetzt erst war leidlich freie Bahn geschaffen. Mahmûd II. wollte vornehmlich das Heer verbessern, wozu ein förderlicher, wenn auch nicht geschmackvoller Schritt die Einführung eines europäischen Uniformschnittes und des roten Fes war. Aber schon hierbei zeigte sich die Gefährlichkeit unbesonnener Reformen! Die Pforte zertrümmerte ihr altes Heer und sorgte nicht rechtzeitig für Aufstellung eines neuen, sie war daher einige Jahre nahezu schutzlos, was ihr größter Feind Rußland, sofort dazu benutzte, sie zu bekriegen und für längere Zeit unter seine Kuratel zu bringen.

Reaktionsbestrebungen, die sich infolgedessen hervorwagten, wurden unterdrückt, und es ist nicht zu ersehen, daß sich die erhabenen Umstürzler den schnellen Mißerfolg zur Warnung dienen ließen. In den dreißiger Jahren nahm die Regierung preußische Offiziere an, darunter Moltken, die auch mancherlei Verbesserungen einführten, der Größe der Aufgabe gegenüber aber doch nicht ausreichten, so daß die Armee gegen die Ägypter sehr schlecht bestand. Gerade die Leitung versagte schon damals, wie später noch so oft.

Ferner plante Mahmûd die Zentralisierung der Zivilverwaltung, wodurch die von jeher höchst bedenkliche Selbständigkeit der Satrapen eingeschränkt wurde. Im Zusammenhang hiermit bildete er aus dem bisherigen Diwan einen Ministerrat und einen Staatsrat.

Sehr wichtig war sodann die Abschaffung der Magnatenwirtschaft in den Provinzen. Hier schalteten die Herren vieler Talgaue seit alters ganz nach eignem Belieben und kümmerten sich um den fernen Ssultân nicht

einen Deut. Namentlich 1831 und 32 waren die Truppen in allen mög=lichen Winkeln des Reiches beschäftigt, die Barone zu demütigen und ihre festen Raubburgen mit Geschütz in Trümmer zu legen. Wer eine anschauliche Schilderung dieser romantischen Taten in den einsamen Tälern Kurdistâns zu lesen wünscht, der greife zu Moltkes Briefen. Wenn auch längst nicht alle Gaugrafen auf solche Weise gedemütigt wurden (noch heutzutage gibt es genug kleine Herrschaften in der Türkei), so stärkte doch der Ssultân seine Macht und sein Ansehen im Reiche ganz wesentlich, jedenfalls mehr, als hätte er eine unruhige Grenzprovinz an der Donau erobert. Es ist überhaupt von jeher ein schwerer Fehler der türkischen Politik gewesen, der sich jetzt nach beiden Seiten bitterlich rächt, daß sie nur an Eroberungen auf Kosten der Christen dachte, sich aber um die Niederwerfung der inneren Feinde fast gar nicht kümmerte. Dadurch erwarb sich das tönerne Reich einen Haufen von Randländern, in denen der Geist der Fremde und Feindschaft rege blieb, bei der ersten Gelegenheit zum Abfall drängte und stets viel Kraftaufwand fesselte, wäh=rend große Teile des eignen Innern nicht viel zuverlässiger waren.

Der unternehmende Ssultân, der selbst fränkische Gewohnheiten und Lebensweise annahm, und 1837 sogar eine gradezu etikettewidrige In=spektionsreise durch die europäischen Provinzen antrat, führte auch einige im engern Sinne europäische Einrichtungen ein. So legte er in Stambul ein Pesthospital unter Leitung zweier französischer Ärzte an. Aber auch diese Wohltat ward ihm verdacht. Den Schwarzen Tod von 1836 nämlich legten die Frommen als Strafe Allahs für die Reformen aus und die Ulema erklärten mit denkwürdiger Offenherzigkeit die Absicht, eine Pest durch Lazarette einzuschränken, für gottlosen Frevel. Im Jahre 1838 wurde eine Quarantäneanstalt und =kommission in Konstantinopel errichtet. Am Bos=porus und an der Küste des Schwarzen Meeres erbaute man Leuchttürme. Ja man verstand sich zum Abschluß eines Handelsvertrages mit England und bald darauf mit anderen Mächten.

Der zweite Mahmûd († 1839) ist durch die von ihm zuerst großzügig gehandhabte Einführung von Reformen für die Türkei höchst bedeutungs=voll geworden. Er wollte trotz allem den streng islamischen Charakter des Reiches nicht antasten, wodurch alles von vornherein Stückwerk bleiben mußte. In erster Linie gelang ihm die Erneuerung des Heeres — aber nicht dessen Kräftigung. Ist doch Mahmûd derjenige Ssultân, der mehr Provinzen verloren hat als irgend einer seiner Vorgänger — trotz

oder vielleicht besser wegen seiner Reformen. Unglücklicherweise überlebten ihn seine Reformideen.

Kurze Zeit nach Mahmûds Tode nämlich kam man auf den Gedanken, dem Volke eine Magna charta zu geben, um die Sympathien der europäischen Mächte zu erregen und von Ägypten abzulenken. Das war der Hatti scherîf von Gülhane (1839). Er enthielt nur allgemeine Phrasen, konnte deshalb sowohl den Alten wie den Reformsüchtigen gefallen und erreichte seinen Hauptzweck, nämlich die feste Erwartung des Abendlandes, die Türkei werde sich jetzt in einen zivilisierten Staat umwandeln. (Dieser Optimismus in Europa beweist, daß man damals den Orient noch bedeutend weniger kannte als heutzutage.) Sogar der Schein eines Parlamentes ward auf kurze Zeit einberufen.

Die 1840 zwischen England, Rußland, Österreich und Preußen geschlossene Quadrupelallianz, welche sich zur Verteidigung der Integrität der Türkei verpflichtete, brachte dem Reiche für einige Zeit Ruhe, um sich im Innern zu sanieren. Die Reformen überwanden die wieder ausgebrochene Reaktion und schritten langsam und mit Unterbrechungen, aber doch stetig vorwärts. Bis zum Jahre 1840 war auch die innere Verwaltung so weit geregelt, daß Kämpfe gegen mächtige Statthalter nicht mehr vorkamen. Das Reich zentralisierte sich und gewann dadurch an Kraft; erst heute machen sich wieder dezentralisierende Strömungen, namentlich in den semitischen Provinzen geltend, die aber nicht von den Satrapen ausgehen, sondern von der Intelligenz jener Gegenden.

Nachdem 1841 wieder reaktionäre Bestrebungen die Oberhand gewonnen hatten, wandte sich die Pforte 1845 energischer dem Verfolg von Zivilreformen zu, während die militärischen ja schon seit langem in glattem Flusse waren. Im folgenden Jahr ward ein Unterrichtsministerium geschaffen, auch eröffnete man einige Fachschulen. Gleichzeitig berief man wieder eine Notabelnversammlung aus dem ganzen Reiche ein und beschloß mit ihr die Errichtung von Idaré-Medschliß. Das sind (noch heute bestehende) Verwaltungskollegien in den Provinzen und deren Bezirken, durch welche dem Volk zum erstenmal Teilnahme an der Leitung eingeräumt wurde, sogar den Christen (wenngleich man auf diese wenig hörte).

Im Jahr 1847 stiftete man die Bank von Konstantinopel, führte die Doppelwährung ein und schlug die noch heute kursierenden Silbertaler

(Medschîdi). Ein gemischtes Handelsgericht und ein gemischtes Polizeitribunal wurden im selben Jahre geschaffen, vor denen zum erstenmal Christen (aber nur Europäer) gegen Mohammedaner als Zeugen auftreten konnten. 1850 erschien ein nach französischem Muster ausgearbeitetes Handelsgesetz, im Jahr darauf ein Gesetz über die Verwaltung der Waisenvermögen. Kurz, man sieht, daß die Reformen doch fortschritten, trotzdem sie in manchen Provinzen Aufstände zur Folge hatten. —

Der Abschluß des Krimkrieges brachte einen ganzen Sack weiterer Neuerungsversuche, indem 1856 der Hatti humajun herauskam, der den Hatti scherîf bestätigte und noch manches andere bestimmte. So ward allen Konfessionen die freie Kultusausübung gewährleistet. Sämtliche erniedrigende Bezeichnungen für gewisse Bekenntnisse und Völker wurden wenigstens aus der offiziellen Sprache ausgemerzt. Die Regierung verkündete sogar Religionsfreiheit und erlaubte jeder Religionsgemeinde, Schulen zu errichten. Ausländern gestattete man den Erwerb von Grundbesitz, sofern sie sich den Landesgesetzen fügen und Steuern zahlen wollten. Die Mächte erhielten die Zusicherung, daß Personen, die vom Islâm zum Christentum übertraten, hinfort nicht mehr mit dem Tode bestraft werden sollten.

Die Christen wurden also wenigstens in allen bürgerlichen Fragen den Mohammedanern gleichgestellt, sie durften sogar in Staatsämter eintreten. Das war immerhin ein wesentlicher Fortschritt gegen früher. Wenn auch die Ausführung des Hatti humajun zögernd, ungleichmäßig und unvollkommen fortschritt, so diente er doch dazu, die Vorzugsstellung der Mohammedaner zu erschüttern. Diese Reformen waren also ganz besonders ungeeignet, um den Orient zu stärken. Denn man muß erwägen, daß erst jetzt die meisten der christlichen Untertanen zur Erkenntnis der Schwäche ihrer gefürchteten Regierung und zum Bewußtsein der Sympathien des Abendlandes erwachten, daß sie hinfort viel unruhiger wurden und sich widersetzlicher und anmaßender gebärdeten. Die Pforte büßte durch den Hatti humajun viel von ihrer Autorität im Innern ein. Das Reich, aufgebaut auf die Vorherrschaft der mohammedanischen Bestandteile, ward durch deren Schwächung in seinen Grundfesten erschüttert.

Die Reformen betrafen außerdem das Finanzwesen (1856/57), das Strafgesetz und das Grundbesitzgesetz (1858).

Später brachten die sechziger Jahre eine große Anzahl von Neuerungen, von denen nur die allerwichtigsten genannt seien. Der Libanon erhielt 1861 unter dem Druck der Mächte ein neues Verwaltungsstatut, das einen Christen zum Mutessarif bestimmt und eignes Militär anordnet, so daß der Libanon autonom ist (und z. B. auch nicht der türkischen Tabakregie angehört). 1863 wurde von einer französisch-englischen Finanzgruppe die Banque Impériale Ottomane begründet und zwei Jahre darauf die europäische Verwaltung der allgemeinen türkischen Staatsschuld (Dette publique), welche den Einfluß der Abendländer wesentlich vermehrten.

Schon 1860 sah man sich zur Einsetzung einer Inspektion der wichtigeren Provinzen veranlaßt, um die beträchtliche Ausführung der Reformen zu überwachen, mit der es überall recht haperte. 1862 kam eine Prozeßordnung für die Handelsgerichte heraus und zwei Jahre hernach ein Seehandelskodex, beide nach französischen Vorlagen ausgearbeitet.

Ebenfalls 1864 erschien das erste Wilajetgesetz, durch welches die Wilajete, bisher Elajete genannt, eine neue Einteilung erhielten, die noch heute gültig ist. 1868 ward der Staatsrat reorganisiert und zur Gesetzgebungskommission ausgestaltet. In Galata erbaute man ein kaiserliches Lyzeum. Schon 1869 brachte der Staatsrat ein Nationalitäts- und Staatsbürgerschaftsgesetz heraus, ferner ein Schulgesetz, ein nach französischem Muster gebildetes Wehrgesetz, ein Straßenbau-, ein Bergbau- und ein Forstgesetz (während es an Forstpersonal fehlte). 1870 beschloß man die Einrichtung einer Universität, von der jedoch bloß die juristische Fakultät zustande kam. Die Schaffung der Staatsschuldenverwaltung zog eine Unzahl z. T. recht leichtsinniger Anleihen und Akte unglaublicher Verschwendung nach sich, so daß es schon 1876 zum Staatsbankerott kam.

Das war dasselbe Jahr, welches mit der Verkündung der Verfassung (Kanûn i essassý, d. i. Grundgesetz) endete! Nach ihr sollten alle Staatsbürger vor dem Gesetze gleich sein. Sämtliche Untertanen ohne Ansehen der Religion wurden nunmehr Ottomanen genannt, so daß also die Mohammedaner kein Sonderrecht mehr — hätten. Der Islâm ist Staatsreligion, doch beschützt die Regierung die freie Ausübung aller Bekenntnisse. Preßfreiheit, Versammlungsrecht, Petitionsrecht, Lernfreiheit und alles mögliche andere wurde verheißen. Der ganze Erfolg war aber, daß die pomphafte Verkündung der Konstitution bei den Untertanen wenig Sympathie erntete und ihnen nur als eine Komödie erschien. Das Parlament bestand aus zwei Häusern, in denen 116 Deputierte saßen, worunter

40 Christen. Es wurde schon 1878 aufgelöst. Nutzen hat es weder dem Volke im allgemeinen gebracht, noch hat es zur Stärkung des Widerstandes gegen Europa irgend etwas bewirkt.

Nach dem russischen Krieg experimentierte man wieder lustiger weiter. Schon 1878 hatte die Pforte den Mächten Reformen für Armenien versprochen, aber kaum etwas davon ernstlich ausgeführt. Wie man überhaupt bei diesen ganzen Umgestaltungen wohl unterscheiden muß zwischen Neuerungen zur Stärkung der Widerstandskraft des Staates gegen Europa und zwischen Reformen zur Verbesserung der Lage der christlichen Untertanen. Jenen widmete man sich wenigstens an den leitenden Stellen meist mit Hingabe, den letzteren aber unterzog man sich lediglich auf Drängen der Fremden, verschleppte sie und ließ sie recht bald einschlafen.

Das Justizwesen ward reorganisiert, 1881 fand auf Drängen der Großmächte eine für den Türkenstolz sehr demütigende, aber recht nützliche Finanzreform statt, die allerdings anderseits den Einfluß der Franken wieder wesentlich steigerte. 1885 wurden die Militärschulen nach deutschem Vorbild umgestaltet, im folgenden Jahre kam ein neues Rekrutierungsgesetz heraus, 1887 ein Militärdienstgesetz. Die armenischen Reformen von 1895 hatten wie die früheren keinen Wert.

1908 ward nochmals ein Parlament eingesetzt. Diesmal aber richtete man großen Schaden damit an. Durch Einstellung der Christen ins Heer ward dieses geschwächt, seines islamischen Charakters beraubt und in erster Linie für die unglaublichen Niederlagen am Balkan 1912 befähigt. Rechnet man dazu, daß die Infizierung des Offizierskorps mit politischer Beschäftigung dieses ebenfalls von seinem eigentlichen Beruf nicht wenig abgelenkt hat, und erwägt man, daß durch die offizielle Verkündung von Freiheits- und Gleichheitsideen die Lockerung mancher Provinzen befördert ward: so kommt man zu dem Ergebnis, daß die zweite Konstitution dem Bestand der Türkei und damit dem Orient überhaupt die gefährlichsten Wunden geschlagen hat.

Überblickt man aber die ganze Reformbewegung in der Türkei, so zeigt sich, daß eine Kette von impulsiven guten Plänen und verlogenen Absichten, von Geldschleudereien und Verschleppungen, von Hoffnungen und Enttäuschungen nicht nur das Ziel, die Erstarkung der Türkei gegen Europa, nicht erreicht, sondern daß sie ihren Verfall sogar ungeheuer beschleunigt hat! Die Stellung der mohammedanischen Untertanen, der einzigen Stütze, ward beschnitten, die der Ungläubigen, also der un-

verläßlichen Elemente, erhöht, der Einfluß der Abendländer ganz bedenklich gehoben.

So hat ein Jahrhundert zweierlei dargetan: daß es nicht möglich ist, die Halbkultur des Orients unvermittelt mit den Segnungen der Vollkultur Europas auszurüsten. Ferner die Unmöglichkeit, daß die Zivilisierung und Kultivierung des Morgenlandes von Morgenländern ausgehen kann.

Einem nicht ganz so heftigen und langdauernden Widerstand als in der Türkei begegneten die Reformen in ihrer selbständigen Provinz Ägypten. Der hiesige Gouverneur, Mehemed Ali, hatte anfangs (ganz ähnlich wie der Ssultân seine Janitscharen) den altorientalischen Widerstand der Mamluken blutig zu brechen, bevor er an die Einführung europäischer Neuerungen denken konnte. Er berief französische Offiziere, deren Andenken am Nil noch recht frisch war, zur Durchführung des militärischen Reformplans und schuf sich mit ihrer Hilfe und durch die rauhe Schule der arabischen Wahabitenkriege den Kern eines disziplinierten Heeres. Seine Besiegung der ebenfalls jung reorganisierten stärkeren türkischen Armee in zwei Kriegen bewies, daß Mehemed die militärische Erneuerung mit mehr Erfolg anfaßte als der Großherr.

Übrigens erstreckten sich die Reformen doch auch auf wichtigere Kulturgebiete. Er steuerte dem Räuberunwesen, verminderte die Zahl und Bedeutung der Beduinen, von denen er ganze Stämme in Syrien ansiedelte. Sodann hob er die Finanzkraft seines Staates ganz wesentlich, indem er die Kanäle verbesserte, das Kulturland vermehrte und die Bodenproduktion sowie den Handel steigerte. Das alles geschah übrigens zum Besten seiner eigenen Tasche, der schließlich fast ganz Ägypten gehörte, und zur Stärkung der Wehrmacht, indem er alles vorbereitete, um sein Vasallenverhältnis zur Türkei zu lösen, ja um sich selber zum Ssultân zu machen. Daneben tat er einiges für Schulen und stellte auch Christen in Staatsämtern an.

Ägypten gegen das Abendland widerstandsfähiger zu machen, konnte bei derart aufrührerischen Plänen Mehemeds Zweck nicht sein. Und insofern fällt ihm ein ganz besonders großer Teil der Schuld zu, welche die Schwächung des Orients im vorigen Jahrhundert bewirkt hat! Der Reformer Mehemed Ali ist einer der erfolgreichsten Feinde des Morgenlandes geworden, sicher ohne es zu ahnen.

Straßenbild aus Kairo

Er zog fränkische, namentlich französische Abenteurer in Menge herbei und ließ sie an der Volkswohlfahrt schmarotzen, er saugte die Kraft, die Gesundheit und das Vermögen seiner Untertanen bis aufs letzte Mark heraus und legte hierdurch den Grund zu der späteren Zerrüttung Ägyptens.

Deshalb war Abbâs Pascha, sein zweiter Nachfolger, gar nicht auf so falschem Wege, als er die Franken aus dem Staatsdienst entfernte und selber zum altorientalischen Wesen zurückkehrte. Die späteren Herrscher jedoch warfen sich der Europäisierung völlig in die Arme und zwar mit so heilloser Verschwendung, daß sie die Geldmittel des Landes fast völlig aufbrauchten. Die Folge waren Anleihen bei den Mächten, was den Einfluß der Europäer wieder ungemein steigerte und die Besetzung des Landes durch Großbritannien nach sich zog.

So haben auch in Ägypten die staatlichen Reformen, die nirgends im Morgenlande so wirksam waren als grade hier, das genaue Gegenteil ihrer Absicht erreicht. Statt das Reich im Widerstande gegen Europa zu stärken, verringerten sie seine Verteidigungsfähigkeit und lieferten es den Fremden erst recht aus.

Viel weniger als in Ägypten und in der Türkei verließen die Reformen in Persien den Kreis der oberen Schichten. Auch hier betrafen sie ursprünglich nur die Hebung der Wehrkraft. Schon 1807 zog man englische und französische Offiziere heran. Die Niederlagen gegen Rußland, deren erste (1813) den Kaukasus kostete, während die zweite (1828) den Norden Armeniens entriß, führten den Machthabern zu Gemüte, die Aneignung fränkischer Vorteile in nähere Erwägung zu ziehen. Die heißen Bemühungen Englands und Rußlands, den ausschließlichen Einfluß im Lande der Sonne und des Löwen zu erringen, verstärkten die Notwendigkeit der Reformen noch mehr, um das Reich beiden gegenüber selbständig zu erhalten. Die Regierung erbat sich deshalb Offiziere, Lehrer und Fachleute von den neutralen Staaten Österreich, Italien und Frankreich. Namentlich das französische Kulturelement verstand es, sich eine führende Rolle zu erringen, so daß heute ziemlich alles, was es an europäischer Zivilisation in Persien gibt, auch die europäische Verkehrssprache, französisch ist.

Der allgemeinen orientalischen Anschauung von dem Widerwillen gegen die Reformen gab der Schah anläßlich des englischen Krieges (1857)

sehr anschaulich Ausdruck, indem er ausrief: „Hätte doch niemals ein Franke seinen Fuß in mein Land gesetzt, dann wären uns alle die Quälereien erspart geblieben; da die Fremdlinge nun aber leider eingedrungen sind, so will ich sie wenigstens so viel und so gut wie möglich benutzen!"

In Verfolg dieses Programms ist Nasr e' din der Mahmûd, der Mehemed Ali von Persien geworden, und zwar mit denselben Fehlern und mit eher noch größeren Mißerfolgen. Er berief nicht nur Armeelehrer, sondern er-

Schiitischer Mullah (Priester, Gelehrter) im Hörsaal inmitten seiner Studenten. Persien

kannte, daß auch in friedlicheren Dingen die Widerstandskraft des Landes gehoben werden müsse. Geriet doch auch hier die einheimische Industrie in die höchste Gefahr, von der bedrohlich wachsenden Konkurrenz der eingeführten europäischen Industriewaren erdrosselt zu werden. Der Lack fränkischer Bildung ward von vielen Angehörigen der vornehmeren Kreise angenommen, obgleich grade Persiens alte, festbegründete Geisteskultur sehr wohl die Grundlage einer modernen Wiedergeburt des Geisteslebens bilden könnte. In der Nachahmung europäischer Äußerlichkeiten, namentlich in den Umgangs- und Lebensformen, hat es der Perser weiter und

schneller zu einer gewissen Vollendung gebracht als der Türke und der Ägypter. Zum Zweck derartiger Ausbildung schickt man seit über einem halben Jahrhundert viele hundert junge Perser nach den Hauptstädten des Westens, namentlich nach Paris, von wo sie meist dünkelhaft, verseucht und halbgebildet in ihr Vaterland zurückkehren, dem sie nur selten die geforderten Hilfeleistungen zu bieten vermögen.

Im Jahre 1850 ward mit der Errichtung einer Militärschule und einer medizinischen Lehranstalt der Beginn zur Gründung einer Anzahl Bildungsstätten gemacht. Bald darauf führte man die allgemeine Impfung ein! Der Schah unternahm 1873 und 1878 sogar zwei Reisen nach Europa, deren Augenscheinstudien aber ebenfalls nur geringe Verbesserungen nach sich zogen. 1899 holte man belgische Beamte ins Land zur Organisation der Posten und Zollämter, wodurch die Einnahmen vermehrt werden sollten.

1906 aber begann auch in Persien das Ende durch eine Revolution der Intelligenz, die zwar planlos und an den verschiedensten Stellen zu verschiedenen Zeiten anhub, jedoch bis heute noch keine ruhigen Verhältnisse hat aufkommen lassen. Parlamentsversuche führten hier ebenfalls nicht zu durchschlagenden Erfolgen. Hingegen gaben die anarchischen Verhältnisse dem Russenreiche den Vorwand zur Besetzung des Nordwestens, womit die Auflösung des kranken Staates in die letzte Phase eingetreten ist. —

Die Reformen in Marokko (erst unter Mulai Abd el Asîs begonnen) und in Afranistan sind so jungen Ursprungs und so unzulänglich, daß es sich nicht verlohnt, auf sie näher einzugehen. Die Neuerungen in Tunisien, das schon 1857 ein Parlament einführte, dienten nicht nur nicht dazu, die Regentschaft zu kräftigen, sondern richteten sie finanziell so sehr zugrunde, daß die Europäer diesen Staat früher als andere in ihre volle Gewalt brachten.

Neben den Reformversuchen der morgenländischen Regierungen erhob sich sehr bald eine unoffizielle Unterströmung, welche jene zu überholen trachtete. Das ist die jungorientalische Bewegung. Sie bezweckt ebenfalls die Stärkung des Orients gegen die Angriffe Europas, hält aber die von den Herrschern eingeschlagenen Mittel und Wege dazu für noch nicht ausreichend. Ferner erblickt sie ein schweres Hindernis der völligen Durchführung von Neuerungen und der Hebung der Massen in den despotischen Regierungsformen der orientalischen Reiche, die sie

deshalb in Anlehnung an den englischen Parlamentarismus durch freiheitlichere zu ersetzen sucht. Die Jungorientalen sind sich also völlig einig mit den Regierungen in der Abwehr Europas und der Stärkung ihrer Völker, sie weichen aber in der Wahl der Wege wesentlich von ihnen ab, ja sie glauben, jene erst vernichten zu müssen.

Zuerst machten sie sich in der Türkei bemerkbar. Hier erwuchsen sie aus einer literarischen Gesellschaft und entwickelten sich in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu einer politischen Partei, die namentlich aus dem für die Türkei unglücklichen Zeitraum 1866—68 viel Kraft sog. Die jeune Turquie arbeitete im In- und Auslande, setzte sich aus der Intelligenz zusammen, schwärmte für freiheitliche europäische Einrichtungen, war chauvinistisch-osmanisch und stand mehr oder minder außerhalb des Islâm. In der Person Midhats Pascha[1]) kam das jungtürkische Element zum erstenmal zu öffentlicher Betätigung, nicht nur während seiner Gouverneursjahre in Provinzen, sondern auch mit der Begründung der Konstitution von 1876.

Unter Abd ül Hamîd, den sie le Sultan rouge nannten, ging es den Jungtürken denkbar schlecht, besonders 1897. Viele flüchteten ins Ausland oder wurden dorthin verbannt. In Genf, Paris, Brüssel, Kairo und anderswo nisteten sie sich ein, sogen sich in heißen Debatten die Adern voll Wut und Schmerz und spritzten ihre flammende Entrüstung in die Seiten einiger Journale, die auf geheimen Wegen über die ottomanischen Grenzen eingeschmuggelt wurden. Zu Tausenden auch verbannte man sie in entlegene und wegen ihres Klimas berüchtigte Provinzen. Das im Winter eisigkalte Erserûm und das höllenheiße totenstille Fesân waren besonders beliebte Örter, in denen die Hitzköpfe ihre meist hundertundeinjährige Verbannung absitzen konnten. In Tripolitanien und in Fesân bestand im letzten Jahrzehnt fast der gesamte Offiziers- und Beamtenstab vom Uâli abwärts aus verschickten Jungtürken.

Überall fahndeten Spione auf die Neuerer, die gegenüber all und jedem auf der Hut sein mußten. Trotzdem aber wuchs die Zahl der Jungen

[1]) Ein Ausspruch dieses europäisch denkenden Mannes vom Jahre 1867 verdient hier angeführt zu werden: „In vierzig oder fünfzig Jahren wird man keine Kirchen und Moscheen mehr bauen, sondern nur Schulen und Humanitätsanstalten" (Sax, Geschichte des Machtverfalls der Türkei, Wien 1908, S. 376). Solch ein Wort, vor einem halben Jahrhundert und von den Lippen eines Orientalen gesprochen, muß aufs höchste überraschen. Es ist selbst für unsere Verhältnisse gar zu sehr verfrüht.

insgeheim stark, denn der Mißstände waren ja in der Tat gar zu viele. Namentlich in Offizierskreisen und dadurch auch in den Militärschulen gewannen sie außerordentlich viel Boden. Diese, das jungtürkische Komitee, veranlaßten denn auch im Sommer 1908 in Makedonien eine Militärrevolution, marschierten gegen Konstantinopel und erzwangen ziemlich unblutig die Wiedereinführung von Midhats vor dreißig Jahren schlafen gegangener Konstitution. Das Komitee beseitigte unerbittlich alle verhaßten Träger des alten Systems und schlug auch eine von Abd ül Hamîd und dem Klerus veranlaßte Gegenrevolution im nächsten Jahre schnell nieder, was Abd ül Hamîd am 27. April (1909) den Thron kostete.

Nun waren die Jungtürken Herren der Lage und hatten klares Feld vor sich, um den Staat mit ihren Segnungen zu beglücken. Sie führten auch unleugbar einige Neuerungen ein, von denen manche recht hübsch waren, wie z. B. die Erleichterung des Paß- und Zollverfahrens. Aber es dauerte gar nicht lange, daß man die Empfindung hatte, es sei im Grunde eigentlich so ziemlich alles beim alten geblieben, mit der einen Ausnahme, daß Jung- und Alttürken ihre Rollen getauscht hatten. Jetzt saßen die Jungen in den fetten Ämtern und gesunden Klimaten, die Alten aber grämten sich in den Fieber- und Hitzegegenden. Dazu hub ein Ämterschacher an, der vielfach schamloser und für die Wohlfahrt des Staates verderblicher war als je zuvor.

Mit hochfliegenden Idealen und großen Ideen hatten sich die Jungtürken Jahrzehnte lang auf die Übernahme der Gewalt vorbereitet, aber dann plötzlich ans Ruder gestellt erwiesen sie sich auch nur als kleine Menschlein und setzten die Befriedigung ihrer persönlichen Begierden meist weit über das Wohl des Staates. Zwar errichteten sie eine Volksvertretung, aber sie behielten ihr „Komitee für Einheit und Fortschritt" bei und damit eine Nebenregierung, die alles anordnete, ohne doch eine Verantwortung zu übernehmen.

Das jungtürkische Regiment zeichnete sich vor dem älteren auch dadurch unvorteilhaft aus, daß es sehr vielen Leuten eine höchst unnötige Aufgeblasenheit, Frechheit und Verachtung der Europäer einflößte, so daß der Verkehr der Franken mit dem Volke und den Beamten häufig unangenehmer war als früher. Die Selbstüberschätzung und der Übermut der neuen Herren wurden auch im eignen Volke nur zu oft empfunden und erzeugten bei vielen eine mehr oder weniger dumpfe Sehnsucht nach Rückkehr der alten Zustände. Namentlich die breiten Massen der Reichs-

hauptstadt erwiesen sich als viel rückständiger und mehr antijungtürkisch als die häufig fortschrittlicheren Bewohner der großen Provinzzentren.

Der Hauptfehler der Jungtürken war — abgesehen von ihren moralischen Schwächen — die Überstürzung, die sich im Heer als verderblich nicht nur für ihre eigne Partei erwies, sondern, was schlimmer war, für den Bestand des Reiches. Denn sie machten das Heer untauglich durch Hineintragen des Bazillus politicus in das Offizierskorps (es bestand vielfach nur noch aus politischen Debattierklubs), besonders aber durch massenweise Einstellung von Christen, also völlig unzuverlässigen Elementen. Die Armee versagte aus diesen beiden Hauptgründen gegenüber den Balkanstaaten und deshalb ist der so frühzeitige Verlust der europäischen Provinzen (1912/13) in allererster Linie den Jungtürken in die Schuhe zu schieben.

Ihr tiefer liegender Fehler aber war natürlich derselbe, der auch die Reformen der Sultane scheitern ließ. Die Neuerer entzogen ihrer Bewegung den Boden der Tradition. Sie dachten mit einem Schlage die orientalische Entwicklung aufheben und Staat wie Volk als alte Europäer behandeln zu können. Dadurch, daß sie den Islâm an die Wand zu drücken suchten, entzogen sie dem ottomanischen Reich ja überhaupt seinen Kitt, das einzige Bindemittel, welches die verschiedenartigen Teile des Staatswesens zusammenhält. Der Erfolg zeigte sich auch sofort, da namentlich in den arabischen Provinzen Strömungen zur Abgliederung ausbrachen.

Gewiß, die Jungtürken wollten an die Stelle des religiösen Bandes ein neues setzen, das in Europa herrscht und das sie wie so viele andere Dinge von dorther zu verpflanzen dachten. Das war die Idee des Begriffes Vaterland! Dies Wort kannte man im Orient vorher noch nicht. Aber es war notwendig, wenn christliche Soldaten mit für das Reich fechten sollten, denn man konnte doch nicht verlangen, daß sie zur höheren Ehre des Islâm ihre Haut zu Markte trugen. Jeder Staatsangehörige sollte sich fortan mit Stolz als ottomanischer Bürger fühlen, nicht mehr als Mohammedaner, Christ oder Jude.

Durch diese Gleichstellung der Bekenntnisse, die also den Muβlmîn nur eine Erniedrigung brachte, mußten die Jungtürken für immer die Sympathien der Geistlichkeit und der Frommen verscherzen, d. h. der großen Mehrzahl der Untertanen. Hierdurch aber brachten sie sich außer Rapport mit dem Gegenstand ihrer Aufgabe und wurden Fremdlinge im eignen Hause.

Die jungtürkische Reformbewegung als Mittel der Gegenwehr gegen das Abendland scheiterte so gut wie die Versuche der Sultane und wurde dem Staate mindestens ebenso schädlich als jene. Damit erwies sich auch die zweite Möglichkeit der Wiederbelebung eines Teils des Morgenlandes als fehlerhaft und kehrte sich in das Gegenteil der Absicht um.

Im Pharaonenlande ist in den letzten Jahrzehnten ebenfalls eine nationalistische Sezession entstanden. Auch die Jungägypter streben nach der Stärkung ihres Volkes gegen Europa, doch unterscheiden sie sich von den Jungtürken dadurch, daß sie nicht auf die Beseitigung einheimischer Despotie zu dringen brauchen, sondern die Abschaffung der englischen Herrschaft bezwecken. England hält ja Ägypten offiziell nur so lange besetzt, bis die Verhältnisse des Landes völlig geordnete geworden sind, was eben nach seiner Meinung noch längst nicht der Fall ist. Die Jungägypter aber behaupten das letztere und nennen die britische Politik widerrechtlich.

Sie planen die nationale Selbständigkeit des Nilreiches und finden hierin bei der breiten Masse geringe Unterstützung. Doch gehen beide, das Volk und die jungägyptische Intelligenz, nur so lange gleichen Weges, als die englische Faust auf ihnen lastet. Sollte der (fürs erste höchst unwahrscheinliche) Fall eintreten, daß „Ägypten den Ägyptern" wird, so dürften die beiden Parteien sehr schnell gegeneinander in Streit entbrennen und es würde sich jenes uns aus der Türkei bekannte Gegenspiel der Alten und der Jungen wiederholen, das auch gegenwärtig schon in geschwächten Ausmaßen wirksam ist.

Der Jungägypter blickt selbstredend mit dem Stolz des intellektuellen Parvenüs auf die Altgläubigen herab. (Vgl. die Abbildungen der beiden „Universitäten" Kairos auf den Seiten 438 und 439, von denen die neue 1908 eröffnet wurde und ein modernes Gegenstück der alten rein islamischen sein soll.) Trotz seiner häufigen Loslösung vom Islâm ist er doch meist ein zorniger Hasser des Christentums und ungeachtet seiner französierenden Halbbildung ein Verächter der europäischen Zivilisation. Der Ingrimm auf die Franken brennt bei den Jungägyptern insofern heftiger als bei den jungen Türken, als jene gegen den Wettbewerb der Europäer in der vielstufigen, angloägyptischen Beamtenlaufbahn anzukämpfen haben. Die Jungägypter unterscheiden sich ferner von den Jungtürken dadurch, daß sie dank Englands fester Hand noch wenig Gelegenheit hatten, ihre Theorien in Taten umzusetzen.

Auch das zweitgrößte Reich des Orients ist der Schäden einer überstürzten sezessionistischen Bewegung teilhaft geworden. Schon in den siebziger Jahren regten sich in Persien unter dem Einfluß der aus Europa zurückkehrenden jungen Leute reformatorische Wünsche. Der

Persischer Mollah (Priester) der Schîa in Schirâs

für das Abendland unglückliche Ausgang des russisch-japanischen Krieges ermunterte die bisher völlig im Verborgenen arbeitende Strömung zu Taten. Die anfangs nur einige hundert Köpfe umfassende Schar von reformsüchtigen Intellektuellen schloß sich aus literarischen Kränzchen und liberalen Geheimzirkeln zu politischen Debattierklubs zusammen und er-

langte überraschend schnell Einfluß selbst auf die breiteren Massen der Großstädte.

Der letztere Erfolg unterscheidet die Bewegung der Jungperser von der jungtürkischen! Er war nur dadurch möglich, daß sich der größte Teil der schiitischen Geistlichkeit (im Gegensatz zu der sunnitischen in der Türkei) auf die Seite der Neuerer stellte. Ohne die Beteiligung des Klerus wäre die persische Revolution wohl nie, oder doch noch nicht jetzt, zustande gekommen. Daß sie zeitweise Unglück hatte, lag ausschließlich an der Unterstützung der Reaktion durch die Russen, war aber keineswegs vom Volke selber verursacht, worin ebenfalls ein wesentlicher Unterschied gegenüber der jungtürkischen Revolution liegt.

Die Forderungen der Jungperser[1]) gingen auf Beseitigung der das Land zerrüttenden Despotie; Beteiligung der Intelligenz (d. h. also hauptsächlich der Geistlichkeit) an der Regierung; Befreiung des Landes von den verderblichen Einflüssen der Russen und Perser. Persien den Persern!

Im Jahre 1906 verlangten die Mullas unter Beibringung mehrerer Korânstellen (besonders Sure 42, Vers 36) die Mitberatung bei Staatsangelegenheiten, wozu der Schah ihnen auch ein „Haus der Gerechtigkeit" versprach. Als die Erfüllung aber auf sich warten ließ, kam es zu Straßenkämpfen und Streiks der Geistlichkeit auf der Kanzel, zu Gericht und in der Schule. Hierdurch wurde noch im August die Bekanntmachung der Verfassungsurkunde erzwungen und das Parlament selber im Oktober eröffnet. Um Persien von den Mächten unabhängiger zu stellen, beschloß man große Geldmittel aufzubringen, aber nicht wie bisher durch Anleihen im Ausland (was dessen Einfluß noch mehr gestärkt hätte), sondern durch Aufnehmen von Geld im eignen Hause, zu welchem Zwecke eine „Nationalbank" gegründet wurde. So spitzte sich die jungpersische Bewegung sehr bald zu einer recht fremdenfeindlichen zu.

Die Jungperser fanden (wenigstens in den ersten Jahren) einen nicht unbedeutenden moralischen Rückhalt an Großbritannien. Die Reaktion mitsamt dem Schah hingegen lehnte sich an Rußland, ja sie rief es sogar zu Hilfe und bewirkte hierdurch die Besetzung Aserbedschâns durch russische Truppen!

Die jungpersische Strömung pocht ungeheuer auf die alte Kulturgröße Irans und zieht aus den geschichtlichen Erinnerungen daran ein erstaunliches Selbstvertrauen, das ihr größter Fehler ist und ihr Verderben wird.

[1]) Die Bezeichnung ward zum erstenmal in der persischen Zeitung Habl el matîn am 22. Sept. 1908 angewendet.

Denn ist es nicht ebenso tragisch wie bezeichnend für die ganze Fehlerhaftigkeit der jungorientalischen Bewegungen, daß die jungpersische — gestützt sogar auf Geistlichkeit und Volk, also auf die denkbar breiteste Unterlage — wie alle anderen, ihrem Vaterlande ebenfalls nur Nachteil und Unglück bescherte! Der Verlust Aserbedschâns an die Russen, zwar noch nicht offiziell ausgesprochen, aber durch die Gewalt der Tatsachen besiegelt, geht doch ausschließlich auf die jungpersische Erschütterung des Reiches zurück. Gewiß, es wäre vermutlich sowieso einmal gekommen, grad wie die Einbuße der Balkanwilajete seitens der Türkei, aber zweifellos lange nicht so frühzeitig.

Also nur Mißerfolge, nur Verluste haben die Jungorientalen dem Morgenlande beschert. Sie kamen durchaus nicht etwa zu früh, aber sie faßten die Erneuerung des Orients am falschen Ende an und wollten das überstürzen, was nur langsam reifen kann.

Jedenfalls sind die Jungorientalen die erste Stufe der in Umbildung begriffenen morgenländischen Gesellschaft! Sie werden von der Zeit überwunden werden, diese seltsamen Zwitter einer europäisch angepinselten Mittelalterkultur, diese mehr traurigen, als bewundernswerten Opfer (aber immerhin Opfer!) der Metamorphose des Orients. Dem Islâm haben sie vielfach entsagt und sind dadurch so traditionslos geworden, daß ihnen die Stützbalken fehlen.

Kennzeichnend für das Jungorientalentum, seine Unreife, seine reformatorische Unfähigkeit und seine ganze Verfrühtheit ist die Tatsache, daß es theoretisch in den herrlichsten Verbesserungsplänen schwelgt, praktisch hingegen regelmäßig und vollständig versagt.

Von der europäischen Kultur haben die Jungen bloß die Äußerlichkeiten angenommen, weil diese dem Auge zuerst auffallen. Da das ziemlich leicht zu bewerkstelligen ist, so glauben sie, es böte auch keine Schwierigkeiten, den ganzen Orient zu regenerieren. Deshalb dünken sie sich auch dem Europäer überlegen, denn sie sehen und ahnen nichts von der europäischen Moral, die der unsichtbare Kitt ist, das Bindemittel, welches unsere Zivilisation zusammenhält und erst zur Kultur erhebt! Zu deren Erwerbung bedarf es der vorbereitenden Arbeit von Jahrhunderten.

Man kommt deshalb zu dem bemerkenswerten Schluß, daß die Erneuerung des Orients vor allem andern eine Frage der Zeit ist, daß sie sich nicht von heute auf morgen erreichen läßt.

Schließlich sei noch eine wenig beachtete, aber höchst bedeutsame Seite der Reformen angedeutet. Reformen kosten Geld und Reformen müssen aus dem Abendland bezogen werden. Also geht das Geld für sie nach Europa! All die vielen Zehntausende, Hunderttausende und Millionen von Repetiergewehren, von Uniformstoffen, von Geschützen, von Patronen, von Eisenbahnwagen, von Instruktoren, von Telegraphendrähten und von allem möglichen anderen entreißen den Orientalen einen erklecklichen Teil ihres ohnehin nicht bedeutenden Volksvermögens. Ihr Erwerb, dessen Nutzen nach den vorangegangenen Erörterungen recht kläglich ist, schwächt also den Orient und — stärkt Europa. Man sieht, daß auch in finanziellen Dingen die Reformen dem Morgenlande recht wenig Nutzen gebracht haben.

Außer den Reformversuchen der Regierungen und der Jungorientalen lassen sich unter die politischen Verteidigungsmaßnahmen des Morgenlandes noch einige andere Neuerungen einreihen. Doch gehen sie selten von orientalischer Seite aus, sondern werden mehr von den Franken selber angeregt und ausgeführt. Man kann sie deshalb nicht so recht unter die eigentlichen Abwehrmaßregeln des Orients rechnen, da sie mehr den Einfluß der Franken steigern als die Eingeborenen stärken.

Hierhin gehören z. B. Verkehrsneuerungen. Die Hedschâsbahn allerdings, welche Damaskus mit Háïfa und mit Medîna in Verbindung setzt, ward ausschließlich durch mohammedanische Kollekten finanziert, wenn auch unter europäischer Leitung ausgeführt. Der Bau begann 1901 und wurde 1908 bis Medina vollendet, wogegen von der Inangriffnahme der geplanten Weiterführung bis Mekka noch nichts verlautet. Die Bahn hat den politisch-strategischen Zweck, die Heiligen Stätten enger an die nördlichen Kernlande der Türkei zu knüpfen, Truppenbewegungen zwischen Anatolien und Jémen zu beschleunigen und der gefährdeten islamischen Welt durch Erleichterung des Pilgerverkehrs festeren Zusammenhalt zu geben. Bisher war aber noch nicht viel von der Erfüllung dieser Hoffnungen zu verspüren.

Die Bardâdbahn ist insofern ebenfalls ein Verteidigungsmittel des Morgenlandes, als auch sie Truppenverschiebungen zwischen Stambul und Babylonien wesentlich beschleunigen wird. Aber sie wird von europäischer Seite gebaut und soll besonders den Fremden Nutzen abwerfen.

Die einheimischen Schiffsgesellschaften sind nicht bedeutend und verkehren meist nur zwischen orientalischen Häfen, befinden sich auch überwiegend in christlichen und jüdischen Händen. Die Khedivial Mail Steamship Co. ist längst in englischen Besitz übergegangen. Die türkischen Flußdampfer auf dem unteren Tigris haben schwer gegen britische Konkurrenz zu kämpfen.

Völkische Massnahmen

Die Angriffe Europas auf das Morgenland hatten mehrere Völkerverschiebungen zur Folge. Es wanderten nämlich bei der fränkischen Besetzung einiger islamischer Gegenden, die außerhalb der Grenzen des Orients liegen, vielfach Mohammedaner aus und siedelten sich im Morgenland an. Außerdem aber fanden auch innerhalb der orientalischen Erdteilgrenzen Völkerwanderungen statt, um christlicher Herrschaft zu entgehen.

Die älteste derartige Bewegung, die Abwanderung vieler Armenier in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus dem Türkischen in die jungbesetzten russischen Gebiete Armeniens gehört nur halb hierher. Denn sie stärkte zwar den mohammedanischen Charakter jener Striche, führte aber doch Tausende arbeitsamer Leute davon.

Nach der ziemlich endgültigen Niederwerfung des algerischen Widerstandes (1847) durch die Franzosen mußte der Führer, Abd el Kadir, außer Landes gehen und begab sich in die Türkei. Hier ließ er sich in Damaskus nieder und mit ihm siedelten sich Tausende von algerischen Familien in verschiedenen Teilen Syriens an, im Norden bis nach Háleb hin. Man erkennt sie noch jetzt leicht an ihrem marrebinischen Fes, der rundkantig ist und eine lange, dicke und blaue Troddel trägt.

Die Eroberung der inneren Teile Indiens durch die Engländer veranlaßte viele reichere Mohammedaner, ebenfalls in mohammedanisch regierte Staaten des Morgenlandes abzuwandern. Namentlich in Bạrdâd, Kérbela und Nedschef haben sich derartige Nauâb oder Nabobs niedergelassen und führen dort ihre z. T. recht prunkvollen Haushaltungen.

Den größten Zuwachs an Menschen erfuhr der Orient aber aus Südosteuropa und dem Kaukasus. Das allmähliche Rückwärtsschrumpfen der ottomanischen Grenzen am Balkan bewog die meisten dortigen Mo-

hammedaner, dem zu folgen und ebenfalls süd- und ostwärts zu wandern. Die meisten ließen sich in Makedonien und Thrakien nieder, aber schon vor einem halben Jahrhundert gab es unter diesen sog. Muhadschîr (d. h. Flüchtlinge um des Glaubens willen) manche besonders furchtsame oder außergewöhnlich weitblickende, die es vorzogen, Europas verfluchten Boden überhaupt ganz zu verlassen und sich gleich in Kleinasien anzusiedeln[1]). Die Hauptrolle unter ihnen spielen Bosniaken (türk. Bosnák), Pomaken (Pom'k, d. s. islamisierte Bulgaren), Arnaût aus Albanien, türkische Bauern aus Rumelien und Tataren aus der Dobrudscha.

Nach dem fast völligen Verlust der europäischen Provinzen hat sich 1912/13 wieder eine große Welle von mohammedanischen Auswanderern über das Meer nach Anatolien gewälzt. Meistenteils waren das völlig oder nahezu verarmte Leute, unvollständige Familien, welche eine berechtigte Furcht vor den Ausrottungsbestrebungen der Balkanheere gen Osten trieb. Ernte, Geschäft, Haus, ja ihr Land, alles ließen sie im Stich, ohne auch nur einen Para dafür erhalten zu haben.

Die Aufgabe der Pforte war und ist es nun, die vielen Zehntausende obdachloser, verarmter und zergrämter Flüchtlinge anzusiedeln. Platz genug ist vorhanden, Verwendung für den Zuschuß von Fäusten findet sich schon (und sei es auch nur als Kanonenfutter), aber der Regelung der dabei sich erhebenden Fragen der vorläufigen Ernährung und der Wahl von Ansiedlungsland war die Regierung niemals gewachsen, so daß noch mancher der Ankömmlinge dem Typhus und dem Hunger wird erliegen müssen. Und grade um die europäischen Muhadschîr ist es schade, denn es sind meist feste, arbeitsame Burschen, die den Pflug zu handhaben wissen und über mancherlei Fertigkeiten verfügen, welche dem Orientalen noch zu hoch hängen. Die eiserne Pflugschar haben diese Flüchtlinge erst in Anatolien eingeführt, wenn zwar sie noch längst nicht der europäischen gleichkommt.

Bedeutsam war auch die Zuwanderung von Mohammedanern aus dem Kaukasus. Sie ging in zwei Zeitabschnitten vor sich, nämlich 1858—65 und 1877/78, und führte Tscherkessen (türk. Tscherkéss, auch Tschetschén), Abchasen (Abasâ) und Georgier (Gürdschî) in den Orient.

---

[1]) Nach einer alten Sage der Türken Konstantinopels geht diese Stadt doch einmal wieder an die Christenhunde verloren. Deshalb lassen sich seit über hundert Jahren die meisten jenseits des Bosporus, in Skutari, begraben, so daß hier riesige Friedhöfe entstanden sind.

Als Rußland 1864 die Unterwerfung des Kaukasus vollendet hatte, wanderten auch die Tscherkessen in großer Zahl in die Türkei aus, um nicht unter einem christlichen Herrscher leben zu müssen. Die Türkei nahm sie zwar mit offenen Armen auf, tat aber mindestens anfangs nicht genug, um die Ankömmlinge ausreichend zu empfangen, weshalb sie zu Zehntausenden den Hungertod erlitten. Zwischen 1855 und 1866 soll nach einer türkischen Berechnung über eine Million Kaukasier in die

Typisches Straßenbild aus dem Nordosten Kleinasiens
(Flecken Kausa, 1907).
In der Mitte rechts ein „Osmánli", links ein Tscherkesse, der sich mit der gespreizten Hand vor dem Bösen Blick (der Kamera) zu schützen sucht

Türkei geströmt sein. Nimmt man an, daß mindestens 100—150 000 von ihnen gleich in der ersten Zeit umgekommen und daß wenigstens 5—600 000 in den europäischen Wilajeten angesiedelt wurden, so muß man die Zahl der in der Asiatischen Türkei verbliebenen Tscherkessen auf immerhin 250—300 000 schätzen. Da das alles unternehmende, körperlich und geistig gut entwickelte und auch zivilisatorisch besser als der orientalische Durchschnitt ausgestattete, sowie fanatisch europäerfeindliche Menschen waren, so ward durch sie die Widerstandskraft des Asiatischen Orients

nicht wenig gestärkt. Allerdings erlitten die eigentlichen Bewohner mancher Gegenden vielerlei Schaden, da die Regierung ihnen häufig Land wegnahm und es den Tscherkessen anwies, oder weil die Tscherkessen in anderen Strichen, wo sie schlechten Boden erhielten, sich auf Räubereien verlegten.

Während der letzten Jahre (1912 und 1913) hat auch wieder eine Abwanderung aus dem Afrikanischen in den Asiatischen Orient stattgefunden. Die Auslieferung Tripolitaniens veranlaßte nämlich mehrere Tausend Eingeborene, nach Syrien abzurücken, wogegen andere (man sprach von 15 000 Köpfen) im Frühling 1913 nach Tunisien zogen, dessen mohammedanische Scheinregentschaft ihnen offenbar doch lieber ist als der unverhüllte Druck der verhaßten und verachteten Italiener. —

Überblickt man die durch Zuwanderungen aus benachbarten Erdteilen dem Orient gebotene Kraftvermehrung, so kommt man auch hier wieder zu dem Schluß, daß diese günstige Gelegenheit ebensowenig erfolgreich ausgenützt wurde wie die Reformen. Das Fehlen jeglicher Organisation bei Ankunft der Glaubensflüchtlinge läßt einen großen Teil von vornherein elend zugrunde gehen, ja die dabei entstehenden Krankheiten raffen sogar unbeteiligte Orientalen hinweg. Das Problem der Ansiedlung, wegen des Vorhandenseins weiter Rohflächen wirklich nicht so schwer, beraubt eine Unzahl altangesessener Familien der Existenz und befriedigt viele der Ankömmlinge so wenig, daß sie Tagediebe werden und Räuber spielen. Kurz, man wäre fast versucht, zu sagen, daß sogar die Einwanderung dieser Hunderttausende der Türkei mehr Schaden als Nutzen gebracht hat. Wenn das auch zu hitzig sein möchte, so ist doch eine nennenswerte Stärkung der Abwehrmittel des Orients gegen Europa bisher dabei nicht zu verspüren.

Ausbrüche des Fanatismus

Das kurzsichtigste Mittel, das die Orientalen zur Abwehr Europas ersonnen haben, sind die Ausbrüche des Fanatismus. Sie finden ihre Erklärung in der Unbildung nicht nur der Masse, sondern auch der größeren Menge der Gebildeten, indem ihr geringes Wissen ihnen nicht sagt, wie riesig die Hilfsmittel und die Zahl der Franken sind, so daß kurze Metzeleien auf die Dauer doch nichts fruchten. Selbstredend begünstigen

außerdem die schnelle Gereiztheit und Begeisterungsfähigkeit des Orientalen die Plötzlichkeit und Wut derartiger Explosionen, deren an sich verdienstlichen Charakter zudem kein guter Mohammedaner leugnen wird.

Fanatische Erregungen der Mengen gehen im Orient stets von der Intelligenz aus und sind ohne Mitwirkung der Geistlichkeit kaum denkbar. Der typische Verlauf ist immer ziemlich derselbe. Stoff zur Erhitzung wider die Fremden liegt stets vor, geheime Pläne zu ihrer Vernichtung werden alltäglich geschmiedet, irgend ein kleiner Zwischenfall gibt den äußeren Anlaß. Ein Pfaff steigt auf die Kanzel, auf einen Eckstein oder auf eine Terrasse, predigt von dem überhandnehmenden Vordringen der unsauberen Christenschweine, die nach Allahs Ratschluß verbrennen müßten, malt den drohenden Untergang des Islâm an die Wand und fordert mit zündenden Worten und rollenden Augen zur Niedermetzelung aller Feinde des wahren Glaubens auf.

Die fanatisierte Masse darf man nicht als Pöbel schlechthin bezeichnen, da auch die wohlhabenderen Elemente des Volkes mitmachen und der treibende Gedanke meist doch immerhin nicht unedel ist. Die Schar bewaffnet sich mit Flinten, Pistolen, Messern, Knüppeln und Beilen, stürzt in die christlichen und jüdischen Quartiere, schlägt alle Nichtgläubigen auf den Gassen zu Boden, stürmt die Häuser, brennt, plündert, vergewaltigt und verübt scheußliche Martern, von denen Entmannungen noch nicht die schrecklichsten sind. Am schlimmsten geht es stets den andersgläubigen Eingeborenen, die in größeren Mengen anwesend sind, weniger Mut und schlechtere Waffen haben als die Europäer.

Nach einigen Tagen oder gar erst Wochen rücken europäische Truppen herbei (die einheimischen pflegen die Greuel schmunzelnd mit anzusehen oder sich zu beteiligen), richten ein kleines und recht heilsames Blutbad an, allerdings gewöhnlich mehr unter der verleiteten Masse als unter den Anstiftern, und die Ruhe ist wieder hergestellt.

Diese blutigen Ausbrüche des Fanatismus ähneln dem jähen Aufstöhnen eines von schweren Träumen geplagten Schläfers. Sie sind kleine Augenblickserfolge, welche den religiösen Forderungen Genüge leisten und vorzüglich geeignet erscheinen, die Massen über den unaufhaltsamen Verfall des Orients hinwegzutäuschen! Selbstverständlich nützen sie dem Morgenlande in der Abwehr Europas nicht die Spur, sondern schaden ihm vielmehr, indem sie den Mächten einen erwünschten Vorwand geben, um Vorteile politischer oder wirtschaftlicher Art als Entschädigung zu ver-

langen. So verkehrt sich also auch dieses Rettungsmittel der Orientalen ins Gegenteil, wie alle früheren. Zur Erläuterung seien einige der bezeichnendsten neueren Christenverfolgungen angeführt, wobei die nur gegen einheimische Andersgläubige unerwähnt bleiben sollen.

Charakteristisch für die Metamorphose des Morgenlandes unter dem Einfluß Europas ist es übrigens, daß die Christenhänseleien in der letzten Zeit unterschiedlicher geworden sind. Während ehemals beim Konflikt eines orientalischen Staates mit einer europäischen Macht sämtliche Europäer ohne Ansehung ihrer Staatsangehörigkeit über die Klinge springen mußten, macht der Orientale, mindestens derjenige der zugänglicheren Gegenden, heutzutage darin schon nationale Unterschiede, was immerhin ein wesentlicher Fortschritt ist.

In den Jahren 1841 und 42 fanden in Konstantinopel, Smyrna, Kônia, Kaisarî und anderen Großstädten der Türkei arge Exzesse gegen die Christen statt, allerdings vorwiegend nur gegen die eingeborenen. Die Veranlassung dazu gab deren bessere Behandlung durch die Behörden und der wachsende Einfluß der fränkischen Konsulate seit dem Erlaß des Hatti scherif, wodurch sich das islamische Selbstgefühl empfindlich herabgesetzt fühlte.

Einigen Europäern kostete auch jener Mohammedaneraufstand das Leben, der 1850 anläßlich der Militär- und Steuerreform in Háleb ausbrach und durch das Einschreiten der Truppen gedämpft wurde.

Hierher gehören ferner jene Unruhen, welche der unter dem Druck der Mächte erlassenen Aufhebung der Todesstrafe für den Übertritt vom Islâm zum Christentum in der Türkei folgten. Ganz öffentlich ward jeder derartige Renegat hingerichtet. 1855 fand die letzte Tötung aus diesem Grunde statt. Doch noch heute darf es ein getaufter Móslim kaum wagen, in seinem Heimatsorte wohnen zu bleiben. Kann ihm die Regierung auch nichts mehr anhaben, so werden ihre Beamten ihn doch nach Möglichkeit schikanieren, die Mohammedaner boykottieren ihn und eines Morgens wird man ihn mit einem Messer im Leib in irgend einer entlegenen Gasse auffinden. Solche Religionswechsel sind auch nicht häufig und betreffen vielleicht am ehesten Frauen, die einem geliebten Manne in die Ehe und Religion folgen. Sie sind nicht zu beneiden, weil sie hinfort keine Ruhe mehr genießen.

Die blutigen Ahndungen von Liebesverhältnissen, welche unbesonnene junge Franken hin und wieder mit mohammedanischen Mädchen und

Frauen anbändeln, gehören gleichfalls hierher. Fast immer führen sie zu einem schrecklichen Ende. So ist mir ein typischer Fall aus Palästina bekannt, wo ein junger Deutscher von den männlichen Angehörigen des Mädchens auf grausame Weise verstümmelt wurde. Man fand die Leiche in einem Garten oder auf der Landstraße: in den aufgeschlitzten Bauch war der abgeschnittene Penis gesteckt.

Im Jahre 1858 machte sich der islamische Fanatismus im Pilgerhafen Dschidda Luft, wobei sogar der englische und französische Konsul ihr Leben verloren. Die Folge war ein Bombardement der Stadt durch ein englisches Kriegsschiff und eine größere Anzahl von Hinrichtungen, was den Gläubigen natürlich grade hier, fast in Rufweite Mekkas, ein besonderer Greuel war.

Viel umfassender gestalteten sich die Unruhen von 1860 in Mittelsyrien. Im Libanon erlaubten sich die christlichen Maroniten unter dem ziemlich ausgesprochenen Schutze Frankreichs immer mehr Freiheiten, was die alte Feindschaft der halbislamischen Drusen zum hellen Ausbruch entzündete. Im Verein mit Tausenden von Kurden, Metauili, Beduinen und — Soldaten fielen sie über die Christen her und metzelten sie nach Herzenslust. Dabei kamen auch viel Europäer um. Nach einem Vierteljahre endlich schickte Frankreich eine Truppe von 6000 Mann ins Land und unter ihrem Schutze sowie dem von fünf Kommissaren der Mächte ward ein blutiges Strafgericht gehalten, dem auch der Uâli von Damaskus zum Opfer fiel. Eine weitere Folge war die schon früher erwähnte Autonomisierung der Libanonprovinz und die Abwanderung vieler Drusen in den Haurân, so daß die Massaker ganz und gar keine Stärkung des Orientgefühls wurden.

Die früher sehr häufigen Aufstände der Libuberber gegen die französische Fremdherrschaft in Algerien dürfen hier nicht vergessen werden. Es ist ihnen mancher Europäer zum Opfer gefallen, doch wurden sie jedesmal blutig und erfolgreich unterdrückt. In Zukunft allerdings könnten sie ein weit ernsteres Gesicht annehmen, wenn Frankreich seinen Verzweiflungsplan in die Tat umsetzen sollte, die Eingeborenen in größerer Zahl zum Militärdienst heranzuziehen. Es dürfte sich damit ein Schlachtschwert schmieden, das bei passender Gelegenheit die hintere Schneide ganz zweifellos gegen seine unbesonnenen Lehrmeister kehren würde.

Die größte aller Europäerverfolgungen fand 1882 in Ägypten und Nubien statt. Die Verschuldung des Staates bei den Mächten, die Mißwirt-

schaft der Regierenden, der zunehmende Einfluß der Franken erregten die Bevölkerung in steigendem Maße und erzeugten einen Militäraufstand unter dem Kriegsminister Arabi Beï. Das Erscheinen einer englischen und französischen Flotte vor Alexandria und ein Bombardement der Stadt bewirkten ein Massaker, dem an einem einzigen Tage (11. Juni 1882) über 300 Fremde zum Opfer fielen, während viele andere im ganzen Lande niedergemacht wurden. Erst der Einmarsch englischer Regimenter und die Niederlage der eingeborenen Truppen stellte die Ruhe wieder her. Der Erfolg auch dieser Metzeleien war kein anderer als daß Ägypten früher denn unter ruhigen Verhältnissen in die Hand des Abendlandes überging.

Im folgenden Jahr, 1883, brach im ägyptischen Ssudân der Aufstand des Mahdi aus, der auch nach dem Orient, nämlich nach Nubien, übergriff und viele Franken das Leben kostete.

Die letzten Attentate auf Europäer, die größeres Aufsehen machten, fanden 1895 in Dschidda statt, wo von Beduinen der britische Vizekonsul getötet wurde, während der russische Konsularagent und der französische Konsulatssekretär schwere Verwundungen davon trugen. Den Anlaß scheinen sanitätspolizeiliche Anordnungen beim Auftreten der Cholera gegeben zu haben. Auch diesmal dampften Kriegsschiffe in den Hafen und man ging ziemlich scharf vor.

Die angeführten Vorkommnisse sind einige bezeichnende Beispiele, wenngleich sie die Ausbrüche des Fanatismus nicht vollkommen erschöpfen. Bemerkenswert ist, daß es kurz vor der Besetzung von Tripolis (Sept. 1911) durch italienische Matrosen nicht zu Massakern der Christen und Juden gekommen ist, trotzdem sich viele vorher auf Dampfern in Sicherheit brachten.

Neben jenen öffentlichen Fanatismen kommen nun aber auch heimliche und gelegentlich verübte Europäermorde vor. So z. B. bei mohammedanischen Prozessionen (Abb. S. 53 u. 215), deren Pomp, Gesang und Stimmung immer eine Anzahl Kerle zu Ausfällen gegen fremde Zuschauer anreizt. Daß es aber auch dabei sehr ruhig zugehen kann, erfuhr ich 1908 in der schiitischen Pilgerstadt Kérbela, wo ich unvermutet einem Umzug von halbnackten Fanatikern in die Arme lief, die sich mit Säbeln, Dolchen und Ketten aufs blutigste zerfleischten. Es war in einer ganz engen Gasse. Ich drückte mich dicht an die Mauer, die Vorbeitanzenden stießen gegen mich, der völlig waffenlos war, wilde Blicke trafen mich, aber anscheinend waren die Leute

Persische Blutprozession am 13. Tag des schiitischen Trauermonats Moharrem, Persien

zu sehr bei der Sache, um sich ablenken zu lassen. Als der Zug vorüber war, wischte ich mir den hellen Schweiß von der Stirn (es war ein kühler Märztag) und hatte halb und halb die Empfindung, neu geboren zu sein.

Ermordungen einzelner Europäer geschehen selbst in den belebtesten Haupt- und Hafenstädten. Die Mörder werden gewöhnlich nie gefaßt. Eine ganze Anzahl verdächtiger oder einfach beliebig auf der Straße aufgegriffener Leute steckt man ins Gefängnis, manchmal hängt man ein paar (soweit sie nicht entrinnen dürfen), um dem Drängen des europäischen Konsuls Genüge zu tun, zahlt auch vielleicht eine Handvoll Goldstücke zur Entschädigung an die Hinterbliebenen, während der oder die Täter nur in den seltensten Fällen zur Rechenschaft gezogen werden, selbst wenn jedes Kind ihn kennt. Solch ein Mord wird eben doch von der Volksmeinung für berechtigt, ja für verdienstlich gehalten, da er einen Widersacher des Islâm aus der Welt schafft. Das befriedigt und beruhigt dann wieder für einige Zeit die Not des wahren Glaubens.

Hunderte von Fällen ließen sich anführen, in denen einsame Franken, Reisende, Forscher tief in entlegenen Winkeln des Orients ihr Leben lassen mußten unter dem Fanatismus der Eingeborenen. Die Erforschungsgeschichte des Morgenlandes steckt voll von den schauerlichsten und packendsten Dramen, wie sie selbst die sensationswütigen Flimmerbildchen unserer Zeit nicht auf die Leinwand werfen. Ein Poe hat sich dort mancherlei Stoff für grausige Grotesken entgehen lassen.

Viele Vorkommnisse, bei denen unbekannte Leute unter dem Mordstahl verbluten, kommen niemandem bei uns zur Kenntnis. Der Kurde oder Araber knallt seine Flinte ab, sticht zu, raubt und zieht die Leiche bis aufs Fell aus und scharrt sie flüchtig ein, worauf die Hyänen, Schakale, Füchse, Geier, Eidechsen und Mistkäfer das übrige so ordentlich verrichten, daß nach zweimal vierundzwanzig Stunden nur noch abgelöste Knochenreste in der flachen, namenlosen Sandmulde liegen.

Andere Fälle hingegen werden bekannt. Man sieht die Tat oder der Mörder prahlt im Rakirausch mit seinem blutigen Islâmverdienst. Es kommt einem Konsul zu Ohren, Nachforschungen, Anklagen, Untersuchungen und so fort. Vielleicht war der Tote ein bekannter Reisender, vielleicht macht ihm seine Ermordung den längst ersehnten Namen. Wieviele Novellen liegen doch im weiten, weiten Morgenlande eingesargt!

Aufsehen erregte s. Z. die heimtückische Ermordung des Gießener Orientalisten Schulz, die heute nur noch ein paar Spezialisten geläufig

ist. Nach einer Bereisung Türkisch=Armeniens wandte sich Schulz 1829 nach Persisch=Armenien und ritt von Täbrîs nach Kurdistân hinauf, das damals noch weit unbekannter war als gegenwärtig. Der englische Resident und der persische Gouverneur rieten dem Gelehrten eindringlich ab, weil das wilde, arg zerklüftete Bergland Hakkiari (wie auch heute noch) als besonders gefährlich verrufen sei. Schulz marschierte trotzdem in Begleitung zweier landerfahrener persischer Offiziere und fünf oder sechs Diener ab, umging den Urmia=See im Süden und drang durch rauschende Täler und auf unbekannten Bergpfaden bis Dschulamerk vor, das am Oberlauf des nördlichen Sab liegt. Die dortigen Kurden waren damals völlig unabhängig. Ihr Khan aber nahm den Fremdling sehr freundlich auf, versprach ihm kräftige Unterstützung seiner Absichten und — schmiedete insgeheim den Plan zur Ermordung des Gastes.

Man lockt den Arglosen in einen abgelegenen Gebirgswinkel, an dem kostbare Altertümer verborgen seien. Hier schießt ihn einer von hinten in den Rücken, während andere die Begleiter niederhauen.

Vielleicht würde niemals jemand davon erfahren haben, hätten nicht die Täter ein paar des Weges kommende armenische Bauern gezwungen, die Erschlagenen in die Erde zu scharren. Diese Christen erzählten es ihrem Dorfpriester, der die heimtückische Tat nach Täbrîs meldete. Auf eine Drohung des persischen Gouverneurs lieferte der Khan zwar die Pferde und Waffen aus, schob den Mord selber aber Bergräubern in die Schuhe. Noch heute ist die Niedermetzelung unseres Landsmannes nicht gerächt.

Große Teilnahme erweckte s. Z. auch die Ermordung der Alexandrine Tinne. Sie war eine holländische Millionärin, noch ziemlich jung, exaltiert und verbrachte Jahre auf luxuriös ausgerüsteten Expeditionen. 1869 begab sie sich mit großem Troß von Tripolis nach Mursuk und plante eine Reise über Ṛat in die Tuârigländer. Doch schon wenige Tagereisen westlich des fesanischen Hauptortes brachen die begleitenden Tuârig einen Streit vom Zaune, in dessen Verlauf die Reisende nebst einem Teil ihrer Dienerschaft auf offenem Felde mit Säbeln und Lanzen niedergemacht wurde. Wahrscheinlich hat das reiche Gepäck der Tinne die Veranlassung zu der Meucheltat gegeben, der Fanatismus der Mörder richtete sich aber doch nur gegen die Europäer.

Hierher gehört auch die Abschlachtung des ebenfalls sehr reichen Marquis de Morès in der Nähe von Ṛadâmes (1896), wiederum durch

Tuârig, die sich überhaupt grade in der hinterlistigen Niedermetzelung von Europäern, so der großen französischen Expedition unter Flatters (1881), ausgezeichnet haben. Siegfried Genthe sei hier nicht vergessen, der 1904 auf einem Reitausflug dicht bei Fes von ein paar Libuberbern aus dem Hinterhalt abgestochen wurde.

Erinnert sei auch an den Tod des englischen Forschungsreisenden Major Laing, der von Tripolis aus, wo er sich am Tage vor der Abreise verheiratete, die Sahara bis nach Timbuktu durchquerte (1826) und auf der Rückfahrt von dort nach Norden vor Arauan erdrosselt wurde, indem man ihm beim Absteigen vom Kamel eine Schlinge von hinten um den Hals warf. Mit Angst gepaarter Fanatismus und eine Weibersache sollen die Ursache gewesen sein.

Es ließen sich noch manche Fälle nennen, in denen orientalischer Fanatismus, angefeuert von Raubgier, einzelne Europäer aus dem Wege räumte. So die Ermordung des elsässischen Arabienforschers Charles Huber bei Ksar Alia nördlich von Dscheddah (1884). Ferner die Erdrosselung Moritz von Beurmanns in der Nähe von Mao nordöstlich des Tschad (1863), nachdem sich der Angegriffene mit blanker Klinge lange und verzweifelt zur Wehr gesetzt hatte. Dann der Fall von Alexander Burnes, der 1841 in Kabul beim Aufstand der Afranen seinen Tod fand.

Hiermit mag es genug sein. Es läßt sich behaupten, daß die Zahl der heimlichen Ermordungen einzelner Franken mit der zunehmenden Ohnmacht des Orients wächst und daß sie grade in europäisch besetzten Gebieten nicht nur nicht abnimmt, sondern eher etwas steigt. Nur erregen diese Fälle kein besonderes Aufsehen, weil es sich dabei um Leute ohne Namen zu handeln pflegt. Jedenfalls ist es klar, daß derartige Versuche, den Einfluß des Abendlandes abzuhalten, hierzu durchaus ungeeignet sind, und höchstens die Erbitterung der Fremden herausfordern.

Verschiedene Abwehrmittel

Es gibt noch einige Arten und Wege, mit denen sich der Orient des Andrängens der Abendländer zu erwehren sucht. Manche liegen auf wirtschaftlichem Felde. Beim Ausbruch von Zerwürfnissen eines orientalischen Staates mit einem europäischen boykottiert die Bevölkerung die Einfuhrwaren des letzteren. So ging es Österreich in den türki-

schen Häfen 1908, als es die förmliche Angliederung Bosniens aussprach, so Italien 1911—12 während der Kämpfe in Tripolitanien, so verschiedentlich Griechenland. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß die hierdurch hervorgebrachte Schädigung recht empfindlich sein kann, durch Nichtabnahme der Waren und vielleicht gar durch Verlust des Marktes, den inzwischen die Konkurrenten erobern. Aber derartige Maßnahmen treffen doch stets nur einzelne Staaten und stärken andere, so daß mithin eine Einbuße des Abendlandes als einer Gesamtheit nicht erfolgt. Also auch dies Mittel der Abwehr der Franken ist nutzlos.

Ein Zurückdämmen des fremden Einflusses durch Ersetzung seiner Einfuhrwaren, namentlich der gewerblichen Erzeugnisse, ist bisher nur sehr schwächlich versucht worden und wird auch wohl niemals recht erfolgreich geschehen können. Denn zur Errichtung eigner umfangreicher Industrien gebricht es den Ländern Nordafrikas und Vorderasiens an größeren Kohlen- und Eisenschätzen sowie an ausgiebiger Wasserkraft. Deshalb wird der Orient in der Hauptsache immer vom Auslande abhängig bleiben. —

Mit der Aufklärung des Volkes hat man es seither ebenfalls noch nicht recht versucht, trotzdem grad hier die richtige Angriffsstelle zur Hebung des Morgenlandes liegt. Gewiß, man hat Vorstöße gemacht, gibt sich auch jetzt noch damit ab. Aber selbst hier greift man am falschen Punkte an, nicht unten, sondern oben. Statt Elementarschulen zu gründen und jung und alt hineinzuschicken, statt ein paar Jahre darauf Mittelschulen und höhere Lehranstalten einzurichten und schließlich auch ein paar Universitäten und Techniken anzulegen: hat man eine große Anzahl Zeitungen aufgetan, mit deren meist recht zweifelhafter Wissenschaft das Volk der Kulturhöhe Europas soll ebenbürtig werden.

Die erste orientalische Zeitung erschien am 20. Nov. 1828 (1244 d. H.) in Kairo, es war die türkisch-arabische, zwei- bis dreimal wöchentlich aufgelegte al Wakâi al Misrîja, das Regierungsorgan des Mehemed Ali, welches noch heute besteht. Etwas später (1829, nach anderen 1831) folgte in Konstantinopel der ebenfalls offizielle Moniteur Ottoman, ein Jahr danach durch eine türkische Ausgabe, Takwîm i Wakâi, erweitert, die gleichfalls noch heute besteht und seit der Revolution täglich erscheint.

Ein zweites türkisches Blatt ward erst 1843 begründet, dem 1858 die erste Zeitung Syriens folgte, das arabisch-französisch gedruckte Hadikat al Akbâr in Berût. Während diese Unternehmungen aber immerhin un-

bedeutender Natur waren, wurde 1860 von einem maronitischen Renegaten in Konstantinopel die erste großzügig angelegte arabische Zeitung herausgegeben, das Weltblatt Al Dschawâib. Zwei Jahre später zog die Macht der Presse auch in Tunis ein (Al Râid al Tunisi).

1867 wurde durch das ottomanische Wilajetsgesetz bestimmt, daß in allen Hauptstädten der Provinzen eine Druckpresse aufgestellt werden solle, und daß regelmäßig eine Zeitung sowie ein Jahrbuch (Salname) herauszugeben sei. 1869 begründeten die Jesuiten in Berût den arabischen Al Baschîr, der französisch-katholischen Interessen dient. 1876 gab es immerhin schon 13 türkische Blätter, von denen allerdings ein Teil diesseits des Bosporus gedruckt ward.

Im gleichen Jahr begann in Kairo die erste (arabisch-)ägyptische Tageszeitung, Al Ahrâm, zu erscheinen. Von einem Libanesen begonnen, war sie den Franzosen dienstbar. Andere folgten, so z. B. 1878 das dürftige Wurstblättchen Al Watan der Kopten. Erst 1889 trat ein anglophiles Blatt in Kairo auf, Al Mukattam. Zu jener Zeit war Ägypten das Ziel vieler begabter christlich-syrischer Journalisten, die vor des Abd ül Hamîd Schreckensregiment dem Bannkreis der türkischen Zensur entwichen. Im Gegensatz zu diesen syrischen Presseleuten wurde endlich 1890 ein rein islamisches Zeitungsunternehmen in Kairo begründet, Al Muaijad. Es vertrat den panislamischen Gedanken, hierin unterstützt von mehreren fanatischen Hetzblättchen und im Gegensatz zu dem ägyptisch-nationalistischen Al Liwa, jetzt Al Alam genannt. Al Muaijad ist 1912 eingegangen. 1909 erschienen in Ägypten nicht weniger als 144 Zeitungen, davon allein 90 in Kairo und 45 in Alexandria, also im Verhältnis bedeutend mehr als bei uns.

In Tunis kam 1887 das zweite Blatt (arabisch) heraus, dem inzwischen noch mehrere gefolgt sind. Aber im ganzen ist die Presse im Ṛarb sehr schwach vertreten (Tripolis zwei Zeitungen, Algerien ungefähr vier), wie denn in Marokko die erste Zeitung (arabisch) nicht früher als 1905 erschien (in Tandscha). Freilich stehen die Bewohner des Fernen Westens seit alters bei den übrigen Orientalen im Ruf grober und unwissender Böotier.

Die Presse in der Türkei ist noch wesentlich stärker als die ägyptische, verteilt sich aber auch über weitere Landräume und Völkerschaften. Allein seit Mitte 1908 sind über 474 Zeitungen und Zeitschriften erschienen! Die schlimmste Zeit der türkischen Journalisten war die Regierung des Abd ül Hamîd. Die Zensur ward aufs allerstrengste gehandhabt, bei der

geringsten freiheitlichen Äußerung suspendierte man das unvorsichtige Blatt, steckte die Redakteure und Mitarbeiter ins Gefängnis oder verbannte sie. Viele zogen es vor, sich nach dem Ausland in Sicherheit zu bringen und dort neue Organe aufzutun, deren Satz mit Gift und Galle einzufärben und die Nummern heimlich über die ottomanischen Grenzen einzuschmuggeln. Nach der Revolution von 1908 blühte die türkische Presse außerordentlich auf und ganz plötzlich trieb der bis dahin so vernachlässigte Baum journalistischer Erkenntnis junge Blätter zu ganzen Dutzenden. Viele davon gingen mit bewundernswerter Eilfertigkeit wieder ein, wurden aber ebenso schnell durch andere ersetzt.

Am allerspätesten regte sich die Tagesschriftstellerei unter einem der begabtesten Völker des Orients, bei den Persern. Hier erschienen vor der Revolution von 1906 nur einige wenige Blättchen in ganz unregelmäßigen Zwischenräumen, notdürftig ausgefüllt mit platten Lobeserhebungen der Mitglieder des regierenden Hauses und der Provinzgouverneure. Bloß außerhalb der Reichsgrenzen (in Konstantinopel, Kairo und Calcutta) druckten Flüchtlinge ein paar persische Blätter, die auf einer etwas höheren Stufe standen und in die Heimat eingeschmuggelt wurden. Die Revolution aber erzeugte auch hier mit einem Schlage eine größere Anzahl Journale, so daß schon 1908 nicht weniger als 40 Stück gezählt wurden (davon allein in Teheran 31).

Der Wert der orientalischen Presse muß anders beurteilt werden als der einer europäischen. Wenige Jahre, höchstens ein paar Jahrzehnte alt, unter despotischer Polizeiaufsicht geboren, dann plötzlich losgelassen, von Menschen ohne nennenswerte moderne und umfassende Bildung geschrieben, kann das morgenländische Zeitungswesen nur auf ziemlich niedriger Stufe stehen. Anfangs war die Sprache, die in den schlechtgedruckten Spalten zum Stammeln kam, ungelenk, holperig, kindlich, oft sogar grammatisch falsch. Erst ganz allmählich ward sie klarer und flüssiger, vielseitiger in ihren Wendungen: Journalisten, Leute mit einer gewandten Feder und fixem Kopf, mußten sich eben erst bilden. Sie waren eine dem geruhigen Orient so schrecklich fremdartige Erscheinung. Ihr Beruf und das viele Lesen europäischer Zeitungen entfremdete sie dem morgenländischen Wesen nicht wenig und erzog ihrem Stil Wendungen an, deren Ursprung sich auf fränkische Sprachen zurückverfolgen läßt. Man erhält bei diesen Journalisten eine Ahnung vom Typus des zukünftigen Orientalen.

Heute schreiben wenigstens die größeren Organe ein gutes Arabisch, Türkisch oder Persisch, halten sich von den Vulgärdialekten meist fern (deren sich nur die Witzblätter viel bedienen) und bringen auch inhaltlich manchen gediegenen Artikel. Beschränkten sich ehedem die Mitteilungen hauptsächlich auf Wiedergabe veralteter Nachrichten aus europäischen Blättern und auf allerlei inländischen Klatsch und Gezänke, so findet man jetzt politische Leitartikel neben Abhandlungen über wissenschaftliche und kulturelle Fragen, vielfach allerdings auch Hetzereien gegen das Abendland und Aufstachelung des islamischen oder nationalen Stolzes. Die meisten Zeitungen aber, namentlich die kleineren und die Provinzblätter, stecken noch gegenwärtig voll von läppischen Kleinigkeiten und lokalem Gezänk. Neben den Zeitungen gibt es auch viele periodische Zeitschriften, die nach Art unserer gleichartigen Unternehmungen ausgestaltet sind. In Alexandria wird sogar eine arabische Frauenzeitung verlegt, Al Anîs al Dschalîs.

Das mohammedanische Element kommt in der orientalischen Presse nicht in dem Maße zur Betätigung als man denken sollte. Denn die Mehrzahl der morgenländischen Zeitungsleute und Schriftsteller setzt sich aus Christen zusammen. Namentlich haben sich dabei die christlichen Syrer große Verdienste erworben, wie ja auch Berût der Mittelpunkt des arabischen Buchhandels ist. Daß das Zeitungengründen im schnellen Tempo der letzten fünf bis acht Jahre so fortgeht, ist nicht anzunehmen, vielmehr möchte ich glauben, daß in einem Jahrzehnt nur noch ein Teil der heutigen Blätter besteht, was mehr sein würde. Ein wesentliches Hindernis liegt ja in der elenden Schulbildung der Orientalen, der vorwaltenden Unkenntnis von Lesen und Schreiben. Abonnenten aber, die nicht lesen können und nicht zahlen mögen, geben auf die Dauer eine schlechte Basis für ein teures Zeitungsunternehmen ab. Wenn man erwägt, daß von allen Morgenländern nur ein geringer Prozentsatz in Frage kommt, so muß man annehmen, daß die meisten Blätter ihre Abonnenten lediglich nach Dutzenden oder Mandeln, kaum nach Schock zählen.

Man sieht jedenfalls auch bei der Presse, wie die Orientalen ihre Erneuerung nicht von unten anfangen, sondern gleich oben beginnen. Statt nur ein paar Dutzend guter Schulen zu gründen, machen sie ein paar hundert Zeitungen auf, welche bloß die wenigsten lesen können . . .

In den Zeitungen macht sich die Erbitterung der Orientalen gegen das Abendland am heftigsten, lautesten und sehr ungescheut geltend, aber sie ist hier auch am meisten theoretisch. Während die orientalische

Wut einerseits in den Druckspalten am leichtesten zu überwachen ist, läßt sich anderseits nicht verkennen, daß die Gazetten eine praktische Gelegenheit sind, um Massenangriffe auf die Fremden zu organisieren, so daß sie immerhin zu den beunruhigenderen Mitteln der Abwehr Europas zählen mögen. Doch ist die Zahl ihrer Leser bei dem gegenwärtigen Tiefstand der Schulbildung nicht aufregend groß.

Die religiöse Verteidigung

Ihren Ausgangspunkt und ihr Schürfeuer finden alle Bewegungen gegen das Abendland in der herrschenden Religion des Orients, dem Islâm, als dem geistlichgeistigen Ausfluß der Natur des ganzen Erdteils und seiner grundsätzlichen Verschiedenheit von Europa.

Vielleicht in keiner andern Religion macht sich das Abhängigkeitsgefühl so sehr geltend als im Islâm, dessen Name schon „Ergebung" besagt. Sämtlichen Seiten dieses Glaubens liegt die willenlose Hingebung an die unbeschränkte Allmacht eines höchsten Wesens zugrunde. Das erklärt sich doch wohl in letzter Tiefe aus der Allmacht des Orientklimas und der von ihm erzeugten Natur, die den Menschen in drückendster Abhängigkeit hält, ihn eng an die Scholle fesselt und ihm wenig freien Willen in der Bewegung, der Berufswahl und anderen Dingen läßt.

Aus diesem Grundprinzip folgt, daß eine solche Religion engherzig sein und in scharfem Gegensatz stehen wird zu allen anderen Bekenntnissen. Die Lehrsätze gehen uns hier weiter nichts an; sie mögen dem Zoroasterkult entstammen oder dem Christentum oder dem Jehovahglauben oder altheidnischen Anschauungen: sie alle sind nur Modifizierungen, Bereicherungen, Schmälerungen jenes Grundsatzes und ändern an dem Fundament kaum etwas. Alles im Islâm arbeitet auf eine Isolierung hin, auf eine Abtrennung von der Außenwelt, der sich alle Anhänger begeistert anschließen, und die nichts anderes ist, als eine durch vieltausendjährige natürliche Zuchtwahl erzeugte Spiegelung der Orientnatur. Vielleicht sprechen das die Theorien des Islâm nicht einmal so sehr aus: die Tatsachen aber bewegen sich in dieser durch alte Übung klar vorgezeichneten Bahn.

So erklärt sich die fanatische Feindschaft des Islâm gegen alle anderen Religionen. Die ganz außerordentliche Kraft der Wüste und Steppe

und ihrer Wasserarmut mag in den Leuten einen unwiderstehlichen Willen zur Alleinherrschaft ihrer Gemeinschaft erregt haben, der sogar über das Orientziel hinausschießt und in verderblicher Willkür den Anspruch auf die Weltherrschaft erhebt. Hieraus folgt die Verachtung der anderen Bekenntnisse und ihre Nichtgleichberechtigung. Jeder Mohammedaner ist ein Kämpfer für seinen Glauben und von vornherein der Feind aller Ungläubigen. Ihnen gegenüber ist er zu nichts verpflichtet, durch keine Abmachung gebunden. Die Bekämpfung der Glaubensfeinde[1]) ist stete Pflicht der mußlimschen Gemeinde im ganzen (weniger des einzelnen Gläubigen), die man nur aus Klugheit nicht auszuüben braucht, wenn grade der andere die Oberhand hat. Doch soll man ihm wenigstens heimlich nach Möglichkeit Abbruch tun.

Derart erhellt das gegenwärtige Verhältnis der Mehrzahl der Orientalen gegenüber den Christen. Die einheimischen Christen (und Juden) drangsaliert man bei jeder Gelegenheit, vor den europäischen setzt man eine erträgliche Miene auf, sinnt nur heimlich auf ihren Untergang und — tötet sie einstweilen bloß in der Theorie unter raffiniert ausgesonnenen Martern.

Die Lehre vom Dschihâd schließt eine innige Verbindung der Mohammedaner mit dem Abendland völlig aus. Sie ist einer von jenen Elementarsätzen des Islâm, die vor allem andern beseitigt werden müssen, soll eine Annäherung der beiden Welten stattfinden.

Mit einer friedlichen Propaganda durch Bekehrung zu seinem Glauben gibt sich der Múslim nur wenig oder gar nicht ab, Europäern gegenüber jedenfalls niemals. Er muß deshalb auch von Religions wegen versuchen, den Zusammenhalt der Gläubigen untereinander zu festigen und den Fremden heimlich zu schaden. Aus diesen Grundsätzen ist die gegenwärtige religiöse Verteidigung des Orients vor Europas Andrängen abzuleiten. Es sei gleich vorausgeschickt, daß sie von allen bisherigen die für uns gefährlichste ist, wenngleich sie sich noch nicht allzu wirksam gemacht hat. Ihre Hauptbedeutung liegt in der Zukunft, namentlich weil sie die Kultur des Morgenlandes, die Geisteskultur meine ich, völlig

[1]) Der Dschihâd oder Dschhäd, der Heilige Krieg. Sure 8: „Bekämpfet die Ungläubigen, bis alle Versuchung aufhört und die Religion Gottes allgemein verbreitet ist." Sure 47: „Wenn ihr mit den Ungläubigen zusammentreffet, so schläget ihnen die Köpfe ab, bis ihr eine große Niederlage unter ihnen angerichtet habt; die übrigen aber leget in Ketten und gebet sie, wenn der Krieg seine Lasten niedergelegt hat, entweder umsonst oder gegen Lösegeld frei."

gegen abendländische Einflüsse abschließt und eine innerliche Europäisierung der Orientalen anscheinend so gut wie unmöglich macht.

Die innere Mission wird ganz vornehmlich von mehreren Sekten und Orden ausgeübt. Die Aïssaua-Brüder im Ṛarb und den Syrtenländern, die Derwîsch-Orden in Ägypten und Vorderasien spielen eine beachtenswerte Rolle, um die Anhänglichkeit des Volkes an den Islâm wach zu halten. Ihre Mitglieder betteln sich durch Stadt und Land, führen Zirkus- und Hokuspokuskünste auf, welche die Masse verblüffen und verteilen überall fromme Sprüchlein und Verwünschungen gegen die Christenhunde.

Die politisch einflußreichste Sekte war eine Zeitlang die der Wahhabiten, welche um die Mitte des 18. Jahrhunderts im Hochlande Nedschd gestiftet wurde, in der Heimat der Araber, ihrer Pferde und ihrer Kamelzucht. Die Bewegung richtete sich gegen die Auswüchse des Islâm und wollte die alte reine Religion wiederherstellen, reformieren. Sie war höchst fanatisch und zog auch wider die herrschenden Staatsmächte des Orients zu Felde, so daß sie am Ende des Jahrhunderts und besonders im ersten Viertel des neunzehnten den größten Teil Großarabiens, auch Mekka, in ihre harte Gewalt brachte. Erst 1818 gelang den Ägyptern die Niederwerfung der Wahhabiten, doch besteht die Sekte noch heutzutage.

Ihr Aufstieg bietet viele Vergleichspunkte mit dem Anfang der arabisch-islamischen Eroberungen um 630. Die Bewegung war wohl die lauterste, die jemals den Islâm durchzittert hat und sie hätte vielleicht den Anstoß einer Wiedergeburt des Orients aus sich selber heraus geben können. Durch ihre schroffe Haltung zu den herrschenden Faktoren aber und durch ihr blutiges Vorgehen verbreiteten die Wahhabiten nur Schrecken und Sorge, so daß sie nirgends auf Bundesgenossen rechnen konnten. Daß Zentralarabien bis zum heutigen Tag nur von ganz wenigen Forschungsreisenden betreten ward, ist zweifellos hauptsächlich ihrer Tätigkeit zuzuschreiben.

Ein gewisses Gegenstück zu den Wahhabiten stellen auf nordafrikanischem Boden die Sseˇnûssi dar. Ihr Orden ward um 1840 von einem Algerer in Mekka begründet, breitete sich ziemlich schnell über Nordafrika aus, residierte eine Zeitlang in der Kyrenaika und verlegte allmählich seinen Hauptsitz immer mehr südwärts, zuerst nach der Palmoase Dscharabub,

dann (1895) nach Kebabo in Kufra und zuletzt nach Goru in Borku (südl. Sahara).

Die Ssĕnûssi sind zu unbedingtem Gehorsam gegen das Oberhaupt des Ordens verpflichtet. Man findet sie in allen Teilen des Atlas und der Sahara, als geschlossene Niederlassung mit starken Mauern oder als vereinzelte Vertreter, die irgend ein Handwerk ausüben. Durch Schutz des Handels und Anleitung zur Bodenkultur haben die Ssĕnûssi viele Dattelpalmoasen der Wüste verbessert und manche sogar erst besiedelt, so daß sie über weite und ertragreiche Ländereien verfügen. Sie verfolgen das eine ihrer Hauptziele, die Mohammedaner durch wirtschaftliche Hebung zu stärken und verteidigungsfähiger zu machen, mit großer Folgerichtigkeit und Glück.

Grad wie die Wahhabiten wenden sie sich aber auch gegen die Verfälschungen, die der Islâm im Laufe von über tausend Jahren erfahren hat, suchen ihn zu läutern und zur alten Einfachheit zurückzuführen.

Außerdem richten sie sich gegen das Vordringen des Abendlandes, und das ist wohl ihr Hauptziel, zu dessen Erreichung jene anderen im letzten Grunde anscheinend nur Mittel sind. Alle Europäer und selbst diejenigen Mohammedaner, welche mit ihnen verkehren und sich von ihnen beeinflussen lassen (besonders also die Türken), müssen bekämpft werden.

Allem Anscheine nach fassen die Ssĕnûssi (plur. eig. Ssĕnussîje) die Wiedergeburt des Orients ganz richtig an. Sie treten nicht mit pomphaften Programmen auf und verlieren keine Zeit mit Gazetten-Gründungen und dergleichen Schnickschnack, sondern richten Schulen ein und heben den Volkswohlstand. Ihr Fehler liegt nur darin, daß sie in der Hauptsache in entlegenen Gebieten wirken, welche auf die Gestaltung der orientalischen Fragen im ganzen kaum jemals Einfluß erringen werden. Außerdem stehen sie (grade wie die Wahhabiten) auf denkbar schlechtem Fuße nicht allein mit den orientalischen Regierungen, sondern sogar mit der offiziellen Geistlichkeit. Es ist deshalb nicht anzunehmen, daß ihre Wirksamkeit jemals den ganzen Orient umspannen wird, falls nicht die große Fremdennot das Morgenland einmal zusammenreißen und in die Hand des Großmeisters jener entlegenen Sahara-Oase geben sollte.

Etliche Jahre älter als die Ssĕnûssi und politisch tätiger ist der Orden der von einem Marokkaner gestifteten Derkauîje und der von ihnen abgezweigten Madanîje, deren Mittelpunkt Misrata an der Syrte ist. Beide predigen strenge Askese und fordern von den Brüdern unbedingten

Gehorsam gegenüber dem Schēch. Die Mitglieder sollen in seinen Händen sein „wie ein Leichnam in den Händen des Leichenwäschers". Sie stehen in enger Verbindung mit den Regierenden und haben ihre Hand in den meisten Unternehmungen gegen die Europäer. Der Schēch der Madanîje residiert jetzt sogar in Konstantinopel und spielte zur Zeit des Abd ül Hamîd eine bedeutende Rolle als dessen Ratgeber sowohl wie auch als wichtiger Teilnehmer der panislamischen Propaganda.

Eine Erneuerung des Islâms ausschließlich auf sittlichem Gebiete strebt die Reformsekte der Babi an, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Persien gestiftet wurde. Von den rein dogmatischen Neuerungen abgesehen, suchen auch die Babi den Islâm zu läutern und zu reinigen, ja sie wollen sogar die ganze Welt mit einer allumfassenden Bruderreligion beglücken, trotzdem sie selber schon in drei Sekten zersplittert sind. Die Babi dürften die einzige Strömung im Islâm sein, der es bisher gelungen ist, Abendländer zu bekehren. Sie haben nämlich nach Amerika übergegriffen und dort eine Anzahl Yankees gewonnen, was allerdings vielleicht nur als Modelaune aufzufassen ist.

Dunkler Fesâni in guter tripolitanischer Tuchkleidung

Das in der einheitlichen Natur und Kultur begründete und durch den Eigenstolz der Religion verstärkte Gefühl der Zusammengehörigkeit der Mohammedaner hat nun unter dem Druck des immer erfolgreicheren Andrängens Europas auch Blüten getrieben, die sich vom vorwiegend religiösen Standpunkt entfernen und das politische Prinzip in den Vordergrund rücken. Man nennt diese Bewegung den Panislamismus.

In den höheren und intellektuellen Schichten des Islâm erblaßt der Religionseifer allmählich ein wenig und die Angehörigen der verschiedenen

Moscheen machen kleine Annäherungsversuche, um gegenüber dem Ausland fester dazustehen. Die breiten Massen hingegen nehmen mit geringen Ausnahmen an der modernen Strömung nicht teil.

Ein auffälliges und bei uns ziemlich unerwartetes Zeichen derartiger Bestrebungen war die Finanzierung der Hedschâsbahn. Abd ül Hamîd erließ im Jahre 1900 Aufrufe zur Sammlung von Geld für dieses allen Mohammedanern zugute kommende Unternehmen und siehe da, aus sämtlichen Teilen der islamischen Welt strömten freiwillig reichliche Gaben nach Stambul, zum geistlichen Oberhaupt aller Gläubigen.

Ein so unerwarteter Erfolg (welcher Orientale rückt ohne heftige Bedrängung auch nur einen Para heraus!) ist sicherlich auf die Vorarbeit durch die allislamische Propaganda mit zurückzuführen. Deren Ziel ist der Zusammenschluß der verschiedenen mohammedanischen Religionszirkel zu einem festen Ganzen und zur alten politischen Weltherrschaft! Weil das unter einheitlicher Regierung am leichtesten ermöglicht wird, so kommt der Panislamismus hauptsächlich dem Chalifa aller Mohammedaner zu statten, dem Ssultân der Türkei, der halbtausendjährigen Vormacht des Glaubens. Die Hauptschauplätze der Propaganda sind natürlich die europäischen Kolonien und Protektorate, also besonders die Mittelmeerländer Nordafrikas, bisher namentlich Algerien, Tunisien und Ägypten.

Der Mittel- und Ausgangspunkt der ganzen Tätigkeit ist das Herz des Islâms, die heilige Stadt Mekka. Es ist ja auch verständlich, daß der Panislamismus seine beste Stütze in den Pilgerfahrten findet, die alljährlich 100—200 000 Strenggläubige an einem Fleck zusammenziehen. Hier ist die einzige Gelegenheit geboten (eine Möglichkeit, die sonst nirgends auf der Erde existiert), die Einheit des Islâms praktisch vor Augen zu führen und die vielen Tausende von Vertretern der verschiedensten Länder mit ein und demselben Gedankengang zu beseelen. Weit und breit erblickt man keinen Ungläubigen, auf den Straßen fehlen sie und in den Kaffeebuden, in den Herbergen und auf den Plätzen. Nirgends können die Muselmänner sich so als Familie, als unter sich fühlen wie grade in Mekka.

In Mekka laufen die Fäden der allislamischen Bewegung zusammen. Von hier aus wird ein wesentlicher Teil der arabischen und türkischen Tagespresse beeinflußt. Auch die Jungtürken, die äußerlich jede Berührung mit dem Panislamismus ablehnen, können sich doch nicht ganz seiner Einwirkung entziehen. Sie sind schließlich auch nicht viel anderes, als eine irreligiöse Abspaltung von und Parallelbewegung zu

Medina mit Pilgerlager.

jenem. Jedenfalls bringen die Spalten ihrer Blätter genug panislamische Artikel.

Von Mekka aus wird ein schwunghafter Export mit gedruckten Predigtsammlungen getrieben. Sie enthalten eine Anzahl fertig ausgearbeiteter arabischer Kanzelreden und fassen eine solche Fülle schärfster Ausfälle gegen die europäischen Mächte und daneben Lobpreisungen des

Aus dem heiligen Kérbela.
Die Moschee Ssidna Hussên (1908)

Türkensultans zusammen, daß sie manchem weniger gewandten Pfäffelein als hervorragende Eselsbrücken sehr willkommen sein müssen. In fränkischen Kolonien vorgelesen, sind sie nichts anderes als blanker Hochverrat, denn sie fordern zum Abfall von der Regierung auf.

Aus Mekka wandern ferner alljährlich viele Hunderte von Sendboten in die bedrohten Länder. Unter ihnen ragen namentlich die Pilgeragenten hervor, die im Auftrag der „Gesellschaften zur Ermutigung der Wallfahrt" überall umherreisen und vorzüglich die wohlhabenderen Gegen-

den heimsuchen. Sie sammeln Gelder für wohltätige Zwecke in Mekka, übernehmen gegen Entgelt die Vertretung eines irgendwie an der persönlichen Ausübung der Wallfahrt verhinderten Glaubensgenossen, überreden die Leute, nach den heiligen Stätten zu pilgern und stellen auch ganze Gesellschaften zusammen, um sie nach Mekka zu geleiten. Durch aufhetzende, mittels einer gewandten Zunge und zitatenreicher Frömmigkeit geführte Gespräche im Hause, im Kaffee, auf der Straße, in der Moschee führen sie dem allislamischen Gedanken viele Anhänger zu. Da sie niemals am gleichen Ort bleiben, sondern stets von Platz zu Platz wandern und alljährlich wieder in Mekka erscheinen, so unterhalten die Sendboten eine ununterbrochene Verbindung zwischen dem Herde des Panislamismus und den gefährdeten Gegenden des Islâm.

Mit dieser Bewegung haben sich auch die früher erwähnten Orden befreunden müssen und sie scheinen ihre Selbständigkeit dadurch nicht eingebüßt zu haben. Somit ward ihr anfangs rein religiöser Charakter wesentlich nach der politischen Richtung hin beeinflußt. Da die Mitglieder den Ordensmeistern unbedingten Gehorsam schuldig sind, so können sie auf deren Befehl rasch in revolutionäre und gar anarchistische Banden umgewandelt werden. Jene vielen Orden, deren Hauptsitz in Mekka ist, lassen sich außerdem leicht von dem panislamischen Komitee überwachen.

Für Marokko hat sich 1910 eine Gesellschaft gebildet, die Dschamîjat an nahda al islamîja lil marrib al aksa (Union maghrébine) mit dem Hauptsitz in Kairo. Ihr Ziel ist „Marokko den Marokkanern!" In ihrem Programm plant sie vor allen Dingen die Gründung von Schulen nach allmählich einzuführenden Grundsätzen moderner Erziehung, die Herausgabe von Zeitungen, Aussendung von Schülern in andere Länder zum Zweck ihrer Ausbildung, Aufklärung der Marokkaner und Anstellung von Predigern. Diese ganzen Einrichtungen sollen für den Ssultân von Marokko wirken. —

Die Triebfedern des Panislamismus sind das Dogma von der Weltherrschaft und von der staatlichen Einheit des Islâm, sowie die Angst um den völligen Verlust der politischen Macht durch das Vordringen des Abendlandes.

Im Gegensatz zu den Reformbewegungen der orientalischen Regierungen legt er weniger Wert auf die Übernahme fertiger Verbesserungen aus dem Abendlande, sondern sucht den Neuen Orient aus sich selbst

heraus zu stärken. Er erstrebt also nicht eine Neugeburt, sondern eine Wiedergeburt.

Mir scheint, daß dies kein schlechter Weg ist, den Orient als solchen, wenn auch verbessert, zu erhalten. Ich sehe bloß zwei Möglichkeiten. Entweder bleibt der Orient im wesentlichen das, was er heute ist, also ein dem modernen Fortschritt abholder Kulturkreis mit nur wenig entwickelten Natur- und Volkskräften, oder er wird europäisiert und dem Abendland angegliedert und hört damit auf, Orient im alten Sinne zu sein.

Doch gerate ich damit schon in Erörterungen über die voraussichtliche Entwicklung des Morgenlandes in der Zukunft, die ich erst im letzten Abschnitt besprechen will.

Hafen von Berût in Syrien.
Blick nach Ostnordost auf den Libanon (1907)

Bilder aus dem neuen Orient

Landschaften und Städte, die sich von den im fünften Abschnitt geschilderten des alten Orients in bemerkenswerten Stücken unterscheiden, bieten sich dem Auge vorwiegend natürlich in den Gegenden mit regsameremVerkehr und mit viel Europäern. An einigen gewissen Stellen schon merkt man kaum, daß man in einem fremden Erdteil weilt. Da erinnert vielleicht nur noch der wundervoll blaue Gluthimmel an die Herrschaft des Orientklimas, welches das einzige Element zu sein scheint, das die Fremden nicht umgestalten können. Und doch, sogar das Klima vermag der Neuerungswut der Frankenhunde nicht zu widerstehen, denn im Niltal Ägyptens will man bemerkt haben, daß die Luft während der letzten Jahrzehnte etwas feuchter geworden ist, was von der Vergrößerung der Verdunstungsflächen des Wassers und der zunehmenden Vegetation durch den Einfluß der vielen Kanalneubauten abhängen würde.

Es ist überhaupt selbstverständlich, daß das bedeutende Anwachsen der Pflanzenkulturen und die Aufforstung von Wald und Busch unter europäischer Herrschaft die Feuchtigkeit der Luft ein wenig bereichern müssen. Das bedingt eine kleine Erniedrigung der Temperatur und somit auch eine erhöhte Verdichtungsfähigkeit des Wasserdampfes der Seewinde. Es liegt deshalb durchaus im Bereich der Wahrscheinlichkeit, daß ein bis zwei Jahrhunderte gut angewendeter europäischer Herrschaft das Klima gewisser Teile des Orients recht günstig beeinflussen würden.

Außerdem lassen sich aber auch Veränderungen feststellen, an denen der Europäer nur mittelbar beteiligt ist. Dahin gehört vor allem die Umgestaltung des nordafrikanischen Garten- und Oasenbildes durch die massenhafte Anpflanzung von Opuntienkakteen. In Westindien beheimatet, sind sie der Alten Welt erst nach der Entdeckung Amerikas bekannt geworden. Wann sie ihren Einzug in den Afrikanischen Orient hielten, habe ich noch nicht feststellen können. Wegen ihrer hervorragenden Tauglichkeit für das Trockenklima werden sie sich wohl ziemlich schnell verbreitet haben. Gegenwärtig trifft man sie allenthalben in den dortigen Palmoasen, wo sie auf den Kämmen der Lehmwälle angepflanzt werden und ihre stachligen platten Zweige zu einer dichten, dornbewehrten Hecke verfilzen.

Die moderne Landschaft

Wie vieles Neue weisen schon jetzt manche Landschaften auf. Das Niltal steht da an erster Stelle!

Was erinnert denn den Touristen bei der Bahnfahrt durchs Delta daran, daß er auf einem der ältesten Kulturböden der Erde weilt, in einer der ersten Eroberungen der alten Araber? Ringsum dehnen sich Felder in flacher Flur dahin und sehen ganz genau so aus wie bei uns. Rund am Horizont stehen schweigende Kiefernwaldungen von dunklem Aussehen. Daß es in Wirklichkeit Bestände von Dattelpalmen sind, erkennt man nur in allernächster Nähe. Hin und wieder schlängeln sich die blitzenden Geleise einer Nebenbahn durch die braunen Äcker und grünen Saaten. Der Schrei der Lokomotive kreischt unruhig durchs Gefild, öfters abwechselnd mit dem mastodonten Brüllen einer Zuckerfabrik oder einer Baumwollanlage, eines Dampfpfluges oder einer Dampfpumpe.

Der erst verwunderte, dann rasch enttäuschte Mann in den weichen Polstern des elegant federnden Zugabteils fragt sich schon, warum er denn eigentlich für teures Geld von Norddeutschland nach Ägypten gereist sei, um Norddeutschland zu sehen.

Da plötzlich eine kleine Station. Die Bahn hält. Mehrere kümmerliche Würfel aus schwarzgrauen, sonngedörrten Schlammsteinen, vier oder fünf Palmen dazwischen, ein paar beachtenswerte Misthaufen, gackerndes Federvieh und ein blökender Hammel. Nackte braune Bälger mit auf-

getriebenen Bäuchen jagen einander, ein verlaustes Weib in dunkelblauem Hemd säugt, zwei schwärzliche Kerle träumen träge im Schatten einer Hüttenwand. Das ist schließlich doch nicht norddeutsch.

Im engeren Niltal selber verschwindet der europäische Aspekt wieder mehr, oder besser gesagt, er wird etwas verdrängt. Zu beiden Seiten ragen die unerschütterlichen rotgelben Wände der Sand- und Kalksteine empor und schneiden eine ebenmäßige oder ausgezackte Profillinie in den Blauhimmel hinein. Hin und wieder ein fünftausend Jahre alter Steinbruch oder Grabhöhlen von Menschen und garstigem Getier oder oben auf der Felsmauer die stumpfe Silhouette einer Pyramide. Zu den Großen Pyramiden allerdings, jenen von Giseh, rasselt unter ständigem Klingeln eine elektrische Bahn die Sykomorenallee hinaus. Ein komfortables Hotel entschädigt die Fremden für die Mühe des Herauskommens, ein Dutzend Photographen verklärt den Anblick der alten Bauwerke, und Touristen auf Troddelkamel gruppieren sich neben dem Sphinx. Das ist nicht der alte Orient.

Auf dem Boden des Niltals glänzt es von lebendigem Smaragd, Palmhaine grüßen auf beiden Seiten und erzählen sich verklungene Märchen von Kalifen und Kalifentöchtern. Grüne Äcker lagern sich, oft von dem silbern schimmernden Filigran schmaler Bewässerungskanäle unterbrochen. Dieselben Dörfer wie im Delta, aber auch die gleichen mißtönenden Fabriklaute wie dort.

Und Eisenbahnen! Da rast der Nachtschnellzug Kairo—Assuan, in dessen Speisewagen die reichen Fremdlinge ihr Souper von fünf oder sechs Gängen genießen, während in den Schlafwagen die Angestellten die Betten mit den weißen Linnen ordnen. Dort hinten keucht ein Güterzug herbei, beladen mit Hunderten von Baumwollballen, die nach Alexandria auf die englischen Lastdampfer wandern.

Eine Schar Touristen hoppelt lärmend, schauensfroh, blasiert, auf widerwilligen Eseln zur Station. Am Rande jenes Kanalgrabens liegt ein blonder, sonnverbrannter Stromer, kaut unlustig an einer Melonenschale und wirft seinen wohlhabenderen Landsleuten böse und verächtliche Blicke nach. Aus der Ferne dringt das fröhlich-übermütige Singen einer Truppe rotbäckiger Khakiröcke, die von einer Übung zur Kaserne heimkehren. Hin und wieder sieht man aber auch mal ein paar Eingeborene, dunkle Fellachen in langem, blauem Hemd und besser gestellte Kleinstädter in hellen Leinenkleidern.

Dann der Strom. Breit und blank, wie ein sauber polierter Bronze=spiegel spannt er sich von einem der niedrigen Schlammufer zum andern. Ganz weit hinten, wo er wie abgeschnitten vor dem Blau des dunkelnden Himmels aufhört, schweben die Taubenflügel von ein paar Segeldahabijen in den Abendfrieden hinein. Vorn aber puffen mehrere Dampfer mit schänd=lichen Rauchwolken talauf und talab. Der schmucke Vergnügungsdampfer

Nil=Landschaft bei Siut.
Blick vom Aufstieg der libyschen Tafel über das ebene und gutange=baute Niltal ostwärts zur arabischen Seite

einer Reisegesellschaft durchschneidet mit messerscharfem Bug das stille Wasser, und Gläserklang und Gelächter klingen vom Bord herüber in das Fellachendorf. Ein schwerbeladener Lastdampfer mit eingeborenen Deck=passagieren sucht sich unter ärgerlichem Stöhnen seinen Weg. Ein drittes jener schwimmenden Hotels, dreistöckig und mit breiten Schaufelrädern, ruht sich an jener frechen schwarzen Landungsbrücke aus, die von der Reklameaufschrift Thomas Cook and Son (Egypt limited) überstrahlt wird. Dahinter machen sich in einem Netz von Schienen ein paar Bahnhofs=

gebäude breit, ein vielstöckiges Hotel mit Balkonen, funkelnden Fensterreihen, Flaggenstöcken und Walzermelodien schließt sich an, und die schamlosen Schornsteine einer ganz neuen Fabrik bohren sich in den Himmel. Aber auch ein paar alte Trümmer fehlen nicht.

Doch das ist noch längst nicht alles neue an dem uralten Strom, aus dessen lehmiger Welle die struppigen Steppenstuten der Hyksos und die schnaubenden Hengste der alten Araber gesoffen haben.

Zur Regelung der Hochwasser des Nils und zur Erhöhung der Fruchtbarkeit der fetten Schlamme haben die Fremden an mehreren Stellen Staudämme quer durch den Strom geworfen. Das unterste Werk liegt an der Spitze des Deltas und regelt einen großen Teil von dessen Wasserverhältnissen.

Du darfst einen Vergnügungsdampfer benutzen, du kannst dich aber auch auf die Bahn setzen, um von Kairo aus den Barrage du Nil zu besichtigen. Ursprünglich gehört er in das Reformprogramm des Mehemed Ali, der ihn 1835 nach den Plänen eines französischen Ingenieurs beginnen ließ. Gut 113 000 cbm Baumaterial wurden verbraucht, der weiche Delta-Untergrund verschlang bedeutend mehr Fundamente und Geld als man geschätzt hatte. Trotzdem aber fehlte dem Werk die für einen regelmäßigen Betrieb erforderliche Festigkeit, so daß man den Barrage von 1867 bis 1890 ungenutzt liegen ließ. Nach der englischen Besetzung jedoch vollendete ein englischer Wasserbau-Ingenieur den Staudamm, was $9^1/_4$ Mill. M. kostete und fünf Jahre dauerte, und seit 1890 wird er wieder gebraucht. Eine Schleusenbrücke durchzieht den Taufikîje-Kanal, eine zweite von mehr als 500 m Länge und mit 68 eisernen Falltürschleusen den Nil von Damiette, eine dritte von 440 m Länge und 58 Schleusen den Rosette-Arm und eine vierte den Mahmudîje-Kanal. Höchst geschmackvollerweise hat man die Oberbauten in normannischem Burgenstil gehalten.

Weiter unterhalb am Damiette-Arm, bei Sifte, liegt ein zweiter Staudamm, der 1903 fertig gestellt wurde. Er hat die Aufgabe, die Kanäle der östlichen Deltaprovinzen mit Wasser zu versorgen. Ein drittes Stauwerk ist das von Siût. Im Jahre 1902 eröffnet, ist es 833 m lang, $12^1/_2$ m hoch und enthält 111 Öffnungen mit eisernen Falltüren. An der benachbarten Ausgangsstelle des Ibrahimîje-Kanals liegen moderne Wasserwerke in Gestalt einer Brücke mit neun Toren und einer Schleuse.

Bei Esneh umrahmt den Nil eine liebliche Landschaft von Palmhainen und fernen Steilwänden. Aber eine erkleckliche Anzahl dampfender Fabrikschornsteine steigt aus den grünen Gärten empor und außerdem durchsetzt seit 1909 auch hier ein Staudamm den Strom. Es ist klar, daß eine 874 m lange Mauer mit 120 Schleusen die Gegend nicht verschönert, zu-

Neuorientalische Landschaft mit Eisenbahnbrücke, Chaussee und forstwirtschaftlich überwachtem Buschwald.
Bergtal im Tellatlas Algeriens, Schiffa-Schlucht nahe dem Bahnhof Champ-des-Chênes

mal auch die seitwärts abzweigenden Kanäle mit Schleusenanlagen versehen sind.

Die schlimmste Verschandelung der Nil-Szenerie verursacht aber erst der Staudamm von Assuan. Oberhalb dieses Ortes erfährt der Strom eine inselreiche, seeartige Verbreiterung, die sich bald verengt und in klippendurchsetzter Enge die ersten Katarakte bildet. Jener See eignet sich allerdings vorzüglich zum Aufspeichern riesiger Wasservorräte und

die Engländer ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen. Der von ihnen 1898—1902 erbaute Damm ist die größte Talsperre der Erde und an sich ein bewundernswürdiges Unternehmen. Er durchquert den Nil in einer schnurgeraden Länge von 1960 m, ist 47 m hoch, unten 35 m breit und besitzt 180 Tore. Der von ihm erzeugte Stausee faßt bei einer Tiefe von 27 m nicht weniger als $2^1/_4$ Milliarden cbm und reicht 295 km stromaufwärts. Beim Steigen des Nils werden Anfang Juli alle Tore geöffnet und erst Ende November, sobald sich die Wasser geklärt haben, allmählich geschlossen, wodurch der See aufgefüllt wird. Ende März macht sich im Lande der Wassermangel fühlbar, so daß man aus dem Stausee bis zum Beginn des Juli und des erneuten Steigens das geforderte Wasser ablaufen läßt. An der Westseite des Dammes ist ein Kanal angelegt, auf dem man größere Boote talauf und talab schleusen kann. Das ganze Werk hat ungefähr 95 Mill. M. gekostet.

Es ist für die Landwirtschaft Ägyptens von unermeßlichem Segen geworden. Der Fellah kann hinfort während des ganzen Jahres sein Feld bewässern und braucht nicht in Sorge zu leben um dessen Berieselung. Viele Kanäle, die früher zeitweise trocken lagen, führen nunmehr dauernd Wasser. Bis jetzt hat man infolge des befruchtenden Einflusses des Dammes nicht weniger als 200 000 ha guten Alluvialbodens mehr als sonst unter den Pflug nehmen können und der Nationalwohlstand des Landes ist schon um rund 300 Mill. M. gestiegen.

Und doch hat die lange helle Reihe der Granitblöcke dem Landschaftsbilde unermeßlichen Schaden verursacht. Nicht nur durch Hineintragen dieses Wahrzeichens der modernsten Zivilisation, sondern mehr noch durch die Erdrosselung der anmutigen Szenerie jenes Staubeckens. In ihm nämlich schwimmt die vielgerühmte und fast noch öfter beschriebene Insel Philae, die sog. Perle Oberägyptens. Ihre stattlichen Tempelanlagen und ihr reicher Baumwuchs tauchen jetzt alljährlich für lange, beängstigend lange Monate unter die Fluten des Stausees. Bloß von August bis Dezember, bei Niederwasser, kann man den alten Anblick auf sich wirken lassen. Aber es steht zu befürchten, daß in nicht zu späten Jahren die Bauwerke der reizenden Insel von den Wellen zerstört sein werden. Poltern doch jetzt schon alljährlich große Quader mit dumpfem Platschen in den gurgelnden Strom.

So sah das Niltal zu des großen Reisenden Carsten Niebuhr Zeit noch nicht aus.

Schnalle deine gelben Ledergamaschen um, stülpe den kühlen Tropenhelm auf und schiebe die Ernemann-Kamera unter den Arm. Dann einige Minuten und löse auf dem Bahnhof am Quai Sud der Stadt eine Fahrkarte.

Ordentliche Hafenanlagen, der Blick auf Dampferschlöte und reizende Europäervillen, auf gepflegte Anlagen und die fremdartigen Baumgruppen

Eine fruchtbare Flußebene im Tellatlas Algeriens.
Blick von Tlemssen in die Hügelebene der Tafna. Im Hintergrund die Küstenkette

des Jardin d'Essai begleiten die Ausfahrt. Bald macht die Bahn einen Knick und gleitet am Fuß der Hügel in eine breite Ebene. Zahllose Bäche und Rinnsale, an der tiefsten Stelle der flachen Gegend auch ein Fluß streben dem Meere zu und bewässern üppige Saaten und fette Felder. Helle Häuser mit roten Satteldächern aus Ziegeln unter prangenden Baumgruppen kündigen die Dörfer französischer und elsässischer Kolonisten an.

Weiße Landstraßen ziehen kreuz und quer von Ort zu Ort. Autos wirbeln unter eilenden Fanfaren Wolken weißen Kalkmehls auf, die sich mit weitausgebreiteten Armen auf die Rebenäcker niederlegen. Auf zweirädrigen Maultierkarren fahren spanische Treiber Gemüse zur Stadt. Eine Truppe klirrender Chasseurs trabt mit knarrendem Lederzeug durchs Gelände, gefolgt von der Hupe eines brechend vollen zweistöckigen Automobilomnibusses.

Allerorten ragen die dünnen Kronen der langen Eukalyptusbäume, jener australischen Fremdlinge, welche die französische Verwaltung anpflanzte, weil ihre ungemein starke und rasche Aufnahme- und Verdunstungsfähigkeit von Wasser den Boden austrocknet. Der Untergrund war früher grade in den Ebenen des Tellatlas Algeriens ungemein feucht und sumpfig. Infolgedessen schwebten über und auf ihm ungezählte Wolken von Stechmücken, die ein Bewohnen und Bestellen der Ebenen fast völlig ausschlossen, denn sie impften den Menschen verderbliche und aufreibende Fieber ein. Durch die austrocknenden Maßnahmen der Franzosen aber ist die Zahl der Sümpfe ganz bedeutend eingeschränkt und die Malaria im Weichen begriffen.

Wie im Nil Ägyptens, so finden sich auch in den Flüssen der Ebenen des Tell moderne Staudämme. Mit jenen Ingenieurwundern der Engländer können sie sich allerdings nicht messen, denn diese Wasserläufe, die im Sommer z. T. versiegen, sind viel kleiner als der Nil. In der Mitidscha z. B. gibt es zwei derartige Werke. Im Westen, nahe der Kolonistensiedlung Marengo, erhebt sich der Barrage-réservoir de Meurad, der einer der ältesten Bauten der Franzosen ist und 830 000 cbm faßt. Der Damm von Hamis im Osten kann sogar 14 Mill. cbm aufnehmen und bewässert 10 000 ha. Im Gefolge der Wehre ziehen sich auch in Algerien überall Bewässerungskanäle durch die bebauten Felder.

An wie vielen Orten hier und in Tunisien, namentlich innerhalb der fruchtbaren und wirtschaftlich wertvolleren Nordgegenden, zeigt sich doch der umgestaltende Einfluß der Franzosen auf die orientalische Landschaft! Die Ausdehnung der Forste hat zugenommen, und wie seltsam berührt im Morgenlande, wo alle Ordnung eher auf Verminderung und nur die Unordnung auf Vermehrung lossteuert, der Anblick junger Anpflanzungen, ja richtiger Schonungen.

Ein Netz von Chausseen mit Durchlässen und Unterbauten durchzieht die Täler und Hänge, begleitet von den Pfählen und singenden Dräh-

ten der Telegraphenlinien, die hier weniger krumm und verbogen aussehen, als sie es in der Türkei gewöhnlich sind. Dort in Windungen der Bergtäler, wo die bewaldeten und bebuschten Hänge dicht zusammentreten, sind ganze Eisenbahnladungen von hinderlichem Gestein fortgesprengt worden, um dem Fuß des Menschen und seinen Fuhrwerken Raum zu geben.

Hin und wieder stolpert der Schritt über die schmalen Gleise einer winzigen Bahn, die aus einem halbversteckten Seitental Anschluß an den Hauptstrang sucht und ein großes Bergwerk mit dem Weltmarkt in Verbindung setzt.

So wird der Tourist im Norden Algeriens und Tunisiens stets und ständig daran erinnert, daß er in einem Lande wandert, welches schon seit Jahrzehnten europäische Pflege genießt.

In den übrigen Teilen des Orients sind die Veränderungen des Landschaftsbildes durch fränkischen Einfluß bisher weniger durchgreifend. In Russisch-Armenien freilich gemahnen die vielen Wachthäuser der Soldaten und die häufigen revolutionären Bewegungen nur gar zu sehr an die Herrschaft der Knute. Manche Gegenden, voran Keda Beg, haben durch die Anlage großer Bergwerke an Reiz nicht gewonnen.

Hier und in den Randgebieten Kleinasiens hat das schräge rote Ziegeldach in den letzten sechzig Jahren bedeutend an Boden zugenommen. Die weißen, rotgedeckten Häuschen, halbversteckt vom frischen Grün ragender Pappeln und schattender Nußbäume versetzen den Reisenden mit nicht geringer Deutlichkeit in die kleinen Städtchen unserer Mittelgebirge, zumal wenn das muntere Rauschen eines Mühlbächleins auch das Ohr neben dem Auge gefangen nimmt.

Im Norden der Türkei ziehen Landstraßen über Berg und Tal, begleitet von den krüppligen Stangen der Telegraphenlinien. Häufig enden sie schon in geringer Entfernung von ihrer Ausgangsstadt, weil das Geld zum Weiterbau andere Wege zu gehen für gut befunden hatte. Oft ist das nicht einmal ein so großer Schaden, denn die meisten Chausseen (Derb e' Ssultân, d. i. Sultansweg) werden von den Reisenden durch vorsichtiges Nebenhergehen geachtet, weil die knutterige Beschotterung Huf und Achse vergewaltigt.

Auf dem Tigris bilden die Lastdampfer mit ihren breitausladenden Schaufelrädern ein nun schon längst dort eingebürgertes Element. Inmitten der freien Steppe, ihrer Beduinen und Kamelherden und zwischen

vereinzelten Palmbeständen nehmen sie sich mit ihrem hörbaren Pfauchen und den rußfarbigen Rauchwolken aber doch noch recht seltsam aus. Im Nordwesten Babyloniens quert der Hindîje-Damm den Euphrat, doch hat er bisher mehr Ausbesserungskosten verursacht als wirtschaftlichen Nutzen gestiftet.

Von einer Naturschutzbewegung ist m. W. noch nirgends im Morgenlande die Rede. Insofern sie sich auch auf die Erhaltung der Wälder bezieht, wird sie in Algerien und Tunisien durch die Forstverwaltungen praktisch ausgeübt. Dem Denkmalschutz hingegen liegt man schon seit längerer Zeit in verschiedenen Gegenden ob.

An die Erforschung der Ruinen des Altertums und Mittelalters, die sich grade im Orient in sonst nirgends übertroffener Mannigfaltigkeit finden, schlossen sich Versuche ihrer Erhaltung. Selbstredend gingen diese Bestrebungen ganz ausschließlich von fränkischer Seite aus. Die Orientalen lieben es zwar, sich schauerliche Mären zu erzählen von den einstmaligen, gewöhnlich ungläubigen Bewohnern der Trümmerplätze, haben aber seit mehreren tausend Jahren keine Gelegenheit vorübergelassen, die Ruinen als Steinbrüche zu benutzen.

In ihnen boten sich die herrlichsten Ziegel und Quader dar, fertig behauen und in passender Größe, kosteten nichts als den Transport und verursachten weder Material- noch Herstellungskosten. Man brauchte nur hinzulaufen, sie abzuholen und in beliebiger Weise aufeinanderzuschichten. Wie bequem wird dadurch das Häuserbauen und wie billig! Ich glaube, nirgends auf der Erde findet man so viel altes Baugut in die gegenwärtigen Häuser hineingearbeitet als im Orient. Und das zieht sich schon durch einige tausend Jahre hin, woraus sich ermessen läßt, welche Riesenschäden hierdurch unseren Erkenntnisbestrebungen der Zustände vergangener Zeiten geschlagen sind. Es ist eine wahre Seelenwanderung von Bausteinen.

Die großen Ruinenstätten sind im Orient so zahlreich, daß sie einen nicht unwesentlichen Bestandteil der Landschaft bilden. Von ragenden Säulengängen, welche den wütenden Schnabelhieben von zwei Jahrtausenden leidlich widerstanden, bis zu einem fast unmerklichen Häufchen abgeschliffener Marmor- und Kalksteine hinab finden sich Ruinen überall: im einsamsten Gebirge, in der raschelnden Steppe inmitten einer knuppernden Herde, in der totenstillen Glut der Wüste und dicht bei geschäftigen Städten.

Schon von den Reisenden des 16. und 17. Jahrhunderts wurden sie beschrieben, nicht grade sehr genau und oft unter den skurrilsten Gesichtswinkeln. Die Zeit der Ausgrabungen begann aber erst mit der französischen Militärexpedition nach Ägypten, deren Altertumsforscher sich an die wissenschaftliche Ergründung der Pyramiden und der Unzahl von anderen Trümmern der allerfernsten Vergangenheit machten. Von da an ist die archäologische Erforschung Ägyptens zu immer gigantischeren

Aus den Ruinen von Palmyra, Ost-Syrien.
Südosteingang der langen Säulenstraße. Im Hintergrund die letzte ostsyrische Bruchstufe mit alter Burgruine

Erfolgen fortgeschritten. Ja man kann sagen, daß ohne ihre überreichen Ergebnisse das Pharaonenland kaum schon in dem Maße europäisiert wäre, wie es heute der Fall ist. Die Museen der ganzen Erde sind mit ägyptischen Altertümern ausgestattet, eine Mumie ist kein seltener Besitz mehr, und sogar eine umfangreiche Fälschungsindustrie hat sich der Sache in höchst geschickter Art angenommen.

Später ward die antiquarische Durchforschung Algeriens und noch später die Tunisiens von französischer Seite in Angriff genommen. Auch hier ist das Landschaftsbild wesentlich beeinflußt, indem imposante

Amphitheater, ragende Säulengänge und winkende Portale sich jetzt aus Gegenden erheben, in denen vor Jahrzehnten nur ein elender Schutthügel lag. Namen allein wie Karthago, El Dschem, Timgad, Lambesa sagen hier genug.

In Syrien und Kleinasien macht sich die Erhaltung von Baudenkmälern ebenfalls schon ein wenig bemerkbar, wenngleich sie bisher nur einige wenige Stellen schützt und damit vor der Unmenge Ruinen grade dieser beiden Durchgangsländer noch ohnmächtig dasteht. Die Trümmer von Heliopolis bei Baalbek seien als Beispiel genannt. In Mesopotamien begannen Franzosen und Engländer in den vierziger Jahren auszugraben und Deutsche nebst Amerikanern mühen sich seit einem Jahrzehnt inmitten der Tausende von Tell (Ruinenhügeln) Babyloniens und Assyriens an einigen besonders hervorragenden Stätten (Babylon, Assur u. a.).

Der Ausfuhr von Altertümern sind in den meisten orientalischen Ländern Schranken gesetzt, so in der Türkei und teilweise auch in Ägypten. Die einheimischen Regierungen denken offenbar in ihrer Bauernschlauheit, daß sie alles wenigstens behalten wollen, wenn sie es auch nicht selber ausgraben; sicher ist sicher. So kann die Deutsche Orient-Gesellschaft ihre mesopotamischen Funde nur mit größter Mühe außer Landes nach Berlin bringen und es bedarf zu solcher Erlaubnis immer heftigen Drängens der Botschaft.

Im ganzen betrachtet, sowie den Norden Algeriens und Tunisiens und das Niltal Ägyptens ausgenommen, ist das Landschaftsbild des Morgenlandes bisher noch sehr wenig von den Europäern beeinflußt. In Steppe und Wüste dürfte das überhaupt so gut wie gar nicht zu befürchten sein. Dagegen wird das Kulturland binnen hundert Jahren ein wohl recht wesentlich umgestaltetes Aussehen zeigen, von den Bahnkörpern und den Schonforsten angefangen bis zu den Kolonistendörfern, neueingeführten Saaten und Bergwerken hin.

Wie den Orientalen der Sinn für Altertümer und deren Weihe fehlt, so geht ihnen in vielleicht noch höherem Grade das Verständnis landschaftlicher Reize ab. Bauer und Nomade leben zwar draußen in der Natur und namentlich der Beduine fühlt sich zwischen den Steinmauern der Städte niemals wohl, aber sie empfinden die Natur bloß, sie sehen sie nicht. Sie vermissen ihre Ruhe und Weite, wenn beide fehlen, jedoch erblicken sie ihre Schönheit keineswegs.

Alle Orientalen betrachten die Landschaft ausschließlich unter dem engen Gesichtswinkel der Nützlichkeit. Als ich 1907 von Háleb nach Djârbekr ritt, hatte sich meiner kleinen Karawane ein Armenier angeschlossen, der die Straße schon oft gegangen war. Fragte ich ihn nach den Vorzügen des kommenden Rastortes, so kam regelmäßig die Antwort: Ah, viel und gutes Wasser, wie gutes Wasser! Gesunde Luft, gute Luft! Kaffeehäuser mit einer Menge Männer, viel Fleisch und Brot, ah! ah!! ah!!!

In derart realistischem Sinne spricht jeder Morgenländer von einer Stadt. Ihn über die Schönheit eines Waldtales zu interpellieren oder nach der Aussicht von einer Bergspitze wäre vergebliches Bemühen und würde nur dazu dienen, den unnützen Wahnwitz von uns Christenhunden noch gebührender zu kennzeichnen.

Der Nomade betrachtet die Steppe bloß als Weidegebiet. Er sieht auf die Höhe, Dichte und Frische der Kräuter und Gräser, späht nach Erdrissen mit Wasserpfützen aus, berechnet die Entfernungen nach der nächsten Wasserstelle. Die randlichen Kulturzonen beliebäugelt der Steppenreiter mit der Lanze in der Faust, indem er ihre Verteidigungsfähigkeit und ihren Reichtum abtaxiert. Der Beduine sieht nicht das köstliche blumenbespritzte Grün der Lenzsteppe als solches, sondern erfreut sich seiner als eines saftigen Viehfutters, dessen Wassergehalt ein Tränken der Tiere unnötig macht. Er gewahrt nicht die geheimnisvollen Schleier der Fata morgana, nicht das Heben und Senken ihres moirierten Flimmernetzes, nicht den Gang des großen Pan durch die summende Mittagsstille der Steppensonne, sondern er ärgert sich, daß ihm der zum eigenen Schutz und zur Überwachung seiner Herden notwendige freie Blick in die Weite zugesponnen ist, und

Fata Morgana in der Steppe. Links eine Gruppe dunkler Beduinenzelte

daß seine schwarzen Zelte als dunkle Klumpen über den Horizont seiner Feinde steigen und ihn denselben auf große Entfernung verraten.

Der Fellach, was versteht der Fellach von den Reizen kahler, bizarr gestalteter Felsklippen, von den Schratten und Rinnen verkarsteten Kalkgefelses! Was sieht er von der wunderfeinen Schwarzzeichnung einer ruhenden Palmkrone vor dem Dukatengelb des Abendhimmels! Er weiß nicht, daß die braunen Trauben der reifen Datteln unter dem Kuß der untergehenden Sonne in glänzendem Purpurrot aufleuchten. Überall guckt auch bei ihm der erbärmlichste, der gesündeste Nützlichkeitsstandpunkt hervor. Den Schatten seiner Bäume, ja den schätzt er, auch ihre Größe und den Umfang des Laubgehäuses, denn sie bewahren ihn vor Hitze und Lichtschein und versprechen reiche Ernte. Ich wüßte keinen Bauer, der schon einmal die unerhörten Farbenreize erblickt und empfunden hätte, welche seine weißen Häuschen inmitten der grünen Laubräusche der Gärten erzeugen.

Der Städter schließlich dürfte nicht um ein Haar den Nomaden und Bauern übertreffen. Die Enge der Gassen und die seltene Gelegenheit, den Blick in die Weite zu schicken, hätten ihm förmlich das Auge fürs Sehen verkümmern müssen, wenn überhaupt Grund vorhanden wäre zu der Annahme, daß er jemals ein solches besessen hätte. Betrachten Fremde bei uns ein hervorragendes Gebäude, so werfen alle Vorübergehenden genauere Blicke auf seine Reize, manche scheinen überhaupt erst auf das Haus aufmerksam zu werden und einige bleiben stehen, um es neugierig und verwundert anzustarren.

Anders in einer orientalischen Stadt. Hier lächeln die meisten Leute über die ein Bauwerk betrachtenden Fremden gutmütig-mitleidig, spöttisch, höhnisch, jedenfalls immer mit dem Gedanken: was haben die Fremden nur das Haus anzustieren, es ist doch wie viele andere; wie ärmlich muß es im Lande der Franken aussehen, daß sie herbeikommen, um unsere Vorzüge anzuschauen, Allah verbrenne die Schweine. Auch hier stellen sich einige Leute hin und tun, als betrachteten sie jenes Gebäude. In Wirklichkeit aber schielen sie nach den Fremden, die einen aus Neugierde, die anderen in stiller Wut, mehrere endlich auch mit der Hoffnung, für ihre Mühe durch ein Bachschîsch entschädigt zu werden.

Nein, der Orientale besitzt keinen Sinn für szenische Schönheit. Sicherlich hat die herrschende Armut dazu beigetragen, die Entwicklung desselben hintanzuhalten. Auch das Vorherrschen wagrechter, gedrückter,

Berberisch-negrisches Mischblut.

niedriger Landschaftsformen in den größten Teilen des Morgenlandes mag seiner Ausbildung nicht fördersam sein. Die klimatisch bedingte Trägheit läßt es als gar zu mühsam erscheinen, außer der notdürftig verrichteten Tagesarbeit auch noch auf solche Dinge zu achten, die doch nichts einbringen.

Wie Kinder haben sie mehr einen Blick für das Naheliegende und

Dächerblick von Kairo

für Einzelheiten, greifen aus dem Ganzen ein Kleines heraus und ergötzen oder ärgern sich an dessen Seltsamkeit. Die Ferne aber, die Weiträumigkeit, das Panorama ist ihrem Auge nicht vorhanden. Grade dieses doch Eindrucksvollste, mit den Händen Greifbarste, das erkennen sie nicht.

Sie können dazu erzogen werden, das ist wohl keine Frage. Aber langsam und von unten herauf, wie die ganze Erneuerung des Orients ab ovo beginnen muß.

Die neue Stadt

Die modernen Veränderungen im Morgenlande fallen am meisten in den großen Städten und Hafenplätzen der lebhaftesten Verkehrsgegenden auf. Der Fremde, der in Alexandria zum erstenmal morgenländischen Boden betritt, ist gradezu schon programmäßig enttäuscht vom Aussehen der Stadt.

Der ragende Leuchtturm, das Hospital und das Gebäude des Khedivial Yacht Club zur Linken, Lagerschuppen und qualmende Schornsteine rechts der Einfahrt, die langen Reihen der starkgemauerten Kais mit eisernen Baracken und durcheinanderpfeifenden Lokomotiven langer Güterzüge, die große Zahl der Dampfer mit ihren Schloten und Signalmasten, ihren Aufbauten und Gucklöchern, mit den Kletten von Kohlenleichtern und ihrem mastodonten Gebrüll voraus und ringsum: wer sich da im Orient fühlt, muß über eine erstaunliche Phantasie verfügen.

Die Bootsleute allerdings bringen etwas Tausendundeine-Nacht-Stimmung vom nahen Lande mit, sorgen aber durch Prellereien und Zudringlichkeit für deren schnelles Verschwinden.

Dann die Stadt selber! Lange Reihen von grauen, freudlosen Mietskasernen, immer und immer wieder, stets dasselbe. Europäisch gekleidete Männer, Strohhüte, Spazierstöckchen mit blinkenden Metallbeschlägen, schiefe Fes, blank geputzte Stiefel, aufgedonnerte Frauen, sehr viele schmutzige Schuhputzer, Droschken und Autos. Ein europäischer Laden neben dem andern, mit einer Fülle aller möglichen ersehnenswerten und lächerlichen Waren aus Europas Fabriken. Dazu viele Firmenschilder, die der alte Orient gar nicht kennt. Auf einem Platz ein paar Palmen ... ach ja, wir sind doch im Morgenlande. Auch Eingeborene erblickt man, in einheimischer Tracht, vielfach jedoch durch wenigstens eine fränkische Zutat verunziert.

Sie ist ja gar nicht so übel, unsere moderne Kleidung. Ich finde sie sogar ganz nett und besonders hervorragend praktisch, nicht zuletzt wegen ihrer vielen Taschen, von denen die fremden Trachten keine Ahnung haben. Auch die orientalische Kleidung ist nett; farbenreicher, vielfach ein bißchen weibischer. Viel Faltenfluß, weiter Sitz, oder eigentlich gar kein Sitz, sondern nur ein Hängen von Schulter oder Hüfte herab. Über den Fes allerdings läßt sich streiten, er verschönert wohl kein Gesicht, zumal einem gesunden, breiten steht er greulich. Ist eine Tracht für Nichtstuer, die morgenländische. Arbeiter und Bauern werfen sie deshalb bei der Tätigkeit mit Ausnahme des Hemdes stets ab.

Südorientalisches Stadtbild.
Baṛdàd am Tigris. Blick nach Nordwesten (1908)

Aber schlimm und unverzeihlich ist jene Mischung von europäischen Anzugstücken und orientalischen Kleiderresten, die besonders von den niederen Klassen, also der Mehrzahl, heutzutage mit Vorliebe angelegt wird. Kurze arabische oder arnautische Westchen und Jäckchen über einer langen Cheviothose sind ein ästhetisches Verbrechen. Ein europäischer Schoßrock über dem hemdartigen Obergewand der Syrer, das wie ein Frauenkleid bis zu den Füßen hinabfließt, sollte seinen braunen Träger unweigerlich der Guillotine überantworten.

Glücklicherweise erlaubt wenigstens den Mohammedanern ihr Religionsdünkel nicht das Tragen von europäischen Kopfbedeckungen, so daß unser Auge von diesem Greuel immerhin verschont bleibt. Aber man begegnet in den Gassen der größeren Städte noch genug ähnlichen Orgien jener schauderhaften europäisch-orientalischen Stilmischung. Grade die Mischung ist das schreckliche. Mit rein fränkischer Tracht — nun ja, man müßte sich damit abfinden, es wäre immerhin Stil. So aber erscheint es stillos. Anderseits ist grade die Stillosigkeit höchst bezeichnend für die augenblickliche Zeit der Umwertung und selbstredend wird sie mit den Jahrzehnten noch wesentlich zunehmen.

Um auf Alexandria zurückzukommen: man betrachte einen Plan der Stadt. Die alten winkligen, engen Gassen mit den für die orientalische Bauart so bezeichnenden Blinddärmen unzähliger Sackgäßchen findet man nur noch im äußersten Nordwesten, zwischen den beiden Hafenbecken. Dieses Quartier nimmt ungefähr bloß noch den fünften Teil des Weichbildes der ganzen Stadt ein! In allen übrigen Distrikten Alexandrias herrscht in der Straßenkreuzung der praktische und nüchterne rechte Winkel vor, fortgesetzt von langen Fluchten der Zeilen. Das ist eine zweckmäßige Bauart, ja, aber kein Orient mehr. Wenn ich denke, daß in ein-, zweihundert Jahren alle Großstädte des Morgenlandes so traurig aussehen werden . . .!

Während in Alexandria fast der fünfte Teil der Bewohner Europäer sind (wozu noch eine große Zahl europäisch gekleideter „Levantiner" u. dgl. kommt), umfaßt in Kairo die Zahl der Fremden ungefähr nur ein Zwölftel. Dementsprechend nehmen in dessen Weichbilde die alten Stadtteile einen viel größeren Raum ein. Moderne Quartiere finden sich fast einzig im Westen und Norden, doch werden die altertümlichen von einer Anzahl grader, durchlaufender Straßen zerschnitten, die erst in jüngerer Zeit in das Wirrsal der engen Gäßchen gebrochen wurden.

Solche Städte, die überhaupt erst von den Europäern angelegt wurden, besitzen naturgemäß ein völlig abendländisches Aussehen. Dahin gehört vor allen anderen Port Saïd am Nordende des Sueskanals. Geräumige Hafenbecken schneiden mit streng ausgerichteten rechten Winkeln in die Stadt hinein, an den drei Kaiseiten mit großen und kleinen Dampfern sowie mit Motorbooten besät. Bretterne Stege stellen die Verbindung von Land und Schiff her und dicke Taue verknüpfen beide, an irgend=

Bild einer südorientalischen Stadt.
Háleb in Nordsyrien, von Südwesten gesehen (1907)

einer Stelle von einer runden Blechscheibe umspannt, die den zahlreichen Ratten das Anbordlaufen verwehren sollen.

Auch in Port Saïd sieht man nichts als rechtwinklig sich schneidende Straßen und breite mit grünen Bäumen bepflanzte Boulevards. Seltsame, dem Orient fremde Häuser mit rundum laufenden Veranden und schrägen Metall= oder Ziegeldächern treten dem Auge entgegen. Die weißen Ab= blenden der Markisen vor der Unzahl von Schaufenstern, die Verschieden= artigkeit und der Reichtum von Auslagen aller Zonen und Klimate locken die Blicke auf sich. Eine rege Volksmenge drängt sich durch die geräu=

migen Straßen. Die meisten Leute davon lassen sich in drei Klassen unterbringen: die einen sind Angehörige der Tausende von Schiffen, die alljährlich den Kanal durchfahren, oder Angestellte der Bureaus, welche mit jenen zu tun haben; andere erkennt man auf den ersten Blick als Touristen, die nach langer Fahrt entweder ein paar Stunden an Land zubringen wollen oder ihre Ägyptenreise hier beendigen; die dritte Klasse der Straßentypen sind Landhaie, welche in alleraufdringlichster Weise den beiden anderen ihre leblose und lebendige Ware (die letztere nur leihweise) anzuschmieren suchen.

Die Anlage von Sues, der Hafenstadt am Südende des Kanals, verdankt den Europäern in noch umfassenderem Maße ihre Entstehung, denn es entwickelte sich erst während des Kanalbaus in den sechziger Jahren aus einem kümmerlichen Dorf zur Stadt. Auch seine Straßen schneiden sich rechtwinklig.

Im benachbarten Syrien macht sich der europäische Einfluß im Stadt- und Häuserbau natürlich noch längst nicht so aufdringlich geltend wie im europäisch geleiteten Ägypten. In Palästina sind ein paar deutsche Kolonistensiedlungen entstanden, namentlich bei Haïfa und Jaffa, von deren Häuschen jedes in einem Garten an schnurgrader Straße liegt. In den äußeren Teilen von Berût, von dessen Einwohnerzahl über zwei Drittel Christen sind, und im Nordwesten von Háleb, wo fast ein Drittel christlich ist, dehnen sich jetzt auch schon rechtwinklige Quartiere aus. In der nordwestlichen Umgebung von Jerusalem (nur ein Siebentel Mohammedaner) machen sich ebenfalls Ansätze dazu breit. In den anderen Städten Syriens aber ist noch nichts von europäischen Vorbildern zu verspüren.

Auch sonstwo im Asiatischen Orient noch nirgends. Smyrna besitzt an seiner Meerseite und im Norden moderner angelegte Teile, aber alle anderen Städte entbehren solcher wohl noch (nahezu) völlig.

Kleinere Anzeichen der begonnenen Europäisierung hat allerdings schon jede mittlere oder große Stadt aufzuweisen. Damaskus besitzt seine Elektrische, deren eiserne Pfähle und Schienen das sonst rein orientalische Bild der herrlichen Stadt nicht wenig schänden. Kaum begegnet man in ihren volkreichen Gassen einer europäischen Kleidung, denn die Beziehungen von Damaskus reichen, soweit sie nicht in der Ergiebigkeit der höchst fruchtbaren Umgebung begründet sind, vorwiegend nach dem Hinterlande und enthalten wenig Hinweise auf frische Entwicklungsmög-

lichkeiten, so daß die Europäer noch nicht genug Anlaß zu umfassenderer Niederlassung verspüren.

Während die Siedlungen im Innern Nordafrikas (wegen der Armut desselben nur kleine Örtchen) noch sämtlich ihre alte Anlage besitzen (Abb. S. 253) und z. T. nur alle zwanzig Jahre oder noch seltener einen Europäer in ihren Lehmmauern sehen, haben sich die Städte der Nordküste oft höchst bedeutsam verändert. Selbst eine bis 1911 in türkischem Besitze

Die Wüstenstadt Ṛāt in Fesân (1906)

befindliche Stadt wie Tripolis hat seit einem Mandel von Jahren an seiner Südseite ein neues Viertel erhalten, dessen grade, lang dahinlaufende, staubige, grell besonnte Straßen nicht sehr vorteilhaft von den schattigen, mit hübschen Steinbogen überwölbten der Altstadt abstechen (Abb. S. 95).

Wesentlich stärker sind die Veränderungen natürlich in den seit über einem Menschenalter französischen Tunisien und gar erst in Algerien, das seit achtzig Jahren unter der Verwaltung der Franzosen steht. An die alte Hafenstadt Sfax hat sich eine etwas größere moderne Vorstadt an-

gebaut. Die heilige Kairuan, das älteste befestigte Lager der erobernden Araber im Banne des Atlas, ist zwar noch ziemlich rein orientalisch, doch hat sich an das krumme Gewinkel auch seiner Gassen ein augenblicklich zwar noch kleines Anhängsel neuer Straßenkarrees angehängt.

Sonst aber kann man in allen Städten und Städtchen Tunisiens und Algeriens außer dem alten Kern der Siedlung deutlich die französische Neustadt erkennen. So ist's in dem grünen Tunis und in Bône, in dem schluchtschönen Constantine wie in Alger, in Tlemssen so gut als in Oran. Andere wieder verdanken ihre Entstehung oder doch wenigstens ihr ganzes heutiges Aussehen den Franzosen. Bei ihnen ist von der alten einheimischen Vorgängerin nichts oder nur noch wenig vorhanden, so daß es fast schon als sehenswerte Museumsleiche wirkt. Dahin gehören Philippeville und Bougie, Blida und Biserta, ja schließlich auch Biskra, dessen alter Teil sich in den Palmgärten zerstreut.

In all diesen Städten sind europäische Fuhrwerke und Autos, z. T. auch elektrische Straßenlinien, ferner Eisenbahnen und abendländische Kleidermoden, Verkaufsläden usw. längst etwas Altgewohntes geworden.

Fragen wir uns nun noch, welches ungefähr das Durchschnitts-Milieu der heutigen orientalischen Stadt ist, welche Eindrücke sie dem Europäer bietet. Wir wollen versuchen, uns in eine solche Stadt zu versetzen und eine kurze Wanderung antreten. Dabei werden wir uns nicht um lokale Eigentümlichkeiten kümmern, nicht an solche, die Fes von Tunis, Kairo von Bardâd, Smyrna von Schirâs unterscheiden, sondern wir halten uns mehr an ein ideales Stadtbild, das uns die Fülle der Eindrücke bietet, wie sie allen Orientstädten eignen.

Die schattige Enge fast sämtlicher Gassen, soweit sie nicht erst in jüngster Zeit gebrochen wurden, die vorwaltende Fensterarmut der Häuser (besonders im südlichen Orient) und die ungemeine Belebtheit der Hauptstraßen im Gegensatz zu der Totenstille der anderen sind wohl die ausgeprägtesten Merkmale der morgenländischen Städte. Hierzu gesellen sich viele Eigenschaften, die nicht ganz so sehr vorwalten, die aber doch überaus häufig auftreten. Im Süden herrscht nahezu allerorten ein heller Anstrich des Hauses, bloß in der Nähe von Basalt durch dunkles Aussehen abgelöst. Die Gebäude in den bewaldeten Teilen Kleinasiens sind vielfach braun, da sie meist aus Holz erbaut werden. In anderen Gegenden Anatoliens und in Armenien herrscht nicht selten ein erdbeworfenes graues Fachwerkhaus.

Man kommt aus der Umgebung in die Stadt. Die sandigen Wege einer rauschenden grünen Palmoase bleiben hinter einem, oder die Lehmstraßen eines Kranzes von frischen, blühenden Obsthainen, oder die buschreichen, waldbesprenkelten, vielleicht auch völlig kahlen Hänge steiler Bergmassen, oder aber nur eine flache, wellige Ebene von Sand und Staub.

Fern blinkt die halbzerfallene Mauer der Stadt, die aus früheren Jahrhunderten stammt und auch heute noch gegen Beduinenangriffe gar keine

Neuerer türkisch-armenischer Baustil.
Straße in Méseri, Südwestarmenien

üble Gewähr bietet. Außerhalb ihres steinernen Gürtels haben sich in den letzten Jahrzehnten wohl ziemlich überall Vorstädte gebildet, von denen die Häuser der einen nicht selten schon europäische Anklänge verraten und auf neuzeitlichen hygienischen Ansichten beruhen, während die anderen regelmäßig aus unansehnlichen Buden oder gar nur aus Schilfhütten bestehen, in denen die Ärmsten der Allerärmsten ihr kärgliches Bettelleben mit Nacht zudecken.

Hier starrt alles von Dreck und Öl, hier riecht es nach zerlassener Schafbutter, die einen Höllengestank erzeugt, hier kauert das Elend mit

dürren Gliedmaßen und faltigen Bäuchen, mit tückisch-gierigen Blicken und Bachschîsch-Gewimmer. Grausige Garküchen machen sich neben offenen Kloaken mit behaglichem Schmatzen breit, an manchen Stellen hocken Männer und entleeren sich ungeniert, während andere Kerle in der Nähe sitzen und aus ihren zerlumpten Kleidern Floh auf Floh, Wanze nach Wanze, Laus über Laus herausfischen und in strenger Befolgung tierschützerischer Religionsbestimmungen anderen in den Weg werfen, statt sie einfach tot zu knacken.

Zu Seiten der Zugangswege nach der Stadt stehen niedrige Gebäude, in denen Leute hausen, die fast ausschließlich mit den Bewohnern des freien Landes zu tun haben. Läden mit Bedarfsmitteln der Bauern, Beduinen und Karawanen halten hier ihre Sächelchen feil. Rohe Holzpflüge, Stricke, eiserne Harken, Gerste und Mehl, Sättel und Zaumzeug, Flinten und Pistolen, lederne Wasserbehälter und Holzkohlen kann man da draußen stets in leidlicher Auswahl finden. Ferner führt man sein Pferd hierher zum Schmied, wenn an den kleinen Hufen eins der landesüblichen ganz-sohligen Eisen locker geworden ist. In den Städten des nördlichen Vorder-asien hausen an den Rändern viele Tischler und Zimmerleute, welche die langen grauen Stämme der Pappeln verarbeiten.

Kaum ist man durch das offene Tor der Stadtmauer geschritten oder hat die Stelle im Rücken, welche früher die Türflügel trug, so tut sich ein ziemlich anderes Bild auf. Laden zieht an Laden in engem Gegenüber dahin, vollgestapelt mit Waren, unter denen die europäische Herkunft vorwaltet (soweit es nicht Lebensmittel sind) und hinter oder vor welchen die Besitzer mit untergeschlagenen Pumphosen hocken. In ziemlich gleich-mäßiger Reihe folgen sich die kleinen Magazine und vor ihnen flutet ein lebhafter Strom von Männern hin und her.

Buntfarbige Trachten der verschiedensten Art schieben sich aneinander durch. Gelbe und rote Lederpantoffel schlürfen über den unebenen Sand-boden, der in der Regenzeit schauderhaft dreckig ist, oder klappern auf einem gelegentlichen neuzeitlichen Pflaster. Rote Fes leuchten von Oran bis zum Zagros zwischen den hellen Kopftüchern der Beduinen und Bauern auf, schwarze und braune Filz- oder Fellkappen wiegen in den Ortschaften Persiens vor, helle Turbane in Marokko, Afganistan und Beludschistan, schwarzrote Tücher an grauen Filzmützen in Kurdistan.

Unter ihnen allen wogt die Masse der gelblichweißen, braunen, sonn-gedunkelten und schwarzen Gesichter, mit rollenden, oft verklebten und

fast blinden Augen, sabbernden Lippen und struppigen Bärten. Ein Geruch von Unreinlichkeit und schlechten Parfums, von Schweiß und Fremdartigkeit ruht wie eine Wolke über den Leuten und zieht in unsichtbaren, aber doch höchst merklichen Schwaden zwischen ihnen hindurch.

Verkäufer stolzieren selbstbewußt ihres Weges und brüllen mit bemerkenswerter Lungenkraft Brot, geröstete Gedärmstückchen, Eier, Ge-

Tausendundeine Nacht im neuen Orient.
Der Basar i Wekil in Schirâs, Persien, 1766 erbaut. Er ist die mit Waren am besten versehene Geschäftsstraße der Rosenstadt

müse, Obst u. dgl. aus. Ein Auktionator läuft schreiend hin und her und speit das letzte Angebot den Leuten ins Gesicht. In rücksichtsloser Gangart fegt ein zweirädriger Lastkarren durchs Gewühl und treibt eine Reihe schwer mit Mehlsäcken beladener Kamele oder Maultiere zur Seite. Ab und zu taucht die helle Kleidung und das rote Gesicht eines Europäers auf und streicht suchend an den Geschäften vorüber.

Vor dem breit offenen Eingang einer Moschee stehen und hocken

ein paar Gläubige, andere schreiten die hinaufführenden Stufen empor, eine Anzahl sieht man durch den leuchtenden Vorhof schreiten, an dessen Mittelbrunnen mehrere Männer sich die Füße waschen. Von der Höhe des Minâre träufelt der klagende Gesang des Mueddin in abgerissenen Akkorden zu den Menschen herab. Es hört sich an wie das Auffallen verstäubter Wassertropfen in ein silbernes Becken. In unsichtbaren Wellen schwebt die Weihestunde des Gebetsrufes über der weißen orientalischen Stadt.

Neben der Moschee öffnet sich ein dunkles Portal, hinter welchem den Eintretenden raunenreiches Dämmerlicht empfängt (Abb. S. 257). Steinerne Tonnengewölbe und mit Waren versehene Nischen spannen sich um die Besucher und von kleinen Öffnungen in der Höhe rieseln matte Lichtschleier hernieder, welche die Verkörperung jenes eben verhallenden Gesanges des Mueddin zu sein scheinen. Hier im Gewölbe des Basars funkelt es von den farbensatten Mustern alter Teppiche und den buntjauchzenden Zacken der kurdischen Killim, hier findet man noch altertümliche Gegenstände, wie Kannen und Schalen, wundervolle Kohlenbecken und Platten aus gehämmertem Messing, goldtauschierte Sarazenenrüstungen, Möbel, die mit Perlmutter und Elfenbein eingelegt sind und anderes mehr. Freilich dürfen wir uns nicht die Laune verderben lassen, wenn plötzlich zwischen der matten Patina alter Schilde und Streitkolben rostige Revolver auftauchen oder wenn uns auf der Suche nach altpersischen Tischdecken zuerst funkelnagelneue Exportqualitäten aus England angeboten werden.

Nach vollbrachten Einkäufen ziehen wir es vor, in eines der zahlreichen Kaffeehäuser einzutreten. Auf Wiener Rohrstühlen, auf urwüchsigen Flechthockern einheimischer Bauart oder auf hochbeinigen Holzbänken, die mehr zum Kauern eingerichtet sind, lassen wir uns nieder. Der Wirt stellt eine Platte mit den bekannten kleinen Täßchen auf den einfachen Tisch, und wir schlürfen den satzreichen Inhalt, der fast überall von vorzüglichem Geschmack ist, denn das Kaffeekochen und das Teesieden ist im Orient (außer bei den meisten Nomaden) zu einer hohen Kunst entwickelt worden. Rings um uns sitzen und kauern andere Gäste, durchweg Männer, schlürfen und rauchen, Zigaretten und Wasserpfeifen, nur noch in entlegenen Gegenden (Kurdistân) den Tschibuk. Manche schwatzen miteinander, andere dämmern schläfrig und beglückt vor sich hin und lassen mechanisch die Kugeln ihres Rosenkranzes durch die faulen Hände gleiten.

Sie kennen keine Nerven, kein Geschäft hetzt sie, kein literarischer Ehrgeiz saugt ihnen das Mark aus den Knochen, sie sind ganz in sich selber aufgelöst und gehören lediglich der augenblicklichen Stunde des Kef, der beneidenswertesten Glückseligkeit.

Man sieht nur wenige Frauen in den Gassen. Völlig verhüllt wackeln ein paar äußerlich unförmlich gekleidete Gestalten durch die Volksmenge. Niemand blickt ihnen nach, kaum einer mustert sie flüchtigen Auges. Sie sind harém, verboten, verboten den anderen außer dem einen. Der Mann läuft vielleicht an seiner Frau oder Mutter vorüber und vermag sie nicht zu erkennen. Auch die christlichen und jüdischen Frauen verhüllen sich, soweit sie einheimisch gekleidet sind, fast stets und kommen nur in stark europäisierten Orten immer mehr von der recht zweckmäßigen Sitte des Verschleierns ab.

Die orientalischen Geschäftsgassen sind gemeinhin lebhafter als unsere. Ihr Leben bietet ein farbenfreudigeres Bild als wir es gewohnt sind. Trotzdem aber sind sie nicht in dem gleichen Maße nervenzerrüttend und ungesund. Es fehlt das unablässige Hin- und Herfahren der Wagen, der aufgewirbelte Staub verbindet sich schnell wieder mit dem lockeren Boden. Nachts herrscht gemeinhin völlige Dunkelheit und nur wenige trauen sich noch hinab in die finstern Engpässe, in denen Überfall und Mord lauern sollen. Spät Heimkehrende lassen sich vom Diener eine brennende Laterne vorantragen, deren trübrotes Flämmchen seltsam durch das Dunkel dahin schwankt.

Viel stiller als in den Basargassen geht es auch tagsüber in den Wohngäßlein zu. Hier ist nirgends oder doch nur selten ein Laden. Höchstens unterbricht das Klappern eines Webstuhles oder das Knirschen einer Getreidemühle die erquickende orientalische Stille. Weiß liegt der Sonnenschein in den klaren Gassen, Holzgitter ziehen sich vor den Fenstern oder Veranden der geheimnisvollen Häuser dahin. Eine Katze stiehlt sich an der Seite auf Beute fort. Irgendwo heult ein Hund im Schlafe auf. Ein Esel liegt im Staub und starrt nachdenklich mit seinem überlebensgroßen Kopfe vor sich hin. Ein schlürfender Schritt führt ein Weib um die Ecke, das bei unserm Anblick hastig den Schleier vors Gesicht zieht und sich wohl gar zur nächsten Hauswand kehrt, auf daß ihr Frauentum nicht Einbuße erleide.

So spielt sich, nur in ganz großen Zügen gezeichnet, das Leben der neuorientalischen Städte ab. Dort, wo die Europäer schon in

größerer Zahl leben, kommt allmählich ein etwas schnelleres Tempo in das bisher so ruhige Getriebe. Die Trachten verlieren ihre Stilechtheit und verscheußlichen sich durch fränkischen Abwurf. Schon kann man sehen, wie junge Orientalen sich als europäische Stutzer verkleiden und Klemmer vor ihre gesunden Augen stecken. Alkoholkneipen erscheinen auf der Bildfläche und verkürzen gar nicht wenigen Leuten die Zeit. Auch im Häuserbau machen sich europäische Anklänge vielfach bemerkbar.

Kurz, der Geist des 19. Jahrhunderts steht vor der Tür und hat schon einen Fuß in das reine, alte Orientmilieu gesetzt. Er wird es in diesem Jahrhundert ganz wesentlich umgestalten, wird seine Nerven herunterbringen, wird seine alte Schönheit verderben.

Das Städtchen Hit am Beginn des Unterlaufs des Euphrat, ein alter orientalischer Industrieort.
Vorn Abwässer der Naphtaquellen, links hinten Rauchwolken der Asphalt-Brennöfen (1908)

„Der" Orientale von heute

Die orientalische Landschaft, die orientalische Rassenmischung und die Metamorphose im 19. Jahrhundert haben die Körperbildung, das Seelenleben, die Geisteskultur und die Lebensführung des heutigen Orientalen gebildet. Ihre verschiedenartige Einwirkung ist von Einfluß auf eine unterschiedliche Ausgestaltung geworden, was sich in erster Linie aus geographischen Ursachen herleitet. Denn die Schwerzugänglichkeit mancher Gegenden des Morgenlandes, ihre Entfernung vom Meer, ihre Umpanzerung durch kahle hohe Gebirgswälle, Dünenweiten oder Steinwüsten hat sie bisher in nahezu altorientalischem Zustande erhalten, während andere günstiger gelegene Striche wenigstens äußerlich Europen nacheifern. So ist es gekommen, daß uns der Orient ein zeitloses Nebeneinander verschiedener Stadien der Beeinflussung des Erdbodens durch seine Bewohner sowie einer ganzen Anzahl kulturhistorischer Perioden der Menschheit darbietet. Man kann nach diesen Gesichtspunkten folgende Kulturräume und Gesittungsstufen unterscheiden, deren Betrachtung von wesentlicher Bedeutung ist für die Erkennung der Beziehungen zwischen Mensch und Erde.

Entlegene Gebirgs- und Hochländer von äußerster Regenarmut, daher nur mit wenigen, eine bescheidene, aber doch sichere Lebensbasis bildenden Humusflecken und mit viel Steppenstrichen, deren Kräuter Viehzucht ermöglichen, so daß die Bewohner Nomaden auf seß-

hafter Grundlage sind. Die Gebiete sind von weiten Wüstenstrichen wie von einem Glacis umgeben, deren spärliche Wasserstellen und verwehte Pfade nur diesen Leuten bekannt wurden. Sie betrachten auch die Umgebungswüsten als ihre Domäne, unterhalten durch deren Öden in die Kulturbezirke Fernverkehr und werden von dessen Umwohnern stets als Räuber angesehen. Unter diese Gruppe gehören klar erkennbar Adrar in der westlichen, die Tuârigländer in der mittleren und Tibesti in der östlichen Sahara, sowie Nedschd in Arabien.

Die Bewohner eines solches Landschaftstypus sind von der Metamorphose des Orients so gut wie völlig unberührt geblieben[1]). Höchstens erfuhr ihr Schatz an Waffen eine gelegentliche, aber noch längst nicht durchgreifende Bereicherung. Ist doch selbst das Feuergewehr in seiner bescheidensten Gestalt, der Luntenflinte, noch nicht einmal allgemein bei ihnen eingeführt, sondern Lanze, Schwert, ja sogar Schild und Bogen spielen noch die Hauptrolle. Die Geräte des täglichen Lebens fertigen sie sich alle selber an, die Nahrung bauen, züchten und bereiten sie mit eigener Hand. Teilung der Arbeit ist noch sehr wenig durchgeführt, im allgemeinen stellt jeder einzelne Haushalt eine kleine Welt für sich dar, die unabhängig von den Nachbarn nur für den heimischen Bedarf arbeitet. Mit der Außenwelt hängen die Leutchen weniger durch eigne Ein- und Ausfuhr zusammen als dadurch, daß sie sich ihr gelegentlich als Verkehrsmittler zur Verfügung stellen, indem sie Transporttiere für fremde Unternehmungen vermieten. Die Gemütsbildung ist durchweg ziemlich roh und ungekünstelt, wenngleich der harte Kampf ums Dasein dem Erwachen einer niedrigen Verschlagenheit Vorschub leistete. Von Kultur kann nicht viel die Rede sein, besonders beim Mann, der im Räuberhandwerk versiert ist; daher gefällt sich bei den Tuârig sogar die sonst überall tieferstehende Frau in der Pose des Kulturträgers, vor allem in der des einzigen schreibkundigen Elementes.

Von den Mitgliedern dieser Landschafts- und Charaktertypen haben bisher nur die Tuârig nähere Bekanntschaft mit Vertretern des Abendlandes, nämlich mit den Franzosen, gemacht; weniger schon die Libuberber von Adrar, ebenfalls mit Franzosen. Jene ersteren Begegnungen verliefen natürlich unter Schüssen und Hieben und sie sind noch längst

[1]) Man möchte sie, mindestens die Tuârig und Tedda, doch vielleicht auch die breite Masse des Nedschd, eigentlich überhaupt nicht unter die Orientalen rechnen, da sie schließlich noch vororientalische Kulturstufen darstellen.

nicht mit der Unterwerfung der Tuârig beendet. Die Tedda Tibestis haben in ihrem eignen Lande bisher überhaupt nur einen einzigen Europäer gesehen, Gustav Nachtigal, den sie im Herbst 1869 einige Zeit als Dreiviertelgefangenen beherbergten, so daß sie sicher keine hohe Meinung vom Abendlande empfingen[1]). Die Araber des Nedschd erblickten ebenfalls nur einzelne Vertreter der Franken bei sich, die durchaus privaten Charakter trugen und gleich Meteoren durch den dunkeln Himmel blitzten, um schnell zu verschwinden.

Junger Targi vom Stamme der Adscher

Es ist klar, daß die Schwierigkeiten der Landesnatur und der Unabhängigkeitsstolz der Bewohner die Metamorphosierung keines Teiles des Orients so schwierig machen als grade dieses Typus. Da hier nur wenig zu holen ist, so hat die Europäisierung auch kein dringendes materielles Interesse daran, und deshalb wird sie hier wohl noch lange auf sich warten lassen. Vorteilhaft allerdings ist es, daß wegen der Menschenarmut der Widerstand von nicht sehr vielen Fäusten getragen wird, und daß die Leute dem Islâm nur ganz oberflächlich anhängen und sich mehr durch den Gegensatz zu den Christen denn durch Kenntnis und Glauben als Mohammedaner geben.

Schwer gangbare Gebirgsländer bilden auch den zweiten Typus. Aber sie stellen einen ganz anderen Charakter dar. Denn ihre Rückständigkeit liegt weniger in schwieriger Erreichbarkeit, als vielmehr in der Zerrissenheit des Geländes an sich. Sie sind gewöhnlich ein Gewirr

[1]) Die Schilderung der abenteuerlichen Entdeckungsreise ist eine der Perlen der Orientliteratur und findet sich im ersten Band von Nachtigals Reisewerk „Sahârâ und Sûdân", Berlin 1879, Weidmann (S. 199—464).

unübersichtlicher Massive oder eng geschlossener paralleler Ketten, die eine starke Anzahl kleiner Landschaften hervorrufen, zwischen denen die tropischen Hindernisse einen Verkehr arg erschweren oder gar ausschließen. Dann kann es vorkommen, daß die Bewohner gewisser Talgaue, die in der Luftlinie 10—15 km voneinander getrennt sind, in Jahrhunderten nichts voneinander erfahren und gegenseitig gar nichts von ihrem Dasein ahnen. Die Täler winden sich eng, oft schluchtig dahin, die Niederschläge fallen reichlicher als im vorigen Typus, so daß es viele zeitweise und sogar ständig fließende Wasseradern gibt, die Sommer- und besonders die Tagestemperaturen erreichen stattliche Hitzegrade, während die Nächte und die Winter kühl und gar kalt, eisig kalt werden. Bodenbau ist fast ausschließlich auf die Talböden beschränkt, wird aber aus vielen derselben durch Schmalheit der Sohlen oder durch Versumpfung von Talweiten ausgeschlossen. Seßhaftigkeit ist deshalb durchweg Sitte, aber sie ausschließlich ernährt nur einen kleinen Teil der Gebirgler. Die Mehrzahl muß sich daneben noch der Viehzucht auf den steppigen Bergabhängen und den Hochebenen widmen, haust oft nur Winters im Hüttendorf da drunten und wandert mit der Lenzsonne auf die Berge hinauf; sie leben also als Saisonnomaden. Ein dritter Teil der Leute aber widmet sich ausschließlich der Weidewirtschaft und gehört zu den Vollnomaden. In der Nachbarschaft solcher Gebirge erstrecken sich immer entweder das Meer oder flachere Kulturländer, jedenfalls aber breite Straßen des Völkerverkehrs. In den Augen von deren Bewohnern sind die Gebirgler häufig oder gar meist Räuber.

Dieser Typus ist sehr verbreitet im Orient und spielt vermöge dessen und infolge der Kriegstüchtigkeit seiner Bewohner eine wesentliche Rolle im Charakterleben des Morgenlandes, dessen älteren Zustand er uns treffend vor Augen führt. Es gehören hierher die Libuberber des Hohen und des Mittleren Atlas Marokkos, sowie des Rifgebirges in Nordmarokko. Ferner die Araber der Gebirge von Asir und Oman, die Kurden des Armenischen Taurus und des nördlichen Zagros, die Luren des südlichen Zagros, die arabisch angehauchten Hetiter der Gebirge Südpersiens, die Afranen des Hindukusch und der Grenzgebirge Ostirans.

Die neuzeitliche Metamorphose des Orients hat die Menschen dieses Gebirgstypus sehr wenig berührt. Ihre Waffen allerdings sind in der Mehrzahl europäischen Gedankens, meist Gewehre und Pistolen, nicht allzu selten sogar Hinterlader. Ihre Eß- und Kochgeschirre entstammen

vielfach schon der modernen Industrie, bei den Seßhaften, namentlich in den malerischen Bergstädtchen, in größerer Zahl als bei den Nomaden. Die winzigen Basare sind ohne billige europäische Importware (Geschirr, Tee, Zucker, Kaffee, Streichhölzer) nicht mehr recht denkbar. Aber weiter ist die Beeinflussung auch noch ganz und gar nicht gegangen. Scholle und Weide reichen hin, ihre einfachen Bedürfnisse zu sättigen.

Beludschen.
Der Fürst der Oasenlandschaft Kedsch im Süden Beludschistans, mit Begleitern

Zu dem Trotzgefühl der Unabhängigkeit, das übrigens mehr die Person und die Dorfschaft als das ganze Volk betrifft, gesellt sich bei den Gebirglern religiöser Fanatismus, der den bisher nur in Einzelpersonen erschienenen Abendländer in die Zustände der Vorsichtigkeit des Auftretens bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts im ganzen Orient zurückversetzt. Soweit nicht das Eindringen von Europäern überhaupt verboten

ist und gewaltsam verhindert wird (wie gegenwärtig in Afṛanistan), riskiert der Reisende stets sein Leben, und die Vollendung einer solchen Fahrt ist noch heute eine ganze Tat zu nennen. Denn diese Urorientalen, wie ich sie nennen möchte, sind derbe Kerle, roh, gewalttätig, meist fanatisch aufgehetzt, durch die Blutrache seitens ihrer Nächsten gegen leichtherziges Erschießen ziemlich geschützt. Da sie die Europäer in Massen noch nicht kennen gelernt haben (ausgenommen die Afṛanen, denen die Engländer die meisten Eroberungen aber wieder auslieferten), so haben sie von deren Macht nur undeutliche Vorstellungen, pochen auf ihre festen Fäuste und fühlen sich im Bewußtsein ihres Urorientalentums noch sehr sicher.

Ihre Metamorphosierung begegnet grade wie bei der vorigen Gruppe großen Schwierigkeiten. Allerdings ist ihr Gebiet leichter erreichbar, aber es ist doch grade für Truppen höchst heikler Boden. Anderseits ist die bessere Ausstattung durch die Natur, namentlich auch das (vielfach noch gar nicht genauer bekannte) Vorhandensein von Mineralschätzen eine nicht geringe Lockung zum Erwerb durch europäische Staaten, die aus den Gebieten etwas machen könnten. Als Verteidiger des alten Orients kommen diese Gebirgler viel mehr in Betracht als die des ersten Typus, denn sie sind bedeutend zahlreicher und verfügen über weit mehr natürliche Hilfsmittel und über einflußreichere Lage. Insofern werden sie erst in der nahen und nächsten Zukunft ihre Rolle einnehmen und dem Zeitungsleser noch öfter begegnen. Die 30—40 000 schwerbewaffneten Kurden, die Ende 1912 nach Konstantinopel strömten und der türkischen Regierung mit ihrem ungestümen Verlangen, an den Feind zu kommen, nicht geringe Schwierigkeiten bereiteten, sind eine recht geeignete Illustration dieses Orientalentypus. Die Leute kannten nichts von europäischer Art und glaubten in einer durch Weltunerfahrung, Bergeinsameikt und leichte Armeniermassaker hervorgerufenen Selbstüberschätzung, die bulgarischen Geschütze, Maschinengewehre und Bajonette leicht verjagen zu können. Sie, die ungeregelten, zügellosen Haufen gegen moderne Disziplin und Kriegskunst.

Flach-Steppenländer bilden den dritten Landschafts- und Kulturtypus des Morgenlandes. Im Gegensatz zu den beiden vorigen weisen sie flacheren Charakter auf, wetteifern aber mit ihnen an Schwergangbarkeit durch die bedeutenden Ausmaße ihrer Entfernungen, durch

Wasserarmut sowie die Beschränkung des Lebensnasses auf spärliche, weitzerstreute und oft nur wenigen bekannte Stellen. Die geringe Höhe der jährlichen Niederschläge (gewöhnlich zwischen 200 und 400 mm) beraubt solche Gebiete der ständig fließenden Wasseradern und der festen Siedlungen. Der Krautwuchs der welligen Flächen, der nur unter dem

Arabische Beduinen (Énnesi) im Osten Syriens

Einfluß der Frühlingsregen ein paar Wochen frisch grünt und blüht, erlaubt den Bewohnern bloß das Betreiben der Viehzucht und zwingt sie zu stetem Hin= und Herwandern, damit die Herden immer von neuem auf unbeweidete Strecken kommen. Die Flachsteppen sind damit die einzigen, aber sehr ausgedehnten Teile des Morgenlandes, in denen Seß=haftigkeit völlig fehlt. In ihrer Nachbarschaft befinden sich einerseits sehr häufig menschenleere Wüsten, anderseits aber Kulturländer, denen

die Nomaden durch Lieferung von Vieh, Wolle, Häuten und Wollgeweben nützlich werden. Außerdem laufen durch die Steppen oft wichtige Verkehrswege, die in der Gewalt und unter der Aufsicht, nicht selten sogar unter dem Transportmonopol der Beduinen stehen. In den Augen der Umwohner gelten die letzteren gewöhnlich als Räuber, doch ist das Leben der Reisenden hier weit weniger gefährdet als bei den zwei vorhergehenden Typen. Die Beduinen sehen es mehr auf die Habe oder gar nur auf ein Weggeld ab als auf das Leben der Karawanen.

Auch der Flachsteppen-Typus nimmt große Teile des Orients ein. Im Atlas gehört das Binnenplateau Algeriens hierher, im übrigen Nordafrika die Steppenzone südlich des Wadi Draa, die Syrten- und Marmarika-Steppen; in Vorderasien muß man dazu rechnen die Weidestriche West-, Ost- und Nordarabiens, Ostsyriens, Mesopotamiens, sowie manche innere Gegenden von Kleinasien, Armenien und Iran.

Das 19. Jahrhundert hat sich auch hier dank der Ungunst der örtlichen Schwierigkeiten nur höchst wenig bemerkbar gemacht. Selbst die Waffen und Kochgeräte sind in der Hauptsache noch altorientalisch. Basare, Ladengeschäfte u. dgl. Verführungen gibt es wegen der unsteten Lebensweise gar nicht, so daß Neuanschaffungen stets eine lange Reise in einen Ort voraussetzen. Der Beduine fertigt seinen ganzen Bedarf durchweg selber an. Die Frauen weben aus der Wolle ihrer Schafe und dem Haar ihrer Kamele die schwarzen Bahnen der Zelte (arab. Bet e' schâăr, d. i. Haus der Haare), Teppiche und Decken zum Lager sowie Stoff für Mäntel. Die Lebensmittel bereiten sie ebenfalls selbst. Geschirr von neuorientalischem Typus wird gelegentlich in einer meist abgelegenen Stadt eingehandelt, wo auch die Schußwaffen gekauft, ausgebessert und ergänzt werden. Von europäischen Gegenständen besitzt der Beduine höchstens Feuerwaffen und ab und zu ein wenig Kaffee, seltener Zucker.

Von einer näheren Anschauung abendländischen Wesens ist unter solchen Umständen natürlich nicht die Rede. Doch gibt es unter den flüchtigen Bewohnern der Flachsteppen wohl einen höheren Prozentsatz von „Kennern" fränkischer Neuerungen als unter denen der beiden vorgenannten Regionen. Denn die glattere Natur ihres Wohngebietes führt sie stets über weite Strecken, macht sie beweglicher und verschafft ihnen leichter die Möglichkeit, Fremde zu sehen. Doch sind solche Berührungen zu flüchtiger Art, als daß sie irgendwie metamorphisch hätten wirken können.

Das Trotzgefühl der Unabhängigkeit haben sie mit den Angehörigen der beiden vorigen Typen gemein, hinsichtlich des religiösen Fanatismus aber sind sie zwiespältig. Während z. B. der Beduine Westarabiens den ziemlich grimmen Muselmann spielt, denkt der Nomade Mesopotamiens und Nordafrikas kaum daran. In Konflikt mit einem europäischen Staate sind nur die des Rarb gekommen während der Kämpfe gegen die Franzosen, welche eine Zeitlang recht erbittert geführt wurden.

Landschaft im Kilikischen Taurus, Südost-Kleinasien.
Portae Ciliciae (1908)

Die Beduinen sind rauhe Kerle, heben sich aber von den früher skizzierten Klassen durch eine gewisse Beweglichkeit, sozusagen eine Art körperlichen Esprits ab; womit ich sie jedoch beileibe nicht als quecksilbrige Stehaufmännchen zeichnen will. Sie sind heiteren Gemüts, auch geistig weniger schwerfällig, leicht entzündbar, nicht grade Muster männlicher Tapferkeit, aber blinde Draufgänger, d. h. wenn Masse und Raubgier sie entzünden. Ihrer Charakteranlage nach würden sie den abendländischen Ideen wohl nicht einmal dauernden großen Widerstand entgegensetzen,

aber die naturerzwungene Urwüchsigkeit ihrer Lebensweise, die Fernen ihrer Wohnstriche machen sie sehr ungeeignet für Umwandlungen irgendwelcher Art. Es lohnt sozusagen nicht, sie zu europäisieren, weil doch nicht viel mehr an praktischem Gewinn dabei herauskommt, als ohnehin sich schon bietet. Als Verteidiger des alten Orients werden sie deshalb dermaleinst eine mehr passive Rolle spielen. Dem Eindringen von Europäern dürften sie nicht in so gefährlicher Weise entgegentreten, wie das von den Angehörigen des vorigen Typus zu erwarten ist. Man wird sie weniger blutig bezwingen können. Aber während die jenes Typus sich nach gewaltigem Widerstand in das Unvermeidliche fügen und sich dann zu beachtenswerten Mitarbeitern herausmachen werden, ist das gleiche von den Beduinen der Flachsteppe nicht zu erwarten. Sie mögen vielmehr noch langlange Jahrhunderte hindurch, vielleicht für immer dieselben fast zeitlosen Geschöpfe bleiben, die sie heute sind, die sie vor Jahrtausenden waren.

Fruchtbare Gebirgsländer in Seenähe, deshalb mit Teilnahme am Weltverkehr, guter Gangbarkeit und offenen Tälern, auf deren Sohlen und Hängen reichliche oder doch mittelmäßige Niederschläge Bodenkultur und seßhafte Besiedlung erlauben. Die einzelnen Teile stehen in ziemlich lebhaftem Verkehr untereinander. Nomadentum fehlt entweder ganz oder kommt in geringer Ausbildung vor, was dann dartut, daß die ackerbaulichen und forstwirtschaftlichen Möglichkeiten noch nicht völlig ausgenutzt werden. Auf einer Seite dieser Kulturgebirge erstreckt sich stets das Meer, die Quelle der Niederschläge und der Fruchtbarkeit. Hierhin wendet sich deshalb das Gesicht der Gebirge, während ihr Rücken gegen Steppen vom dritten Typus gekehrt ist. Mit den Nomaden der letzteren finden gelegentlich Reibereien statt.

Das Kulturgebirge begegnet im Orient vornehmlich im Norden. Der Grund liegt ja darin, daß das Morgenland vorwiegend unter der Herrschaft nördlicher Winde steht, und daß diese ihren Wasserdampfgehalt nur an entgegenstehenden, Kühlung bietenden Gebirgsstirnen zu tropfbarer Flüssigkeit verdichten können. Das ist (mit gelegentlichen Änderungen) der Fall im Tellatlas Algeriens und im Gebirge Nordtunisiens, in West-Syrien, in Süd-[1]), West- und Nord-Kleinasien, in den nördlichen Randkrempen Armeniens und am Nordflügel des Alburswalles. Außerdem

[1]) Südanatolien aber ohne das Kilikische Stromland.

aber darf man das Plateaugebirge von Jémen nicht außer acht lassen, das im äußersten Süden des Morgenlandes liegt und unter der Herrschaft tropischer, also von Mittag wehender Sommerregen steht.

Hebt sich Jémen schon durch diese allgemeinen Bedingungen von den übrigen ab, so geschieht das noch mehr durch die Art seiner Bewohner. Gewiß ist ihre Realkultur schon leidlich von der europäischen Industrie beeinflußt, aber viel mehr ist auch noch nicht vom Abendlande auf die schwer erreichbaren Gebirgsplateaus hinaufgedrungen. Leisten doch die Eingeborenen bis heute der türkischen Regierung heftigen und erfolgreichen Widerstand, so daß die letztere nur kleine Striche des zerrissenen Landes in ihren wirklichen Besitz gebracht hat. Wenn auch ein Teil dieser hartnäckigen Gegenwehr auf Rechnung von Aufhetzereien seitens Englands kommt, welches das Land dermaleinst selber zu besitzen wünscht, so muß doch auch betont werden, daß Jémen der Sitz der uralten Himjarenkultur ist, deren Überlieferung den Leuten ein gewisses Rückgrat verleiht.

Auf dieser historischen Basis[1]), auf der Fruchtbarkeit des Bodens sowie auf dem herben Charakter des entrückten Landes kann sich schon ein trotziger Unabhängigkeitsmut entwickeln, der sich gegen fremde Einflüsse durchaus ablehnend verhält. Dabei äußert sich der eigne Sinn mehr heimlich und hinterrücks als offen und grad. Die Leute geben sich äußerlich nur zu oft freundlich, ja fast unterwürfig, während sie heimlich Verrat spinnen und meuchlerische Anschläge vorbereiten, die sie im passenden Augenblick mit rachsüchtiger Grausamkeit ausführen. Deshalb ist ein Eindringen in das Land so bedenklich und Reisen darin für den einzelnen stets mit Lebensgefahr verbunden.

Somit kann man auch dem Einzug abendländischer Neuerungen und Gedanken fürs erste keine günstige Prognose stellen. Europa wird verzweifeltem Widerstande begegnen. Wenn es aber erst einmal herrscht, so läßt sich von den Nachkommen der alten Himjaren ganz tüchtige Mitarbeit erwarten, und aufgerüttelt, wird ihr Land im Welthandel durch

[1]) „Hier muß ein von einem meiner Vorgänger verbreiteter Irrtum, nach welchem die Südaraber sich angeblich ihrer himyarischen Abstammung schämen, richtiggestellt werden. Ich habe keinen Nachkommen von Himyar kennen gelernt, der es sich nicht zur höchsten Ehre angerechnet hätte, dieses große Volk zu Vorfahren gehabt zu haben. Die Abstammung bildet in ganz Arabien den Stolz selbst des gemeinsten Beduinen . . ." Eduard Glaser, Meine Reise durch Arhab und Hâschid (Peterm. Mitt. 1884, S. 175).

seine gute Naturausstattung und in der Politik durch seine Lage am Eingang des Roten Meeres und längsseit der britischen Via Indica beachtenswerte Bedeutung erlangen.

Die fruchtbaren Gebirgsländer des Nordens weisen untereinander schon mehr Verwandtschaft auf. Doch darf man nicht verkennen, daß die Lage am Meer und in Europanähe sowie das ziemlich feuchte Klima die Gebiete, ihre Wirtschaft und die Anlage ihrer Bewohner zu voneinander ziemlich unterschiedlichen Dingen machen. Deshalb läßt sich ein so allgemeiner Charakter wie bei den drei ersten Typen nur mit geringerer Gültigkeit herausziehen.

Unbedingt gemein ist allen, daß sie abendländischen Einrichtungen nicht mehr völlig fremd gegenüberstehen. Das gilt von der Beherrschung nicht bloß eines gewissen Teiles der Realkultur durch Europa, sondern dessen weitaus größten Teiles. Küchengeräte, Geschirr, Waffen, Hauseinrichtung, Hausbau sogar, Luxusgegenstände, Geschmack, kleine und große Bedürfnisse werden von Europa geliefert und befriedigt oder lehnen sich doch (mehr oder weniger bewußt) an fränkische Vorbilder an. In den Städten spricht sich dieser Zustand mehr aus als in den Dörfern, in verkehrsreichen Gegenden auffälliger als in entlegenen Winkeln, bei Reichen stärker als bei Armen, bei eingeborenen Christen und Juden aufdringlicher als bei Mohammedanern.

Der Typus hebt sich auch dadurch von den früheren ab, daß in ihm die fränkische Realkultur nicht nur Vorbild schlechthin ist, sondern daß man ihr als solchem sogar nachstrebt! Die meisten haben erkannt, oder tun mindestens so, daß die europäischen Geräte gewöhnlich praktischer, moderner sind als die alteinheimischen. Es gehört hier schon durch die Bank zum guten Ton, in seinem Haushalt möglichst viel Stücke alla franka zu besitzen und — vorweisen zu können. Man staunt nicht mehr über jede abendländische Neuerscheinung, sondern hat sich im allgemeinen so weit mit fränkischem Wesen abgefunden, daß man sich von Einzelheiten nicht mehr allzu arg verblüffen läßt und sie mehr als kuriose Selbstverständlichkeiten hinnimmt.

Der Anblick von Europäern ist den Leuten etwas Altes geworden, wonach sich die Städter nicht mehr umblicken. Nicht wenige reiche Mohammedaner, ferner die Beamten, Dragomane usw. legen selber fränkische Tracht an. Der Fremde hat deshalb kaum irgendwo Ausbrüche

von Fanatismus und Fremdenhaß zu befürchten. Er kann sich ziemlich ebenso ungeniert bewegen wie daheim in Deutschland, England oder Frankreich. Während die Bekleidung mit der einheimischen Kopfbedeckung in den früher geschilderten Gebieten des Morgenlandes für den reisenden Abendländer eine kluge Vorsichtsmaßregel sein kann, wird sie im Bereich der Kulturgebirge nicht nur unnütz, sondern wirkt sogar lächerlich und setzt ihn in Eingeborenenaugen nicht selten herab.

Die Europäer, welche man in den hier in Frage kommenden Gegenden erblickt, lassen sich in mehrere Klassen gliedern. Ständig vorhanden sind vor allem die Kaufleute, mit denen der Orientale am ehesten und am meisten zu tun hat, ferner ein paar Konsulatsbeamte, Lehrer, Ingenieure und Missionare. In Algerien und Tunisien gesellen sich dazu natürlich die französischen Militär- und Zivilbeamten. Unter den Durchreisenden treten als wichtigste Gruppe die in manchen Gegenden (Algerien, Tunisien, Palästina, weniger Westanatolien) häufigen Touristen auf. Sie entfalten zwar meist ziemlichen Reichtum an Kleidern und Gegenständen, dienen aber im allgemeinen mehr dazu, die europäische Zivilisation durch ihr linkisches, ungewandtes Wesen und durch zu hohe, durch Übervorteilung aus ihnen herausgeholte Geldausgaben in ein ungünstiges Licht zu rücken. Ich werde es beispielsweise nie vergessen, wie ein eleganter österreichischer Tourist auf einer Gasse von Tripolis einem zerlumpt verlausten Dreckbettler, der ihn anstieß, eine Verbeugung machte und tief mit dem Hute grüßte. Die umherstehenden Eingeborenen bogen sich vor Lachen. Der Herr gehörte einer mehrhundertköpfigen Reisegesell-

„Osmánli"-Familie auf dem Umzug. Die Ehefrau trägt die Wiege auf dem Rücken. Nordost-Kleinasien (1907)

schaft an. Solche Herdenführungen tragen überhaupt nicht zum Ansehen der Europäer bei. Wo der Tourist den Ton angibt, da zieht sich der Forscher zurück. Wie die Squatter vor der nachdrängenden Massensiedlung in die einsamen Urwälder Nordamerikas, so weicht der echte Forschungsreisende vor dem Strom der Touristen in wildere Gegenden. Jedenfalls spielt der Europäer in den Kulturgebirgen, gerade wie im nächsten Typus, schon heute eine bedeutende Rolle.

Dieses Durchdringen der ganzen Zivilisation und selbst der Landschaft mit äußerlichen europäischen Absenkern, die wie ein ständiger Spiegel wirken, ist schon jetzt nach kaum hundertjähriger Metamorphose nicht ganz ohne Einfluß auf die Kultur der Leute geblieben. Die Christen und Juden, wenigstens die städtischen, welche wesentliche Bedeutung im Handel besitzen, gingen zuerst ins Lager des Abendlandes über, da sie unter christlich-europäischem Einfluß oder gar Herrschaft nur glauben gewinnen zu können. Hierdurch wird die Spiegelfläche des Europäertums ständig vergrößert. Die Wohlhabenderen, aber auch manche der Einfacheren richten ihren Haushalt rein europäisch her, schicken ihre Kinder in europäische Schulen, sprechen mehrere europäische Sprachen, kleiden sich europäisch und beherrschen einen nicht geringen Teil des Zwischenhandels zwischen Orient und Ausland. Wenn es auch der Mehrzahl noch nicht gelungen ist, sich geistig dem Abendländer anzupassen, so ist das doch nur eine Frage der Zeit, die in einem weiteren Jahrhundert schon größtenteils erledigt sein kann.

Von einem leidlichen Einfluß des Abendlandes auf die Kultur der Mohammedaner hingegen ist noch lange nicht die Rede. Man muß überlegen, daß die Gebiete gerade dieser Leute von jeher am meisten von Europa zu erdulden hatten. Hier an den hauptsächlichsten Reibungsflächen von Orient und Okzident war am ehesten Gelegenheit, Groll und Erbitterung gegen das Fremde anzuhäufen und zu hohen Holzstößen zu türmen, zu deren Entflammung der religiöse Fanatismus auf der Lauer liegt.

In Algerien und Tunisien, also in Schußweite des französischen Lebelgewehres, haben sich die Mohammedaner erst nach langen Kämpfen gefügt, aber die Leute des Tellgebiets sich seit 60—70 Jahren nicht ernstlich gemuckst. Sie leben Seite an Seite mit den europäischen Kolonisten, zahlen französischen Beamten die Steuern, sehen Andersgläubige zu jeder Zeit in ihren Moscheen. Völlig sicher kann der Bauer sein Feld bestellen,

ohne Flinte vermag er seinen Freund im andern Talgau zu besuchen, die Regierung nimmt ihm nicht entfernt so viel Geld und Naturalien fort als einstmals der Deï, er verdient mehr und vermag seine Wünsche mit verschiedenartigeren Dingen zu befriedigen — und doch steht zwischen

Libuberber=Knabe aus Tunis mit rituellem Haarschopf

beiden Schichten eine unsichtbare, anscheinend unübersteigbare Scheide=wand. Einsichtigen Franzosen ist das natürlich nicht verborgen geblieben. So sagen Maurice Wahl und Augustin Bernard in ihrem Buche L'Algérie (5. Aufl. Paris 1908, F. Alcan): Croire que dès à présent les indigènes

nous sont acquis, c'est se laisser aller à la plus dangereuse des illusions (S. 289). Und weiter: La conquête morale de l'Algérie n'est pas achevée, elle commence à peine (S. 291).

Man kann wohl behaupten, daß von allen Mohammedanern der Kulturgebirge (und der Kulturebenen des nächsten Typus) die algerischen gegenwärtig dem Abendländischen am wenigsten geneigt sind. Das rührt kaum von einer besonderen Veranlagung her, sondern offenbar davon, daß ihnen die Gefahr der Metamorphosierung am dichtesten auf den Leib rückte. Dabei wage ich nicht zu entscheiden, ob die Erscheinung nur ein vorübergehendes Aufbäumen ist, dem über kurz oder lang ein endgültiges Abflauen und Sichergeben folgt, oder ob man sie als das Anfangsstadium einer förmlichen Konsolidierung der Europafeindschaft bewerten soll. Ich neige eher zu der zweiten Auffassung, doch gibt uns die Entwicklungsgeschichte des Neuen Orients wegen ihrer Kürze noch kein völlig sicher entscheidendes Material darüber in die Hand. Das aber kann man hieraus lernen und, zusammengehalten mit den Erfahrungen der Engländer in Ägypten, vielleicht schon heute als Regel aufstellen, daß die endgültige Metamorphose des Orients mit einer Stärkung der orientalischen Kultur (nicht der Realkultur) beginnt. Das orientalische Bewußtsein wird aufgerüttelt, erhält Rückgrat und wenn es zuerst auch rein passiv bleiben mag: wer wagt zu behaupten, daß der alte, erstarrte Baum nicht doch noch einmal in später Zukunft grüne Triebe ansetzen und zu tätigem Leben erwachen könnte!

Wollen wir uns das Bild des modernen Algerers vorstellen, so tritt es uns vor Augen etwa in Gestalt eines hellbraunen Menschen in niedrigem Fes, einheimischem Anzug, dessen Hose nicht selten von europäischem Schnitt ist, mit europäischen Stiefeln, einem billigen Spazierstock in der linken, einem Zeitungsblatt in der rechten Hand. Der Mann grüßt den vorbeireitenden Chasseur d'Afrique, kauft Ansichtskarten, und schlürft seinen Kaffee auf einem Stuhle unter den Klängen der französischen Militärmusik. Mit Kaufleuten aus der Provence und mit italienischen Schiffern schließt er ebenso gewandt Geschäfte ab wie mit Beduinen, gegen die er einige Takte herablassender und mehrere Töne vollstimmiger ist. Von seinem Weib zu Hause aber spricht er noch ebensowenig wie vor hundert Jahren, abends hockt er in einer einheimischen Kaffeeschenke und schmiedet mit Gleichgesinnten Pläne zur Befreiung des heiligen Islâm vom Joch der verächtlichen Christenschweine. Da fließt das fremde Blut dahin

Kairuân im Binnenlande Mittel-Tunisiens (22000 E.)
671 von den Arabern als Heerlager gegen die Byzantiner und Libuberber angelegt, galt bis zur Besetzung durch die Franzosen (1881) als heilige Stadt des Islâm. Rechts der Massenbau der Sidi Okba-Moschee.

wie die Welle des Scheliff, da werden Qualen und Orgien ausgesonnen. Aber andern Tags grüßt man wieder den Chasseur d'Afrique. —

Manchen neuen Zug bescheren uns demgegenüber die Mohammedaner der vorderasiatischen Kulturgebirge. Hierbei muß man allerdings diejenigen Russisch-Armeniens ausnehmen, welche unter ebenfalls christlicher Herrschaft in ihrem Verhalten gegen die Metamorphose sich

Perser beim Mahl. Die Speisen werden in großer Anzahl am Beginn des Essens alle zugleich aufgetragen. Man sieht bei den verschiedenen Personen die Art des Essens. Man ergreift die Speisen mit der Rechten, formt sie, z. B. Reis, zur Kugel und führt sie so zum Munde. Hinter den Herren stehen die Diener, zu Handreichungen bereit. Die Tracht ist z. T. schon europäisch beeinflußt.

ähnlich wie die Algerer und Tunisen zur Schau tragen. Die anderen hingegen stehen noch unter mohammedanischem Regiment. Aber das Gespenst der Fremdherrschaft rückt ihnen doch allmählich auf den Leib, und sie befürchten das. Namentlich die Niederlagen der ottomanischen Regierung in Südosteuropa im Herbst 1912 müssen die latente Sorge zu lodernden Flammen der Angst emporgepeitscht haben.

Doch ist wenigstens in politischer Hinsicht zu unterscheiden. Während die kleinasiatischen und die nordpersischen Mohammedaner unerschütterlich fest zu ihren Regierungen stehen, würden große Teile der syrischen eine Abtrennung von der Türkei gar nicht so ungern sehen, da sie die andersprachigen Osmanen doch stark als Fremdherrschaft empfinden. Die Syrer wissen sich als Bewohner eines fruchtbaren Landes von noch dazu geographisch einflußreicher Lage und haben von den Europäern gelernt, daß dessen Boden unter türkischer Verwaltung niemals seine größtmögliche wirtschaftliche Entwicklung erleben wird. Außerdem stachelt sie das Bewußtsein einer großen historischen Vergangenheit und einer kulturellen Priorität vor den Türken an.

Im Juni 1913 tagte in Paris ein syro-arabischer Kongreß, der nach einer Mitteilung seines Vorsitzenden, des Abd el Hamîd Sehrauia aus Homs folgende Pläne hegt: „Wir wollen nur ernsthafte, wirksame Reformen, die in der Hauptsache folgende fünf sind: 1. Die Annahme der arabischen Sprache als amtlicher Sprache in den Bezirken von Damaskus, Berût, Jerusalem, Sawur, Aleppo, Môssul, Bardâd, Basra, Mekka, Medina, Suma und den angrenzenden arabischen Gebieten, mit einem Worte in den Bezirken, wo wir die ungeheure Mehrheit oder sogar die Einstimmigkeit bilden. 2. Eingeborene oder zum wenigsten arabische Beamte in jedem dieser Bezirke. 3. Die Verwendung mindestens der Hälfte des Steuerertrages für das Land, das ihn aufbringt. 4. Das was man französisch die regionale Aushebung nennt, den Dienst der von uns gestellten Truppen lediglich in deren Heimat. 5. Im allgemeinen die Anwendung der Grundsätze der Selbstregierung und die ihrer Zahl entsprechende Vertretung der Araber in der Regierung und im Parlament. — Wir sind bereit, jedes Zeichen guten Willens seitens der türkischen Machthaber mit der größten Zuneigung aufzunehmen. Aber wir wollen auch nicht getäuscht werden. Der Kongreß hat beschlossen, daß, solange die türkische Regierung nicht unser Mindestprogramm ausgeführt hat, unsere Landsleute jedes Amt in der Verwaltung ablehnen sollen, außer in dem Falle, daß der Zentralausschuß sie dazu ermächtigen sollte. Wir haben also die feste Zuversicht, daß wir bald Erfolg haben werden — dank auch dem Wohlwollen unserer französischen Freunde und ganz Europas."

Kulturell kommt ein Unterschied zwischen den Syrern und Anatoliern ganz und gar nicht in Betracht. Darin sehe ich beide als gemein-

same Masse an: die Realkultur größtenteils abhängig von Europa, die Geisteskultur, das Wesen der Leute völlig orientalisch. Während die Algerer durch das Abendland überrumpelt wurden und erst unter fremdem Regiment ihre orientalischen Kräfte sammelten und sammeln zu einem nun freilich mehr passiven Widerstand, ist den Syrern und Anatoliern Zeit gegeben, sich auf die unvermeidliche Überwindung vorzubereiten. Daß solch eine kulturelle Verteidigung wird organisiert werden, ist zweifellos, und man darf deshalb annehmen, daß die Metamorphose in diesen Gegenden größeren Schwierigkeiten entgegengeht.

Armenier, schon alla franca gekleidet, Typus der gegenwärtigen Übergangszeit des Orients (1907)

Die Mohammedaner schließen sich eng zusammen und werden es in Zukunft noch mehr tun. Die zerrissene Bodengestaltung und die hierdurch hervorgerufene klimatische Verschiedenheit von nahe beieinander gelegenen Gebieten begünstigen nicht nur die Erhaltung vieler kleiner Völkerschaften, Dialekte und Sekten, sondern auch die Entstehung zahlreicher orientalischer Zirkel und Kulturburgen. Deren Tätigkeit besteht nach außen in der (passiven) Abwehr abendländischer Neuerungen und nach innen in der (aktiven) Stärkung des Orientbewußtseins. Das mag für Syrien in höherem Grade gelten als für Kleinasien, obwohl auch dieses Gaue birgt, wie z. B. Lykiens Bergklötze, die den syrischen Eigenbrödeldistrikten an Abgeschlossenheit nichts nachgeben. —

Wenn eine Durchsetzung der Gebiete mit europäischen Ideen gelingen sollte, so könnte man von ihrem Bereiche wohl Großes erwarten,

denn die wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten sind vorzüglich, das Volk ist äußerst befähigt und seine Weltlage einflußreich. —

Den modernen Orientalen dieser Gegenden kann man sich ungefähr folgendermaßen vorstellen. Ein wohlgebauter, gelblichbrauner Mann, der in Syrien ein fußfreies Hemd mit europäischer Hose darunter trägt, während er in Kleinasien schon ganz europäisch gehen könnte, falls er nicht die ohnehin der fränkischen ähnliche Osmánlitracht anlegt. Auf dem klugblickenden Kopf sitzt schief der rote türkische Fes. Die Hand hält ein arabisches oder türkisches Zeitungsblatt, das in Berût oder Konstantinopel gedruckt ist und flammende Leitartikel über Jungtürkentum, Dezentralisation der Provinzen und ähnliche Utopien enthält. Ein überzeugter Orientale, dem die Verbissenheit des Algerers noch fremd ist, der von Europäern zu lernen sucht, doch wahllos, mehr launenhaft und nach Stimmung als systematisch, eher oberflächlich als gründlich. Zieht er einen europäischen Anzug an, so glaubt er genug in Kulturentwicklung getan zu haben; widmet er sich, rosenkranzdrehend, seinem vor aller Welt abgeschlossenen Familienleben, so fühlt er sich als energischen Verteidiger des alten Orients. Auf der Straße wandelt er ziemlich aufgeblasen dahin, mustert den Europäer heute nachsichtig-freundlich und morgen mit abweisender Verächtlichkeit. Der Anatolier wirft sich stark in die Brust und spielt oft den Herrenmenschen. So unterscheidet ihn mancher Zug vom Algerer. Er wird noch manche Wandlungen durchmachen müssen.

Die Mohammedaner des nördlichen Albursgebietes leben unter einem stärkeren Druck vor europäischer Invasion. Die Russen beherrschen das Gebiet wirtschaftlich, in naher Zukunft wohl auch politisch. Dem tritt gegenüber die sehr stark entwickelte Religiosität der Leute von Masenderan und Gilan, welche viel mehr unter dem Einfluß der Geistlichkeit stehen als die übrigen Perser[1]), von denen sie ja auch durch Lage, Rasse und Überlieferung ziemlich getrennt leben. Die Verschiedenheit der Bewohner unter sich nach Abstammung und Dialekt, sowie ihr zersplittertes Siedeln in Wald und Sumpf sind anderseits einer Metamorphosierung vielleicht nicht allzu ungünstig. —

Es ergeben sich somit viele Unterschiedlichkeiten zwischen all den Bewohnern der Kulturgebirge, je nach Gegend, Lage zu Europa und Ver-

[1]) G. Melgunof, Das südliche Ufer des Kaspischen Meeres. Leipzig 1868, L. Voß, S. 39.

anlagung. Aber ein gemeinsamer Gedanke durchflicht sie sämtlich: die Abwehr der geistigen Metamorphose.

Fruchtbare Ebenen in Seenähe, darum mit Teilnahme am Weltverkehr, bequemer Gangbarkeit, durch Flüsse benetzt und aus ihnen oder durch Grundwasser leicht bewässerbar, deshalb auch jetzt oder voreinst gut besiedelt. Die Bewohner vermögen leicht miteinander zu verkehren, Nomadentum kommt nur bei mangelhafter ackerbaulicher Aus-

Frauen und Reisighütte der Sumpfbauern Babyloniens (1908)

nutzung des Bodens vor. Auf einer Seite der Kulturebenen erstreckt sich stets das Meer, das aber gewöhnlich nicht als Quelle der Niederschläge, sondern nur als Verkehrsmittel in Betracht kommt. Hierhin wendet sich deshalb das Gesicht der Niedländer, während die anderen Seiten von Flachsteppen des dritten und von Gebirgen des zweiten Typus eingerahmt werden. Ich habe mit Fleiß fast dieselben Worte gewählt wie bei der Einführung des vorigen, des Kulturgebirgstypus. Der grundlegende Unterschied zwischen beiden beruht eben nur in der Verschiedenheit der Oberflächengestaltung und ihrer Höhenzahlen. Aus dem gleichartigen Maß der letzteren leitet sich auch eine ebenmäßigere Anlage und Ausbildung der Bewohner her.

Die Kulturebenen reihen sich wie Rispen an eine Längsachse des Orients, die etwa der 33. Parallelkreis bezeichnet, dort also, wo die stärkste Meerentwicklung innerhalb der Ellipse des Morgenlandes stattfindet. Es gehören hierher das Atlasvorland Marokkos, das Delta und Niltal Ägyptens, das Kilikische Stromland und Babylonien. Man könnte vielleicht auch die Küstenstriche Ost-Tunisiens, Nordwest-Tripolitaniens und Pamphyliens dazu rechnen, doch sind sie eigentlich zu wenig umfangreich und zu unselbständig, so daß sie fast unter den Oasentypus passen.

Wenn man absieht von den Beduinen der Kulturebenen, deren es selbst in der ägyptischen noch welche gibt, so tritt uns ihre Bauernbevölkerung als ziemlich einheitliche Masse entgegen. Überall niedergehalten von unerbittlichen Herren oder von Wucherern, vor deren Knechtung das flache Gelände keinen Schutz bietet[1]), durch jahrtausendelange Frohnarbeit und die Eintönigkeit der Landschaft zu bescheidenen Ansprüchen, zu ziemlichem Knechtsinn, dann auch zu niedriger Lebensmoral und zu bedingungslosem Fatalismus getrieben. Die harte Tagesarbeit und die Unterdrückungsneigung der Herrscher schließen Schulunterricht völlig aus. Um so leichter hat es der Islâm, die Gemüter im ganzen zu beherrschen. Sein Fatalismus und seine Versprechungen eines üppigen Lebens im Jenseits müssen grade so bitter Benachteiligten liebe Stoffe ihres bescheidenen Denkens sein. Darin geht übrigens ihre geistige Tätigkeit schon so ziemlich auf und es kommt durchschnittlich nicht zu angestrengter Frömmigkeit, nicht zu scharf ausgesprochenem Fanatismus gegen Andersgläubige. Doch darf man anderseits nicht unterschätzen, daß die blinde Masse durch altgewohnte Autoritäten nicht allzu schwer gegen Neuerungen in Gang zu setzen ist. Aber ich denke, daß der Zwang der unerbittlichen Tagesarbeit sie bald wieder beruhigen würde.

Die Bauern der Kulturebenen sind realkulturell noch nicht allzu abhängig von der europäischen Industrie. Das liegt aber weniger daran, daß diese noch nicht an sie hätte heran können, sondern vielmehr an der bitteren Armut der Leute. So erleben wir hier das seltsame Schauspiel, daß die örtlich Europa am ehesten ausgelieferten Elemente an Europafremdheit vielfach fast mit den Barbaren der entlegensten Orientwinkel zu wetteifern vermögen. Denn auch geistig-kulturell stehen sie dem Abendlande wegen ihrer dumpfen Lage kaum näher. Das gilt im großen und ganzen

[1]) In der Beziehung machen nur die altertümlichen, primitiven Sumpfbauern Inner-Babyloniens wenigstens z. T. eine Ausnahme.

ebenfalls von den Fellachen des Niltals. Dabei fehlt den Leuten aber nicht etwa die Anschauung von fränkischem Wesen, vielmehr sind die meisten mit Europäern und europäischen Gegenständen schon in Berührung gekommen. Man sieht, das Problem „des" Orientalen von heute ist nicht so einfach und läßt sich keineswegs in eine einzige Formel pressen.

Fasse ich diese Erwägungen zusammen, so neige ich zu dem Schluß, daß der Bauer der Kulturebenen bei der Metamorphose des Orients überhaupt gar nicht wesentlich in Betracht kommt. Er ist nur als Arbeitstier, nicht aber als Kulturträger ein tätiges Element im Leben des Morgenlandes. Die Geschichte weiß nichts zu melden von großen Erhebungen dieser Menschen bei Wechseln der Dynastien, der herrschenden Volksschichten, der Religionen. Teilnahmlos lassen sie alles über sich ergehen. Ihre Lage ist heute noch dieselbe wie zur Zeit der Pyramidenerbauer und wird es vermutlich noch sein nach abermals fünftausend Jahren. Sie werden ihren Hausrat ein bißchen, ein ganz kleines bißchen ummodeln, sie werden vielleicht etwas weniger antik anmuten, aber sie werden geistig dieselben primitiven Menschen bleiben, die sie vor Jahrtausenden waren. Sie bilden die ins Klassische ausgeprägten orientalischen Vertreter des vielverbreiteten Typus der Herdenmenschen.

Über der Masse der Bauern dürfen wir aber die Bewohner der kleinen Städte nicht außer acht lassen. Sie werden meist nicht unmittelbar durch den Ackerbau gefesselt, sondern spielen eine vornehmlich kaufmännische und gewerbliche Rolle. Deshalb sind sie der Bedrückung durch die Herrschenden längst nicht in dem Maße unterworfen wie die Fellachen, ja viele von ihnen gehören selber zu jenen, indem ein Teil des ländlichen Grund und Bodens durch Erbe, Kauf oder wucherische Praktiken in ihren Besitz gelangt ist. Sie nehmen die Importwaren Europas entgegen, verhandeln sie an die Bauern weiter und halten hierdurch, ohne es zu ahnen und zu wollen, die Metamorphose von jenen ab. Bei ihnen selber aber wird die letztere in verschärftem Maße wirksam (Kairo) oder kann es werden (Baṛdâd).

Solche Gründe, der Umstand, daß die Bewohner der großen Städte (Fes, Marrakesch, Kairo, Baṛdâd) sich als Nachkommen glänzender Überlieferungen fühlen und durch den Gegensatz zu dem armen Bauer und dem abgerissenen Beduinen wesentlich gehoben werden, haben ein ziemlich eigenartiges Wesen gezüchtet. Die Städter sind übermäßig von sich eingenommen, ohne daß sie diese Überlegenheit durch eine gewisse urbane

Gewandtheit zu verdecken sich bemühen, abendländisches Wesen scheint nicht allzuviel Geheimnisse mehr für sie zu bergen, sie geben sich als die Welterfahrenen, dabei als die Zentralgeister des Universums. (Uns kann keiner! um es vulgär auszudrücken). Die beständige Reibung mit Europa hat sie natürlich völlig mit dessen Industrieerzeugnissen angereichert, aber anderseits ihr Orientempfinden gestärkt und sie zu innerlich doch ziemlich fanatischen Menschen gemacht. Indessen betätigt sich der Fanatismus fast nur theoretisch. Knechtisch wie die Heloten auf dem platten Lande sind sie grad nicht, aber weise und vorsorgende Diplomaten, die es nicht gern nach irgend einer Seite hin verderben.

Schwierigkeiten in politischem Sinne hat die Metamorphose des Orients von ihnen kaum zu erwarten. Kairo (1882) und Fes (1912) haben ihren Eroberern keinen nennenswerten Widerstand geleistet, Bardâd wird es auch nicht. Ferner glaube ich nicht, daß die geisteskulturelle Umformung des Morgenlandes in ihnen auf allzu starke Hindernisse stoßen wird, wennschon sie immerhin ihre Zeit verlangt. Und Zeit darf man im schwerfälligen Sphinxleib des Orients nicht nach dem Kleinmaß von Jahrzehnten rechnen, sondern nach Jahrhunderten.

Oasen, Humusflecke geringen Umfangs in ödem wüsten- oder steppenhaftem Gebiet, gewöhnlich seßhaft besiedelt, wegen der Kleinheit aber nur mit bescheidener Zivilisation. Ihr Ackerbau ist an Grundwasser (selten an fließende Gewässer) gebunden, ihr Dasein knüpft an besonders günstige Aufschlüsse desselben an, so daß ihr Vorkommen vereinzelt ist. Da zum Begriff der Oase die Besiedlung durch Menschen gehört[1]), so sind die Oasen stets seßhaft bewohnt. Es gibt ihrer in den Steppen- und Wüstenstrichen des ganzen Morgenlandes (Sahara, Arabien, Zentral-Iran). Sie finden sich also innerhalb eines sehr weiten Raumes, doch würde das Areal aller, auf einen Fleck zusammengetragen, das Kulturland Ägyptens, also eine Fläche von rund 30 000 qkm wohl kaum übersteigen. Eine derart geringe Ausdehnung im Verein mit so weiter Zerstreuung bedingt es, daß die Oasen mehr einen relativen Wert, nämlich für ihre Umgegend und als Wegetappen, besitzen, als einen absoluten durch ihre eigene Produktionskraft.

[1]) Unbewohnte, aber bewohnbare Humusflecke in öder Umgebung werden im Arabischen als Hattîje unterschieden.

Oase Tûser (Tozeur), Südwest-Tunisien, am Ufer des Schott el Dscherid. Sie besitzt 420000 Dattelbäume und wird vom Ued el Mechta bewässert, der aus 194 Quellen entsteht

Aus diesen Erwägungen heraus wollen natürlich auch ihre Bewohner beurteilt sein. Diese sind einmal Bauern, die einer beschränkten Scholle möglichst viel Früchte zu entlocken bemüht sind, und anderseits spielen sie den Händler im Verkehr mit Durchreisenden. Ihre grundlegende Beschäftigung macht sie nun durchaus nicht den Fellachen der Kulturebenen ähnlich. Wegen der Fernlage ihres Wohnortes von Regierungszentren leben sie meist frei und entbehren jedes knechtischen Sinns. Als Beispiel will ich nur die Libuberber der Oase Siuah anführen, die trotz einer ägyptischen Besatzung heute noch ziemlich unzuverlässige Untertanen des Vizekönigs sind. Zu einer so freimütigen Basis ihres Charakters gesellt sich das Selbstbewußtsein, das ihnen der Verkehr mit den durchreisenden Karawanen verleiht. Diese kommen nur gar zu oft abgerissen und erschöpft an, preisen den Schatten, das Grün, die Sicherheit der Oase und erwecken hierdurch einen nicht geringen Hochmut der Oasiten. Aus der Erkenntnis der Freiheit entwickelt sich gar bald und oft das der Frechheit. Vielleicht nirgends im Orient findet man anthropozentrische Weltanschauung so drastisch und für den Beurteiler vergnüglich ausgebildet als grade in den entlegensten Oasenklexchen.

Doch noch ein drittes Moment vervollständigt den Charakter der Oasiten. Es ist der Eindruck, den das Verhalten der Beduinen, naher wie sehr ferner, hervorruft. Gewisse Nomadenstämme verkehren in gewissen Oasen stets friedlich, denn sie brauchen sie als Stützpunkte zum Ankauf und Verkauf. Der ständige Verkehr mit ihnen, der sich in den Bahnen der Kordialität bewegt, überträgt auch auf die Oasenleute einige kleine Züge nomadischen Wesens, vor allen Dingen (durch die Prahlereien der Beduinen über ihre Raubzüge) Vertrautheit mit Ideenverbindungen, die sich mit der Aneignung fremden Gutes beschäftigen. Deshalb haftet vielen Oasiten Neigung zum Diebstahl an, ja zu Gewalttätigkeiten gegenüber schwächeren Reisenden. Andere Beduinenstämme hingegen kommen nicht in friedlicher Absicht, sondern um die Oase selber zu plündern. Da das aber nur ganz selten ein ständiger[1]) Druck zu sein pflegt, so ergibt sich die Möglichkeit der Entwicklung einer ziemlich kriegerischen Ader.

[1]) Bevor die Oasengruppe Kauar in die Hände der Franzosen kam (1906), waren ihre Bewohner Untergebene der Tuârig Keloui. Diese erlaubten ihnen weder Ackerbau noch sonst irgendeine einträgliche Beschäftigung, mit Ausnahme des Sklavenhandels, zu treiben, damit sie zur Bearbeitung der Salzminen gezwungen waren. G. Rohlfs, Quer durch Afrika. Leipzig 1874. F. A. Brockhaus. Bd. 1. S. 249.

Die Ausstattung der Oasiten mit abendländischem Industriegut ist nach der Lage ihrer Wohnplätze verschieden. Nähe zu größeren Kulturgebieten sowie Berührung mit wichtigen Karawanenstraßen bringen eine leidliche Auswahl davon unter die Leute. Immerhin handelt es sich nur um sehr notwendige Gegenstände, so daß die Realkultur der Einsamen meist noch nicht in allzu enge Abhängigkeit von Europa geraten ist. Geisteskulturell aber blieben sie von der abendländischen Metamorphose so gut wie ganz verschont. Konnte man doch unter den libuberberischen Bauern der Oase von Tripolis vor der italienischen Besetzung (1911) noch zahl-

Eine Stadt der Sahara, Mursuk in Fesân.
Die Hauptstraße, der Dendal, verrät sudanischen Einfluß (1906)

reiche Leute finden, die von Europäern die abenteuerlichsten Vorstellungen hegten, trotzdem einige viertausend derselben keine 10 km entfernt seit vielen Jahrzehnten zu sehen waren. Die Knaben und Jünglinge des Oasenarchipels Fesân gehen bei ihrer Ankunft in Tripolis mit gespanntem Schauder und gruseligem Entsetzen dem Anblick des ersten Europäers entgegen, denn sie stellen sich diese Geschöpfe als feuerspeiende und kinderfressende Unholde vor.

Die Metamorphose hat unter den Oasiten des Orients so gut wie noch gar nicht begonnen. Es ist wegen der Unbedeutendheit und Entlegenheit der meisten Oasen auch nicht anzunehmen, daß sie so bald in Gang kommen

wird. Erwägt man hierzu, daß die Leute sehr religiös und oft fanatisch, außerdem eigensinnige Eigenbrödler sind, so drängt sich der Schluß auf, daß die Oasen zu den hartnäckigsten, zu den orientalischesten Teilen des Morgenlandes gehören. Fränkische Neuerungen werden in ihnen nur äußerst langsam Fuß gewinnen können!

Ihre Bedeutung liegt aber auch für die Metamorphosierung nicht allein in ihnen selber, sondern auch in ihren Beziehungen zu den Beduinenstämmen. Für die Zivilisierung der letzteren sind sie die gegebenen Ansatzpunkte, weil der Beduine immer auf sie zurückgreifen muß, will er seine Erzeugnisse absetzen und seine Bedürfnisse erneuern.

Zwar ist das ganze weite Gebiet des Orients in geopsychologischen Bildern an uns vorübergezogen. Die wilden Nomaden und die feinen Effendis, die rohen Bergstämme wie die gedrückten Fellachen, die behäbigen Städter sowohl als die weltfremden Oasiten. Ich brauche wohl nicht besonders zu betonen, daß mit ihrer Aufeinanderfolge der Schatz des Morgenlandes an Kulturtypen noch längst nicht erschöpft ist. Die Einzelgegenden des weitweiten Orients weisen so viele individuelle Züge auf, die durch die verschiedenste Kombination der verschiedensten Tatsachen so vielgestaltig können dargestellt werden, daß ich hier nur Normalfiguren zu zeichnen vermochte. Es ist nicht leicht, Leben und Schema in einem Bett zu paaren.

Wie mancher der Aufzeichnung werte Charakter stößt mir beim Überdenken dieser Unzahl von Formen auf. Eine Gattung muß ich noch herausstellen, die, so wenig sie mit dem Boden an sich verknüpft ist, doch ungemeine Bedeutung grade im Morgenlande (und sonst nirgend so sehr) gewonnen hat und durch tätiges Stoppen des Metamorphosierungs-Vorgangs eine erste Rolle spielt. Es sind die Bewohner der heiligen Pilgerstädte und ihre Kunden, die Pilger selber.

Gewisse Geschehnisse innerhalb des allerfrühesten Islâm gaben Anlaß zur Heiligung ihrer Örtlichkeiten, soweit sie nicht schon (wie Mekka) in heidnischer Zeit große Messen waren. Kérbela in Nordwest-Babylonien ist die Stätte der Niederlage und des (fälschlichen) Grabes des jungen Hussên, der hier 680 im Kampf gegen die Feinde seines Vaters Ali fiel. Das 90 km südlicher erbaute Nedschef enthält das schiitische Hauptheiligtum des Ali und liegt in völlig kahler Gegend, die aus sich allein die Anlage kaum eines winzigen Dörfchens, geschweige denn einer

Stadt rechtfertigen würde. Die schiitische Konfession des Islâm weist aber außer diesen beiden wichtigsten heiligen und deshalb von zahlreichen Wallfahrern aufgesuchten Orten noch eine stattliche Anzahl von solchen zweiten Ranges auf. Ich nenne nur Meschhed Ali in Chorassan, Gaṣimên bei Baṛdâd, Ssâmarra am mittleren Tigris und Kum südlich von Teheran. Bei den Sunniten aller Länder besitzen Mekka und Medina in Westarabien,

Ägyptisches Dorf mit Dattelpalmen

die Geburts- und Begräbnisorte des Propheten, allgemeine und auch von den Schiiten anerkannte Geltung. Heilige Städte wie Fes in Marokko und Kairuân in Tunisien haben es demgegenüber nur zu örtlichem Ruhm gebracht.

Niederlassungen, die ganz ausschließlich oder vornehmlich von den Pilgern leben, sind Mekka, Kérbela, Medina und Nedschef. Sie allein vermögen deshalb das eigenartige Völkchen der Pilgerwirte in Reinkultur

zu züchten, zumal Mekka und Nedschef, die beide in völlig steriler, anbauloser Gegend ihre Moscheekuppeln aufwölben. Medina und Kérbela erfreuen sich zwar des Rückhalts einer üppigen Palmenoase, würden aber doch ohne Heiligsprechung kaum Gemeinwesen von städtischem Charakter geworden sein.

Das Bild der Pilgerstädte und ihrer Bewohner wird von verschiedenen Seiten bestimmt. Jede der Städte lebt in zwei Erscheinungsformen, in einer spirituellen und in einer der rauhen Wirklichkeit. Jene existiert nur in der Einbildung der Mohammedaner und ist ein prangendes Glanzgemälde, eine Phantasmagorie von Schönheit, Frömmigkeit, Einfalt und Hoffnungsseligkeit, die dem Pilgrim den weiten, rauhen Weg durchstrahlt. Aber sie ist nur eine Fata morgana, ein Illusionsprodukt, dem die persönliche Kenntnisnahme recht realistische Lichter aufsetzt. Eben die alte Geschichte von der Kehrseite der Medaille.

Das Wesen der Pilgerwirte hängt zuerst einmal von der, besonders in Mekka, gradezu beispiellosen Vermählung aller möglichen Rassen und Völker ab[1]). Während in Kérbela und Nedschef das persische, babylonische, arabische und (weniger) das indische Blut nebst Sprache herrschen und in Medina das arabische vorwiegt, finden wir in Mekka, daß im arabischen Bett alle Menschen zwischen Senegal-Marokko und China-Malaienarchipel einerseits, sowie zwischen Ungarn-Sibirien und Ostafrika anderseits ihre unverkennbaren, vermischten, verwischten Spuren zurückgelassen haben. Rassenmischung ist ein fördersam Ding, aber allzu viele Köche verderben auch hierin den Brei. Wohl nirgends als dort stehen die Charaktere, die Instinkte, die Leidenschaften, die Leibesbildungen so hart und unvermittelt, so verschiedenartig und widersinnig beieinander. Sind doch die heiligen Stätten geachtete Asyle, deren Bannkreis Verbrecher und Flüchtlinge in großer Zahl dem Arm der Gerechtigkeit entzieht. Nur der Ring der Religion, d. h. auch des wirtschaftlichen Interesses, bildet einen dünnmaschigen, alle umhüllenden Schleier, der die Pilgerwirte den Wallfahrern als einheitliche Maße erscheinen läßt. Die Rassenmischung hat offenbar den Grund gelegt zu einer reichlich einseitigen Ausbildung des

[1]) Kérbela wird alljährlich von 100—200 000 Wallern aufgesucht. Mekka zählte 1880 etwa 92 000 Pilger, 1904 rund 200 000, 1907 (unter dem Einfluß der neuerbauten, die Reise verbilligenden Hedschâsbahn) sogar 281 000. Von dieser Zahl waren 113 000 türkische Untertanen, 40 000 Inder, 17 000 Nordafrikaner, meist Libuberber, 16 000 russische Staatsangehörige, 15 000 Perser, 13 000 Sudaner, vorwiegend Neger, 12 000 Zentralasiaten usw.

Gehirns, und zwar vorwiegend der listigen, verschlagenen Art geistiger Tätigkeit, die ja gewöhnlich sehr häufig an geringwertige Intelligenz geknüpft ist. Der Verkehr mit den Pilgerscharen hat diese Anlage ausgereift und zu hoher Vollkommenheit entwickelt. Die Städter leben eigentlich nur noch von den Pilgrimen, und so ein Wallfahrtsort ist schließlich nichts anderes als eine riesige Herberge. Die fromme Scheu der Fremden und die Unbeholfenheit vieler unter ihnen wird von den Pilgerwirten weidlich

Kérbela und die Moschee Ssidna Abbâs (1908)

ausgebeutet, so daß diese sich eines recht leichten Verdienstes erfreuen. Dessen Art hängt meist von der Entwicklung einer hervorragenden Schwatzkunst ab und macht die Leute raffiniert, gerissen, skrupellos, falsch, wortbrüchig und frech. Sie fördert Hand in Hand damit einen Brustton religiöser Überzeugung und die Maske heiliger Unantastbarkeit zutage, die gradzu zum Geschäftsinventar werden. Rein geistig genommen tritt mithin der Pilgerwirt als ein Mensch des Scheins auf, dem die Pose Lebensbasis ist. Eine wesentliche Verstärkung erfährt sie noch durch den Stolz auf den als so heilig verehrten Wohnsitz, die auserwählte, von weit weither

aufgesuchte Stadt, welche so unendliche Reichtümer anzuziehen imstande ist.

Die Realkultur der heiligen Stätten hat sich wegen des übergroßen Zu- und Durchstromes von Reisenden, die jene gleichzeitig als Messen und Jahrmärkte zum Handel benutzen, und mithin von Waren natürlich nicht frei von europäischen Industrieerzeugnissen erhalten können. Grade hier vermag sich der Orientale mit allen möglichen modernen Dingen zu versehen und mancher Hintersteppler dürfte so zum erstenmal eine nähere Anschauung davon empfangen haben. Realkulturell sind grade die Wallfahrtsorte und die Reisen zu und von ihnen geeignet, relativ aufklärend und empfänglich machend zu wirken.

Doch steht es anders mit der geistigen Seite der Kultur. In dieser Hinsicht sind die Mekka, die Kérbela und all die anderen wohl die Sammelpunkte von Alt-Orient, die Ausgangsstellen des größten Widerstandes gegen die moderne Metamorphose. Ihre einflußreiche Stellung, die Einnahmen ihrer Bewohner würden durch die letztere für immer vernichtet. Man kann aber auch sagen, daß jeder Pilger für die Europäisierung als ein Punkt weniger ausscheidet. Jeder einzelne von ihnen stärkt ferner durch seine Fabeln und Märchen einer ganzen Reihe von Heimatshockern das islamische, das orientalische Rückgrat und macht sie zu sehr unsicheren Größen in der Kalkulation der Metamorphose. Da mithin die heiligen Orte zu den erbittertsten Feinden der Neugestaltung gehören, so muß die letztere dahin trachten, die Pilgerfahrten zu unterbinden. Politisch kann dies durch Wallfahrtsverbote der einzelnen europäischen Kolonialregierungen geschehen, wenngleich das noch nicht eine sehr durchgreifende Maßregel sein möchte. Das radikalste Mittel wäre natürlich die Vernichtung der Pilgerstädte selber. Das werden aber deren Besitzer, auch wenn es erst einmal europäische Mächte sind, vielleicht nicht zulassen, da sie durch die Pilgerströme in ihr Gebiet und durch die religiöse Weihe ihrer Stadt einen großen Einfluß auf die mohammedanischen Untertanen auch fremder Regierungen ausüben können; wie denn z. B. England durch Vermittlung des ägyptischen Khediv nach dem Erwerb von Mekka und Medina trachtet. Aber immerhin, vielleicht vermöchten internationale Verträge diese brennende Frage zu schlichten. —

In einer gewissen Parallele zu den Pilgerfahrten steht der Heeresdienst in den mohammedanischen Teilen des Morgenlandes. Realkulturell macht er die Leute mit manchen neuesten Errungenschaften Europas bekannt, mit Geschützen, Maschinengewehren, Repetiergewehren,

europäischen Kleidungsstücken, Disziplin, Taktik usw. Aber geistig-kulturell stärkt er den Eingezogenen in strammster Weise das orientalische Rückgrat. Denn die Soldaten sind die berufenen Verteidiger des Islâm und die Verbreiter seines Herrschaftsbereiches. Deshalb müssen sie ebenso

Ägyptische Bauchtänzerin

sehr korântreu als kriegerisch sein. Jeder gewesene orientalische Soldat ist ein eifriger und überzeugter Propagandist des Orients und scharfer Widersacher der europäischen Metamorphose. Die Leute sind gradezu als kleine Sendboten der inneren Mission anzusehen.

Überblicken wir die Erörterungen dieses Abschnittes und die in ihnen angeschnittenen Typen, so zeigt sich, daß im gegenwärtigen Morgenlande sehr verschiedene Zivilisationsstufen nebeneinander stehen, während die Kulturgrade innerlich nicht gar so mannigfaltig sind. Vom wildrohen Targi zum Redakteur des Tannin ist äußerlich ein weiter Schritt; aber erinnern wir uns, daß dieser Schritt vor und in gar nicht so langer Zeit zurückgelegt wurde, so stoßen uns schon Bedenken auf über das Ausmaß der geistigen und sittlichen Entfernung. Diese ist nicht so bedeutend als es auf den ersten Blick scheinen will. Immerhin hieße es doch zu schematisch vorgehen, wollte man von dem modernen Orientalen schlechthin sprechen. Den gab es vielleicht einmal vor über hundert Jahren, als die neuzeitliche Metamorphose noch nicht eingesetzt hatte oder doch im Morgenlande noch keinen einflußreichen Faktor darstellte. Heute hingegen ist der Orient schon zu sehr mit dem bacillus europ. infiziert.

Es erscheint aber zweifellos, daß die gegenwärtig in Marsch befindliche Umformung im Begriff steht, den modernen Orientalen heranzubilden. Vielleicht ist man in hundert Jahren schon so weit, mit leidlicher Berechtigung von ihm zu sprechen. Am ehesten wird er natürlich in den Kulturgebirgen und den Kulturebenen entstehen, am spätesten in den zuerst behandelten geographischen Kulturtypen

Bild aus der alten Stadt Amăsia im Norden Kleinasiens, dem Geburtsorte Strabos. Man blickt vom rechten Ufer des Jeschŭl Irmăk auf den linksufrigen Stadtteil. In der Mitte ein großes Schöpfrad, das dem hellen Gebäude daneben Wasser liefert (1907).

Islâmfeindliche Strömungen im Orient

Als die Araber im 7. Jahrhundert jene weiten Länder unterwarfen, lag ihnen oft mehr am Erobern und Beutemachen als an der Bekehrung der Andersgläubigen zum Islâm. Wem Allah nicht den Trieb in den Busen gesenkt hatte, aus eignem Antrieb Móslim zu werden, der mochte nur in seiner verfluchten Religion verharren.

Gewiß, man errichtete Schranken zwischen den Andersgläubigen, die ja anfänglich in der Mehrzahl waren, und den Herren, aber das Verhältnis beider gestaltete sich im allgemeinen nicht schlecht, jedenfalls besser als heutigentags in entlegenern Gegenden. Selbstverständlich war den Nichtbegnadeten höchste Achtung des Islâm anbefohlen. Sie durften sich nicht an mohammedanische Frauen machen, keinen Rechtgläubigen zum Abfall verleiten, ihm nicht schaden und nicht seinen Feinden Vorschub leisten. Sie mußten andere Kleidung tragen, durften ihre Häuser

nicht höher bauen als die der Moslmîn[1]), öffentlich keinen Wein trinken weder Schweine noch Kreuze sehen lassen, keine Waffen tragen und nu auf Maultieren oder Eseln, nicht aber auf Pferden reiten (dies in de Türkei bis zu den Tansimat der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts[2]). Ferner hatten sie Grundabgaben und Kopfsteuer zu entrichten, wofür ma ihnen die freie Ausübung ihrer Religion versprach. Man nannte die solche Art lebenden Untertanen „Schutzgenossen".

Befanden sie sich in großer Überzahl, so wurden jene Bestimmunge milde gehandhabt, mit der Zeit aber verschob sich das Zahlenverhältni sehr zu ihren Ungunsten und in der Behandlung seitens der Herren grif gelegentlich und zuletzt sogar sehr oft Willkür um sich. Dem waren di Juden, welche von den Mohammedanern nach des Propheten Beispie noch heute aufs höchste verachtet werden, gemeinhin wesentlich meh ausgesetzt.

Eine schlimme Plage ward für die Andersgläubigen besonders de Cháradsch, die Grundsteuer, welche im Verein mit der Kopfabgabe un= verhältnismäßig hoch angesetzt wurde. Die syrischen Christen, die weger ihrer Begünstigung der arabischen Eroberung von ihr befreit waren mußten sie sehr bald ebenso wie alle anderen entrichten. Während di Mohammedaner nur eine geringfügige Armensteuer zu bezahlen hatten blieb den Ungläubigen einzig der Trost, nicht als Lanzenfutter verwendet zu werden. Anderseits aber erzeugte die völlige Entwöhnung vom Ge= brauch, ja sogar vom Tragen der Waffen, sowie ihre Stellung als Staats= bürger zweiter Klasse bei den Nichtmohammedanern im Verlaufe langer Jahrhunderte einen ausgeprägten Knechtssinn.

Erst im Verfolg der beginnenden Europäisierung und des Verfalls des Orients im 19. Jahrhundert finden sich Ansätze zum Erlöschen dieser Servilität.

Während die meisten Andersgläubigen in berechtigter Wahrung ihrer Interessen allmählich zum Islâm übertraten, verharrten nur die Bewohner gewisser Gegenden im Glauben der Väter. Eine gute Gewähr verlieh der

[1]) Noch 1906 berichtete mir ein Franziskaner bei der Besteigung des Glocken= turms der katholischen Kirche im afrikanischen Tripolis mit erklecklichem Stolz, das Turmkreuz überrage das höchste Minâre der Stadt um einige Meter. Ich glaube, es hatte viele Verhandlungskämpfe mit den mohammedanischen Behörden gekostet, diesen Vorsprung zu behaupten.

[2]) Im Innern Türkisch=Afrikas durften noch zur Zeit der ottomanischen Herr= schaft Juden in Gegenwart von Mohammedanern nicht reiten.

Libuberberisches Mädchen von 12 bis 14 Jahren aus Tunis.

großen Mehrzahl von ihnen die Unzugänglichkeit ihrer Heimat, meistens entlegener Gebirgsstriche, fern von den Straßen des Weltverkehrs. Den Anlaß mögen prinzipielle Gegensätze zu den anderen, den Mohammedanern, gegeben haben, was besonders bei den Armeniern gut hervortritt. Des Glaubens halber, einzig und allein der altererbten Religion selber wegen haben sich wohl nur die Juden und die Parsen vom Korân ferngehalten, denn bei ihnen lassen sich keinerlei wirtschaftliche Gegensätze landschaftlicher Art und für sie daraus entspringende Vorteile des Beharrens erkennen.

Christen

Die Verbreitung der eingeborenen Christen und die Zahl ihrer Bekenntnisse im Orient erscheint nicht gering. Doch muß man dabei die Einschränkung machen, daß sie sich auf Vorderasien und dessen afrikanischen Ansatz, das Ägypterland, beschränken, im übrigen Nordafrika aber fehlen. Ferner ist es bezeichnend, daß sich nur Ackerbauer zum Christentum bekennen, nirgends aber Nomaden. Hiermit hängt es wohl auch zusammen, daß die meisten Nazarener in recht fruchtbaren Strichen hausen, an denen ja im Afrikanerorient wesentlich mehr Mangel herrscht als im Asiatischen.

Recht bedeutend ist die Zahl der Rūm oder Rum urtudux, d. h. der Griechisch-Orthodoxen, die sich namentlich in Kleinasien und Syrien vorfinden. Dort in Anatolien sind sie der Abstammung nach vielfach echte Griechen und Nachkommen der altklassischen Besiedlung der maritimen Randlandschaften. Der Islâm hat namentlich in den letzten Jahrhunderten ziemlich breiten Boden unter ihnen gewonnen. So gibt es nicht wenige Dörfer, deren mohammedanische Bewohner durch Überlieferung genau wissen, daß ihre Ureltern noch vor hundert oder zweihundert Jahren Christen waren. Eine große Anzahl der noch christlichen Griechen aber ist wenigstens so weit türkisiert, daß sie nicht mehr griechisch, sondern nur noch türkisch sprechen, namentlich die Bewohner des Landes. Anderseits sprechen manche Gemeinden im entlegenen Innern ein Griechisch, das fast die alte klassische Sprache geblieben ist und Archaismen enthält, welche dem heutigen Küstengriechisch längst verloren gingen. Hierhin gehört z. B. Farasch (Pharaza) am Samanti Su, dessen Bewohner ihre Abstammung vom Peloponnes herleiten.

Nun hat allerdings seit Jahrzehnten und in Anknüpfung an die Los=lösung Griechenlands von der Türkei eine zielbewußte Tätigkeit ein=gesetzt, auch die anatolischen Brüder eng an das Mutterland anzuschließen und durch Gründung von Schulen und Vereinen wieder zu gräzisieren. Die Erfolge der Hellenisierung scheinen in den Küstengegenden durchweg bedeutend. Die Leute sind erweckt worden und bereiten die Befreiung vom türkischen Joch durch Schülererziehung sowie durch Verklärung der ruhmreichen Vergangenheit ihres Volkes vor.

Im Gegensatz zu den Orthodoxen Syriens sind sie nicht sehr fanatisch, sondern leben allein dem völkischen Gedanken, indem sie die Vereinigung mit den freien Griechen jenseits des Ägäermeeres erstreben. Reiche Leute erwerben dadurch Verdienst, daß sie eine Schule stiften, in der die Jugend zu nationaler Begeisterung entflammt wird. Als Ärzte, Advokaten, Lehrer, Dolmetscher, Journalisten und Bankiers bilden sie eine nicht geringe In=telligenz, als geschickte Handwerker, erfolgreiche Fischer, gewinnsüchtige Krämer und fleißige Ackerbauer stellen sie eine stattliche Volksmasse dar. Im allgemeinen ist es übrigens gerade den Griechen Kleinasiens unter osmanischer Herrschaft niemals so schlecht gegangen wie andern Christen. Man brauchte sie sogar in großer Zahl, nämlich vorzugsweise zur Beman=nung der türkischen Kriegs= und Handelsflotte, von der namentlich die erstere in den vergangenen Jahrhunderten sehr stark war.

Wesentlichere Unzufriedenheit ist erst durch die großgriechische Pro=paganda erzeugt worden. Ob sich die anatolischen Hellenen als Unter=tanen des Königreiches so übermäßig wohlfühlen würden, darf fast etwas bezweifelt werden, waren sie doch schon im Altertum freie Kolonien und kennen nicht die Lasten des Militärdienstes.

Am dichtesten siedeln die Griechen an der Westküste Kleinasiens, besonders von der Südspitze der lykischen Halbinsel bis zum Berge Ida hin. Auf diesem ganzen Küstenstreifen und auf den vorgelagerten Inseln herrschen sie in Stadt und Land. Die dortigen fruchtbaren und wohl=bewässerten Täler zwischen nicht selten bewaldeten Gebirgen, die kühn ins Meer hineinspringen und im Verein mit den winkenden Inseln schöne Buchten umrahmen, bilden den Schauplatz der uralten griechischen Kauffahrtei, Schifferei und Bodenbestellung. Auch am Hellespont und am Golf von Ismîd fehlen die Flecken und Dörfchen der Griechen nicht, wie sie auch das Mündungsgebiet des Sakaria bewohnen und in breiter Entwicklung namentlich das ostpontische Waldland von Sinope ostwärts.

Im Innern Kleinasiens begegnet man größeren Siedlungen von Griechen selten, findet aber z. B. in der Gegend von Kaisarî, Nigde und Kônia Kolonien von ihnen. Erst im kilikischen Teil der Südküste treten sie wieder in einiger Verbreitung auf. Einzelne Personen hingegen kann man wohl in allen Städten und Städtchen Anatoliens antreffen, wo sie als Klein=gewerbler und Diener, als Wirte und Köche, als Höker und Geldleute ihr Brot verdienen. —

Griechisches Stadtbild im Westen Kleinasiens, Ismîd am gleichnamigen Golf des Marmara=Meeres.
Vorwiegend Holzhäuser und schräge rote Ziegeldächer (1908)

Von Kilikien aus greifen sie auch nach Syrien hinüber. Doch gehört die Mehrzahl der Griechisch=Orthodoxen Syriens körperlich nicht zu den Hellenen, sondern hat nur das religiöse Bekenntnis mit ihnen ge=mein. Sie unterscheiden sich anthropologisch nicht von den übrigen Syrern, also semitisierten Hetitern, und reden Arabisch als Muttersprache wie sie. Der Gottesdienst wird gewöhnlich arabisch abgehalten, die meisten Geistlichen entstammen der Mitte des Volkes und nur der höhere Klerus besteht aus echten Hellenen, welche die Messe ausschließlich in griechischer Sprache lesen.

In den verschiedensten Teilen des Landes gibt es viele Schulen, in deren Oberstufe das Griechische gelehrt wird, während die Unterrichtssprache Arabisch ist. Kirchlich stehen die syrischen Orthodoxen unter zwei Patriarchen, die in Jerusalem und Antiochia residieren.

Schon aus der körperlichen und sprachlichen Verschiedenheit läßt sich schließen, daß eine Annäherung der Leute an das Königreich kaum in Frage kommt. Wenn sie nun auch durch Geburt und Erziehung unverfälschte Orientalen sind, so machen sich aber doch Widerstandsbestrebungen gegen die islamische Bevormundung geltend. Daß diese der Türkei noch keine ernsteren Schwierigkeiten bereitet haben, leitet sich zu einem nicht geringen Teile von der alten Feindschaft der Orthodoxen gegen die Lateiner, die römisch-katholischen Christen, ab. Die blutigen Kämpfe zwischen beiden zur heiligen Osterzeit in Jerusalem sind allgemein bekannt, belustigen die Mohammedaner höchlichst und müssen alljährlich von türkischem Militär erstickt werden.

Neuerdings geraten die Rūm Syriens mehr und mehr in Rußlands Netz, für welches der reichdotierte russische Palästina-Verein durch eine stattliche Zahl von Pilgerhäusern und Schulen wirbt. In diesem Protektorat Rußlands über die syrischen Orthodoxen liegen vielleicht die Keime zukünftiger Bedrohungen der politischen Herrschaft des Islâm in jenen Landschaften verkapselt[1]). Wenn das Zarenreich erst einmal Armenien und den Westen Persiens wird besetzt haben, so dürfte es seine gierigen Tatzen bald nicht nur nach Landbesitz am Persergolf ausstrecken, sondern auch nach solchem am östlichen Mittelmeer, wodurch die sperrende Bedeutung des Bosporus und der Dardanellen für Rußland an Gefährlichkeit wesentlich verlieren würde. Der Schutz der syrischen Orthodoxen aber könnte für ein derartiges Vorgehen vielleicht eine erwünschte Handhabe bilden. —

Außer in Kleinasien und Syrien haben sich auch in Armenien noch griechisch-orthodoxe Gemeinden erhalten. Sie bestehen am westlichen Quellauf des Tigris, dem Argni-Su, und nördlich davon am Murad Su. Doch ist ihre Zahl immerhin nicht groß genug, als daß sie eine beachtenswerte Rolle spielen könnten. Viele von ihnen arbeiten in den dortigen Schmelzwerken, wie sich auch in Kleinasien die Griechen sehr zur Arbeit in Bergwerksbetrieben eignen.

[1]) Schon 1853 wurden Streitigkeiten um die „heiligen Stätten" in Jerusalem von Rußland als Vorwand zum Kampf gegen die Türkei benutzt (Krimkrieg).

Mindestens ebenso gefährlich wie die griechischen Los=vom=Orient=Bestrebungen haben sich für den Islâm die Umtriebe der Armenier gestaltet. Die Armenier sind über das ganze ihren Namen tragende Land verbreitet und teilen sich in dessen Täler im Westen und Süden mit den Kurden, im Osten und Norden mit den Tataren. Von beiden unterscheiden sie sich durch reinere Erhaltung des alten hetitischen Rassentypus, durch das Bekenntnis zum Christentum und durch vorwiegend acker=

Die Bastonade, die uralte Strafe des Orients.
Die Füße werden an einen Balken geschnürt und mit ihm emporgehoben, worauf man die Sohlen mit Weidenruten streicht. Etwa fünfzig Hiebe gelten als milde, tausend als grausame Strafe. Aufnahme aus Persien.

bauliche, gewerbliche und händlerische Tätigkeit, die zur Seßhaftigkeit zwingen. Am dichtesten siedeln die Armenier um den Wansee, um Erserûm und in Russisch=Armenien, wohin sie seit den 1820er Jahren aus der Türkei massenweis auswanderten. Doch findet man sie auch sehr viel in den Dörfern und Städten Persisch=Armeniens, Nord=Mesopotamiens und sogar in Kleinasien, namentlich zwischen dem Antitaurus und Amanus sowie rings um den wunderschönen Golf von Ismîd. Darüber hinaus aber

begegnet man Armeniern wohl in allen Städten Vorderasiens (außer Arabien) und Ägyptens, wohin sie in großer Zahl ausgewandert sind und wo sie durch erstaunliche Geldgier bald zu etwas Vermögen, aber niemals zu Beliebtheit gelangen.

Die sog. armenische Frage läßt sich nur aus dem Rassen- und Wirtschaftsleben der Völker des Landes erklären. Die Armenier waren seit Jahrtausenden die Herren des Hochlands und hatten, wohl unter sumerischem Einfluß, eine bemerkenswerte Kulturhöhe erklommen, von welcher noch heute gigantische Burganlagen und Keilinschriften Zeugnis ablegen. Später kamen blonde Barbaren aus dem Norden eingewandert, die mit den Ansässigen natürlich in lebhafte Konflikte gerieten. Ihrer Gewohnheit gemäß beharrten die Fremdlinge im Nomaden- und Halbnomadenleben und sicherten sich vorwiegend die höher gelegenen Teile der Berglandschaften, deren Steppen und Matten. Das schloß nicht aus, daß sie sich vielfach mit den Vorbewohnern vermischten, wodurch im Verlauf der letzten drei Jahrtausende die heutigen Kurden entstanden.

Bei deren unstäten, kulturarmen Stämmen und Gauschaften fand der ebenfalls von Nomaden hereingetragene Islâm zuerst Gegenliebe, während die kulturstolzen, unabhängigen Armenier ihr Christentum behielten. Lange Jahrhunderte scheint der größte Teil der Bewohner des Landes dem christlichen Glauben angehangen zu haben. Zur Zeit der Kreuzzüge gab es ein christliches Königreich Kleinarmenien in Kilikien, wo den damals noch sehr kriegerischen Armeniern die Grenzwacht des Kreuzes gegen den Halbmond oblag. Aber erst einmal auf allen Seiten durch die Türken von den christlichen Ländern gänzlich abgeschnitten, werden allgemach viele Armenier zum Islâm übergetreten sein, wodurch die Kurden das Übergewicht erlangten. Diese Benachteiligung der Armenier mag durch die Unterbindung des Warenverkehrs infolge der naiven Handelspolitik der früheren Türken und durch den allgemeinen wirtschaftlichen Niedergang des Orients wesentlich verstärkt worden sein.

Solange die Türken in Armenien noch nicht festen Fuß gefaßt hatten, schalteten allerorten die kurdischen Deré Beïs, die Grafen und Barone der Talgaue. Ihre Herrschaft scheint man im allgemeinen für ganz in der Ordnung gehalten zu haben, wenigstens drang nichts besonders Ungünstiges über Bedrückungen der Christen nach Europa. Die Armenier kannten es eben nicht anders, als daß die Kurden sie gelegentlich ihre Übermacht fühlen ließen.

Dieses leidliche Verhältnis änderte sich erst mit der Europäisierung des Orients und seit der eingehenderen Beschäftigung der abendländischen Politik auch mit den entlegeneren Teilen des Morgenlandes. Durch den erstgenannten geschichtlichen Vorgang wurden den Armeniern die Augen geöffnet über ihr Verhältnis zu den mohammedanischen Herrschern. Sie erkannten, daß es auch noch lichtere und weitere Welten gibt als die ihnen vertraute, sie erlebten es, daß christliche Untertanenvölker des gefürchteten Ssultâns in Südosteuropa sich durch Waffengewalt vom türkischen Joch befreiten und dabei der Sympathien der Großmächte gewiß waren.

Der zweite historische Prozeß ist die beginnende Rivalität Englands und Rußlands in Asien. Des Zarenreiches Streben nach den warmen Meeren des Südens mußte grade in den zwanziger Jahren eine Verbindung zum Mittelmeer oder Inderozean über Armenien für näherliegend erachten als weiter im Osten. Durch die Aneignung eines Teiles von Persisch-Armenien hatte es die Residenz des obersten Patriarchen der gregorianischen Armenier in seine Gewalt gebracht und vermochte somit auch auf die armenischen Untertanen des Ssultâns einen gewissen Einfluß auszuüben. Anderseits drangen in jener Zeit amerikanische und später auch englische Missionare namentlich in Türkisch-Armenien ein, welche ziemlich viele gregorianische Armenier dem Protestantismus gewannen. Hierdurch entzogen die letzteren sich natürlich dem Einfluß Rußlands, welches deshalb durch den Patriarchen von Etschmiadsin die Bischöfe im Türkischen zur Unterdrückung weiterer Abfälle anwies. Der moskowitische Gesandte in Konstantinopel und das bisher gute Verhältnis der Armenier zur Pforte bewogen selbst diese, auf die protestantisch gewordenen Ketzer einzuwirken. Die letzteren aber fanden in ihrer Not Fürsprache beim britischen Botschafter, der denn auch 1846 ihre Anerkennung als eine von den Gregorianern unabhängige Gemeinschaft durchsetzte, worauf sie 1850 auch als Millet erklärt wurden.

So senkte sich der Keim der Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen in die Köpfe der Armenier, und ihre bisher ruhigen Beziehungen zur Pforte trübten sich. Sie beschwerten sich über ungerechte Behandlung von seiten der türkischen Richter und über Erpressungen durch den kurdischen Lehnsadel. Im Jahre der Konstitution, 1876, überreichten sie in Stambul zum erstenmal ein Gesuch mit der Bitte um Reformen, die ihnen zwei Jahre darauf im Berliner Vertrag zugesagt aber nicht ausgeführt wurden.

Zu blutigen Zusammenstößen kam es jedoch erst 1890, wo die Armenier über die Untätigkeit der türkischen Behörden gegenüber den Belästigungen seitens der Kurden Klage führten. Im Juni reizte die gegenseitige Erbitterung die Armenier zu Straßenkämpfen wider das Militär und die mohammedanischen Einwohner, was diplomatische Schritte Englands, Rußlands und Frankreichs zur Folge hatte. In Konstantinopel ward eine Verschwörung aufgedeckt, deren geheime Leitung man bis nach dem russischen Etschmiadsin zurückverfolgen konnte. Sogar die Forderung der Autonomie Armeniens wurde damals schon erhoben, doch bekundeten die armenischen Vertreter dem Ssultân schließlich ihre Ergebenheit.

Zur Ruhe waren die christlichen Freiheitsbestrebungen damit aber noch längst nicht gebracht. Man entdeckte Komplotte, die über ganze Städte verbreitet waren, und hängte und verbannte eine Anzahl Überführter (1893). Jetzt kam es endlich heraus, daß die armenische Propaganda schon viel weiter um sich gegriffen hatte und bedeutend gefährlicher war, als die Regierung annahm.

Die im Auslande lebenden Armenier arbeiteten planmäßig die Organisation des Aufstandes aus, geheime Sendboten durchreisten die armenischen Provinzen, verteilten Bomben und Waffen, schürten die Erbitterung und provozierten Gewalttaten von seiten der Mohammedaner, um den Grimm des armenischen Volkes zu immer höheren Flammen anzufachen und die Aufmerksamkeit Europas auf die elende Lage seiner christlichen Brüder zu lenken.

Im Jahre 1894 loderte der Aufstand empor und begann in der Landschaft Ssassun im Armenischen Taurus. Von vornherein nahm sich England der armenischen Sache an und bewog Rußland und Frankreich zu einer mit ihm gemeinsamen Untersuchung (1895) und zu Reformvorschlägen an die Pforte. Deren Ablehnung schürte die Aufstandsbewegung zu neuer Glut und an vielen Orten, besonders in Konstantinopel, Trapezunt und Urfa, kam es zu blutigen Massakern unter den Armeniern, teilweise von der Regierung selber angestiftet, stets aber von ihr begünstigt.

In Europa erhob sich ein Sturm der Entrüstung, der wenigstens teilweise berechtigt war. Um ihm Rechnung zu tragen, ordnete die Pforte nochmals Reformen in den östlichen Provinzen an und ernannte gegen Ende des Jahres vier mohammedanische und zwei christliche Justizinspektoren für jene Gegenden. Ferner sollte jedem Uâli ein christlicher Gehilfe (Muawin) beigegeben werden, die Verwaltungsbeamten, Poli-

zisten und Gendarmen eines Distriktes, sollten entsprechend der Zahl der Armenier desselben z. T. Christen sein. Das Wandergebiet der Kurden wollte man genau feststellen und militärisch bewachen lassen, was man sich offenbar recht leicht vorstellte, falls man es überhaupt ernstlich plante.

Noch bevor die Pforte an die Ausführung ihrer Verheißungen gehen konnte, gab es in Trapezunt und Erserûm neue Krawalle, im Nordosten Kilikiens eroberten die Armenier das Städtchen Setûn, das sie erst nach mehreren Monaten auf konsularische Verwendung hin herausgaben. Im August 1896 verübte eine armenische Bande Bombenattentate in Konstantinopel selber und bemächtigte sich schlankweg der Ottomanbank. Daraufhin plünderte der Pöbel die armenischen Stadtteile, was mehreren Tausend Armeniern das Leben kostete. All diese Erhebungen unternahmen die Leute nur im Vertrauen auf Englands Schutz, über den sich die Pforte auch mehrfach bitter beklagte.

Armenische Frauen (in Hosen) und Kinder (1907)

Im Frühjahr 1897 fanden nochmals blutige Kämpfe statt, und zwar in der schön gelegenen Stadt Tokât und im Wilajet Âdana, was auf das Drängen der Mächte zu einem strengen Einschreiten gegen die dortigen Behörden führte. In Konstantinopel platzten wiederum die Bomben, die Regierung ging rücksichtslos gegen alle Schuldigen vor und hielt sogar sämtliche Personen, die mit Armeniern verkehrten, für verdächtig und gefährlich, wobei natürlich vielerlei Mißgriffe vorkamen. Eine große Anzahl Armenier floh nach Rußland, von wo man sie aber 1898 wieder zurückschickte, trotzdem die Türkei sie anfänglich nicht aufnehmen wollte.

Im Jahre darauf überfielen mehrere kurdische Haufen einige armenische Dörfer in den Landschaften von Musch und Sassun im Armenischen Taurus. Seitdem haben die Reibereien zwischen den Armeniern auf der einen und den Kurden und Türken auf der andern Seite niemals ganz aufgehört. Von Zeit zu Zeit lodern die Flammen der Erbitterung, des hohnlachenden Siegergefühls und der Verzweiflung wieder empor, wie zuletzt 1909 in Adana und Umgegend. Man muß sie eben als Zeichen der modernen Metamorphose des Morgenlandes auffassen, als die ersten Versuche eines jahrhundertelang unterdrückten, von Natur hochbegabten Volkes, sich jene Selbständigkeit zu erringen, die es nach Maßgabe seiner geschichtlichen Vergangenheit und seiner Vorzüge wohl verdient.

Es wäre falsch, „den" Armenier nach jenen Angehörigen seines Volkes zu beurteilen, die in alle Städte Vorderasiens hineingeschlichen sind und hier als gierige Wucherer, als verschlagene Händler und als Teilnehmer sämtlicher schmutzigen Praktiken einen verhaßten und verachteten Namen erworben haben. Dieses falsche, lauernde, betrügerische Gesicht findet man gemeinhin nur unter den aus dem heimatlichen Hochlande ausgewanderten Armeniern. Sein Dasein ist auch nicht weiter verwunderlich, wenn man erwägt, daß alle unterdrückten Völker des Orients ähnliche Züge aufweisen, und daß beim Armenier die angeborene hohe Begabung viele davon noch mehr verschärft hat.

Auf dem Lande in Armenien selber, in den baumgrünen Tälern zwischen den weidereichen Berghängen hingegen leben die Leute als bescheidene Bauern, in der Furcht der Mohammedaner, die jeden Augenblick kommen und die Frucht monatelangen Ackerns rauben können. In der Verzweiflung geht da mancher „in die Berge", d. h. er nimmt ein Gewehr, gesellt sich zu Gleichgesinnten, lauert kurdischen Wanderern auf und überfällt kurdische Dorflager. Denn das haben die Armenier in den letzten Jahrzehnten ganz gut gelernt, grad wie ihre Brüder in den Städten recht geschickt mit Dynamit und Revolver umzugehen wissen. Von solchen Racheakten an den bösen Kurden und von Massakern und Weiberschändungen unter den Armeniern selber ist die moderne armenische Literatur voll, und diese Stoffe bilden eine wahre Himmelsleiter für deren Erstarken.

Überblickt man die armenische Bewegung, so muß man in ihr einen sehr gefährlichen Faktor zur Vernichtung des Orients erkennen. Im Verein mit der griechischen überspannt sie Kleinasien und Ar-

menien und reicht sogar nach dem Norden Mesopotamiens und Syriens hinüber, in welch letzterem Gebiet sie sich mit der syrisch-christlichen berührt. In diesen drei Ländern zusammen mag ungefähr der fünfte bis sechste Teil der Einwohner christlich und jüdisch sein! Daraus erhellt, daß die Europäisierung nirgends im ganzen Orient auf so günstigen Boden stößt als grad hier. Zieht man dazu in Erwägung, daß das Klima dieser Länder in den fruchtbareren Teilen

Typisches Kurdendorf mit Pappeln im Armenischen Taurus.
Buschwald. Regenstimmung

auch Europäern stärkere körperliche Arbeit erlaubt, so ergibt sich, daß bei einer Inbesitznahme jener Länder durch europäische Staaten die Bedeutung der mohammedanischen, stillstandsteifen Bevölkerung gegenüber den fremden und eingeborenen Christen sehr schnell und sehr wesentlich verringert würde. Hundert Jahre tüchtiger Kolonisation vermöchten hier erstaunliche Umwandlungen zu schaffen.

Um mehr in der Nähe zu bleiben, so muß vermerkt werden, daß die Armenier natürlich jedwede europäische Invasion willkommen heißen.

Den größten geistlichen Einfluß hat auf die Masse des Volkes, die Gregorianer, Rußland, politisch aber erhoffen die Armenier Ersprießliches eher von England, daß sich durch Mission und diplomatische Fürsprache der Bedrängten angenommen hat. Da England aber in den südlicheren Gegenden Vorderasiens größere territoriale Erwartungen hegt, so wird es die meisten armenischen Distrikte wohl dem Zarenreiche überlassen.

Auch in den zerschnittenen Berglandschaften Syriens gewährten die Bodenverhältnisse und die Isolierung vieler Ackerbaulandschaften durch kahle Striche reichlich Gelegenheit zur Erhaltung des Christentums in manchen Gemeinden. Allerdings sind alle sehr zersplittert und in kleinen Mengen über das Land verstreut, doch gibt es wenigstens ein umfangreicheres Gebiet mit christlichem Charakter, das sich genau mit dem höchsten und fruchtbarsten Gebirge Syriens deckt, nämlich das Volk der Maroniten.

Wie sich in nahezu allen kleinen Restvölkern der Gebirge des Asiatischen Orients die Züge der alten hetitischen Vorbevölkerung reiner erhalten haben als in den der Vermischung mit späteren Einwanderern mehr ausgesetzten Bewohnern der offeneren Landschaften, so auch bei den Maroniten. Im Besitz der monotheletischen Sektenrichtung des Christentums, kamen sie erst durch die Kreuzzüge mit der katholischen Kirche in Verbindung, der sich gegen 1600 die letzten monotheletischen Maroniten anschlossen, ein Geschäft, bei dem sie als schlaue Orientalen ein paar kleine althergebrachte Besonderheiten zu behalten wußten, wie z. B. das Heiraten des niederen Klerus.

Die Hauptmasse der Maroniten siedelt im Libanon, einige kleinere Gruppen finden sich weiter nördlich im Nosairier-Gebirge und zerstreut schließlich auch in den Ebenen und Städten Mittelsyriens. Im ganzen beträgt ihre Zahl etwas über 310 000 Köpfe, von denen 85—90 Proz. auf den Libanon entfallen.

In den bewässerten Tälern und auf den hellen Lehnen dieses Gebirges schmiegen sich ihre anmutigen Dörfchen in einem Kranz grünender Baumgärten und terrassierter Äcker an die Flanken der Berge. Lichte Rebenfelder und prangende Maulbeerbaum-Plantagen klettern allerorten in die Höhe, neben den Kuppelbauten der vier Schock Mönchs- und Nonnenklöster knubbern Ziegenherden das grüne Kraut ab. Die Zucht der Seidenraupe gibt der Mehrzahl guten Verdienst, andere erwerben durch

Weberei ihren Unterhalt und manche betätigen sich im Kleinhandel. Durch Energie zeichnen sich die meisten nicht aus, vielmehr kann man sie nur als brave, aber etwas stark konservative Arbeiter bewerten.

Durch kriegerische Ereignisse machten die Maroniten zuerst 1840 im Abendlande von sich zu reden. Damals hatten die Ägypter sie gegen die Drusen auszuspielen gesucht und bewaffnet. Als sich nun aber die Bergvölker auf Anstiften Englands gegen die Ägypter erhoben, nahmen die letzteren deren Entwaffnung vor und begingen Greueltaten gegen die Christen.

Bauern und Halb=Beduinen aus Ostsyrien.
Dorf Ssúchne mit der warmen Schwefelquelle (links)

Weit größeres Aufsehen aber erregten ihre Schicksale im Jahre 1860. Schon seit den Kreuzzügen erfreuten sich die Maroniten der Aufmerksamkeit Frankreichs, welches sich im Laufe der Jahrhunderte mehrfach für sie beim Ssultân verwendete. In der letzten Zeit wurden sie infolgedessen immer anmaßender und benahmen sich den Drusen gegenüber bedeutend kecker als früher, so daß die letzteren 1860 mit Waffengewalt über die Christen herfielen, unterstützt vom türkischen Militär und anderen Mohammedanern, so daß blutige Metzeleien unter den Maroniten angerichtet wurden. Frankreich schickte seinen Schützlingen Militär zu Hilfe und die Großmächte setzten bei der Pforte das Libanon=Statut durch, welches den Maroniten Autonomie unter einem christlichen Mutessarif gewährte.

Seitdem ist die Anlehnung der Maroniten an Frankreich noch weit enger geworden. Viele von ihnen sprechen Französisch, der französische Generalkonsul macht dem Patriarchen alljährlich pompöse Besuche, der größte Teil der Seidenernte des Libanon wird nach der Republik ausgeführt und in Lyon verarbeitet. Besonders die maronitische Geistlichkeit, welche die Herrschaft über die breite Masse in Händen hält, steht fest zu Frankreich.

Wenn das letztere dermaleinst Mittelsyrien besetzt (eine andere Großmacht scheint hierfür nicht in Frage zu kommen), so kann es sofort mit nahezu 300 000 treuen und kräftigen Anhängern allein unter den Maroniten rechnen. Ganz abgesehen von der schon bestehenden Autonomie des Libanons (mit eignem Militär usw.) ist deshalb dieses Gebiet eines der im Sinne des Orients und der Türkei unzuverlässigsten. Es schreit förmlich nach dem Anschluß ans Abendland und man darf seinen zukünftigen europäischen Besitzer wegen der Fruchtbarkeit und Lenksamkeit der glaubensgenössischen Bewohner wohl beneiden. Vielleicht wird sich kein Teil des weiten Morgenlandes der europäischen Zivilisation und später ihrer Kultur so leicht anpassen wie der christliche Libanon. —

Außer den Griechisch-Orthodoxen und den Maroniten gibt es in Syrien noch eine stattliche Anzahl von „lateinischen Christen“[1]), die mit der katholischen Kirche uniert sind. Sie wurden von römisch-katholischen Priestern dem griechischen, dem syrischen und dem chaldäischen Bekenntnis abspenstig gemacht und zählen jetzt als unierte Griechen oder Melchiten (Rum katulîk), als unierte Syrer (Surjân), als unierte Nestorianer (Kaldân) und als unierte Armenier (Armen katulîk). Sie gelten gemeinhin vielfach als verschlagen, hinterlistig, treulos, mit allen Mitteln auf Gelderwerb bedacht und weisen somit die üblichen Charakterseiten lange unterdrückter Völker auf. Die Frauen, die sich auf der Straße meist verschleiern, zeichnen sich nicht selten durch bemerkenswerte Schön-

[1]) Einige Leser werden unter den hier angeführten europäerfreundlichen Christen des Orients vielleicht die sog. Levantiner vermissen. Das ist eine allen Leuten unklare Bezeichnung, welche viele auf die Mischlinge orientalischer Europäer oder solcher mit eingeborenen Christen anwenden, namentlich in Ägypten, Syrien, den Küstengebieten Kleinasiens und Konstantinopels. Ich habe sie nicht weiter erwähnt, da sie m. E. entweder den Europäern oder den orientalischen Christen zuzuzählen sind, was ich dargelegt habe in meiner kleinen Untersuchung: „Levante und Levantiner?“ (Petermanns Geographische Mitteilungen 1911 II, Dez.-Heft, S. 328—330).

heit aus. Selbstredend leben auch diese Christen der Hoffnung einer baldigen Besetzung Syriens durch die Franken, von denen viele schon die französische Sprache und allerlei Zivilisation angenommen haben. Druckereien, Literatur, Zeitungen, Kleider und Möbel der besser gestellten Christen sind aus Europa eingeführt und schüren im Verein mit der doch immer noch untergeordneten Stellung zwischen den Mohammedanern den brennenden Wunsch der Befreiung von deren Joch. Darin stimmen natürlich auch die eingeborenen, durch amerikanische, englische und deutsche Mission gewonnenen Protestanten überein, deren Zahl aber gering ist und in ganz Syrien nicht viel mehr als 20 000 beträgt, so daß sie dem Überwiegen des französischen Einflusses kaum wirksam entgegenarbeiten können.

Außerdem leben in Syrien noch Angehörige zweier anderer Kirchen, deren Hauptsitze aber in Nord-Mesopotamien und Kurdistân liegen. Es sind das die Jakobiten und Nestorianer.

Die Jakobiten bekennen sich wie die Armenier als Monophysiten und stehen unter einem eignen Patriarchen. Die meisten wohnen im Tur abdîn, einem wenig bekannten Gebirgsplateau im Nordosten Mesopotamiens, und in den umgebenden Landschaften, wo sie vielfach in eignen Dörfern zusammenhausen. Während die Leute meist wohl hetitischer Abstammung sind, sprechen doch viele von ihnen noch Syrisch, einen Zweig des Aramäischen. Mönchswesen, Bilder- und Heiligenverehrung spielen bei ihnen eine bedeutende Rolle. Ihre Zahl mag im ganzen zwischen 150 und 200 000 Köpfen betragen.

Es sind meist arme Teufel, die der Urväter Sitte, Sprache und Religion mühsam vor dem Sturm der islamischen Umgestaltungen in entlegenen Tälern und Mulden bis auf unsere Tage bewahrten. Der Klerus ist unwissend und gedrückt wie das ganze Volk. Von einem merklichen Einfluß der Europäisierung des Orients hat man bei ihnen bisher wohl noch nichts verspürt. Wenn sie vielleicht auch keinen besonders günstigen Boden für die Umwertung alles Bestehenden geben werden, so muß man doch allein schon aus ihrem Gegensatz zu der islamischen Masse schließen, daß auch sie sich, wie alle Christen, der Gefolgschaft der Fremden anreihen werden. —

Ein näherer Zusammenhang mit den Franken besteht schon heute bei einem Teile der Nestorianer. Ihr christlicher Glaube wich im 5. Jahrhundert von Syrien nach Persien und breitete sich im folgenden

ein wenig aus, in vereinzelten Gemeinden sogar bis Indien und China. Als Vermittler griechischer Wissenschaft spielten sie damals eine nicht geringe Rolle, waren auch bei den Mohammedanern ganz wohl gelitten. Erst unter Timur verfolgte man sie heftig, worauf sich die meisten in die Schluchten des unzugänglichsten Teiles von Kurdistân zurückzogen, in die Bergklötze von Hakkiari. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts schloß sich wegen innerer Streitigkeiten ein Teil an Rom, die jetzt sogenannten unierten Nestorianer oder Chaldäer[1]), welche sich gewisse Sondereigentümlichkeiten zu wahren wußten.

Die Zahl der orientalischen Nestorianer beträgt vielleicht 120 000, die der Chaldäer etwa die Hälfte davon. Die altgläubigen Nestorianer hausen in den wohlbewässerten Tälern im Gebiet des nördlichen Sab zwischen Amadia und Kandil, von Dschulamerk bis Sat und westlich von Urmia. Die letztere Gruppe ist 1896 zum griechisch-orthodoxen Glauben übergetreten und hat sich unter den Schutz Rußlands begeben. Die Chaldäer sitzen in den Ebenen und Vorhügeln zwischen dem Tigris, nördlichen Sab und Zagrosgebirge. Ihrer aller Sprache ist, wie die der Jakobiten, ein aramäischer Dialekt. Beide Gruppen stehen unter je einem Patriarchen. Wie die Kurden, in deren Mitte sie wohnen, zerfallen sie gesellschaftlich in eine Adelskaste, die Assireten, und in die fast wie Sklaven gehaltenen Bauern. Die kirchlichen Unterschiede gegenüber den anderen christlichen Bekenntnissen werden von ihnen als unübersteigliche Scheidemauern angesehen, so daß sie ihre Mitchristen kaum viel weniger hassen als die Mohammedaner.

Daß sie Grund genug haben, den letzteren alles mögliche Üble in den Bart zu wünschen, erhellt aus ihren Schicksalen im vorigen Jahrhundert. Die gewaltsame Überwindung der unbotmäßigen Kurdenbarone während der dreißiger Jahre mochte die Pforte veranlaßt haben, auch von den Nestorianern, die bisher ziemlich unabhängig unter der nicht allein geistigen, sondern auch weltlichen Macht ihrer Patriarchen gelebt hatten, völlige Unterwerfung zu verlangen. Als sich der altnestorianische Patriarch weigerte, rückten kurdische Heerhaufen gegen die altnestorianischen Talgaue vor, metzelten Tausende von Männern nieder, führten die Weiber gefangen fort und erzogen viele Knaben zu Mohammedanern. Als daraufhin nestorianische Banden durch die Bergwildnisse fuhren, um an den Kurden Rache zu nehmen, fielen diese 1846 noch einmal mit erdrückender

[1]) Die Nestorianer selber verwenden die letztere Bezeichnung auch für sich alle.

Übermacht über die Christen her, wobei 11 000 der letzteren umgekommen sein sollen. Durch diesen harten Schlag wurde der Unabhängigkeitssinn des merkwürdigen Völkchens so vollständig gebrochen, daß die Pforte bisher nie wieder etwas von ihm zu befürchten hatte.

Der alte und der neue Orient.
Altertümliche Häuser- und Palmengruppe neben Telegraphenlinie und Bahnhofsgelände (rechts). In Medîna el Fajûm, Ägypten (1908)

Die Nestorianer geben zweifellos einen guten, aufnahmefähigen Boden für die Einführung abendländischen Wesens ab. Sie dürften dermaleinst den Ausgangspunkt für die Zivilisierung Kurdistâns bilden. Der kleinere Teil von ihnen wird nach Roms Geheiß handeln, in dem größeren aber machen sich russenfreundliche Strömungen geltend. Bei dem bewaffneten

Vorgehen eines europäischen Staates gegen die mohammedanischen Kurden jener Gebirgsstriche ist mit Sicherheit auf die Hilfe von 15—20000 Mann von ihrer Seite zu zählen, welche mit Hinterladern bewaffnet, im Besitz genauer Heimatskenntnisse und voll Ingrimm auf die Glaubensfeinde eine schätzenswerte Hilfe bieten werden.

Die Christen des Orients heben sich kulturell kaum von den um sie herumwohnenden Mohammedanern ab, denn sie sind meist gleiches Stammes und gleicher Lebensweise. Der Religionsunterschied unterstreicht bei manchen gewisse Verschiedenheiten, doch gehen sie nicht soweit, um die Kulturgemeinsamkeit zu verwischen. Der christliche Glaube stemmt sich dem Fortschritt allerdings nicht so entgegen, wie es der Islâm tut, aber dieser Vorteil nützte seinen Anhängern bisher nichts, da sie als Minderheiten sich den rückständigen Mehrheiten anpassen mußten. Erst der Rückhalt, den die unterdrückten Raja neuerdings an den Abendländern finden, erlaubt ihnen die Ausnutzung jener Freiheiten, die ihre Religion zuläßt.

Das findet sich recht anschaulich bei den Kopten Ägyptens verwirklicht. Die Kopten unterscheiden sich von den übrigen Ägyptern körperlich ein klein wenig durch etwas ausgesprochenere Erhaltung des altägyptischen Rassenprofils, da die Zugehörigkeit zum Christentum sie vor manchen Blutzumischungen bewahrte, denen die mohammedanisch gewordenen Ägypter von seiten ebenfalls islamischer Zuwanderer weit mehr ausgesetzt waren. Doch ist eine grundsätzliche Grenze zwischen Kopten und Ägyptern nicht zu ziehen.

Die monophysitischen Christen Ägyptens, fanatisch, hochmütig und düster, gehaßt und verfolgt von den glaubensgenössischen Byzantinern, schlossen sich s. Z. den eindringenden Mohammedanern bereitwillig an, verscherzten sich aber deren Gunst gar bald durch feindselige Umtriebe. Trotz vielen späterhin erfolgenden Bedrückungen blieb ein Teil der Ägypter dem Christentum treu, so daß noch heute die koptische Gemeinde aus mehr als 700000 Seelen besteht. Die meisten wohnen in den Städten Oberägyptens, namentlich in der Gegend des alten Koptos, doch fehlen sie wohl in keinem größeren Orte des Pharaonenlandes.

Die städtischen Kopten verdienen ihren Lebensunterhalt vorzugsweise durch gewerbliche Tätigkeit und Schreiberdienste, die ländlichen mit der Bodenkultur. Auch ihrem Charakter ist durch jahrhundertelange Be-

drückung von seiten der Mohammedaner jener allen Christen und Juden des Orients eigne Knechtssinn eingeprägt, der kriechende Demut, Hinterlist, Falschheit und schmutzig anmutende Geldgier miteinander vereint, wozu aber bei ihnen ein schon altägyptischer Hang zäher Beharrlichkeit kommt. Die schlimmen Seiten dieser orientalischen Christen entsprangen eben daraus, daß sie ständig vor Gewalttat und Unrecht Schutz suchen mußten. Daraus folgt, daß die Laster der Knechtschaft sich von dem Augenblick an bessern werden, mit welchem die Unterdrückung aufhört. Dabei ist zu erwägen, daß eine solche Änderung nicht mit einem Male vor sich gehen kann, sondern daß sie, ein Erzeugnis von anderthalb Jahrtausenden, Jahrhunderte benötigen wird. (Anderseits läßt sich annehmen, daß die Mohammedaner, wenn sie erst einmal einige hundert Jahre unter europäischer Fremdherrschaft werden gestanden haben, auf dem besten Wege sein dürften, ihrerseits die Sünden der Unterdrückung zu erwerben.)

Geistig stehen die Kopten nicht eigentlich höher als die Moslmîn Ägyptens, aber sie haben unter dem langen Druck eine gewisse geriebene Geweckteit, eine Hellhörigkeit entwickelt, deren Grundlagen bei den Mohammedanern des Landes nicht zur Entfaltung gebracht wurden, weil der zwangsweise Anlaß dazu fehlte. Die Kopten sind etwas gelenkiger geworden, um sich anzupassen, ihre Religion steht außerdem einem Fortschritt nicht im Wege. Folglich mußte sich die Europäisierung des Nilreiches von ihrer Seite des wärmsten Entgegenkommens versichert halten. Schon unter dem mohammedanischen Regiment des vorigen Jahrhunderts spielten sie eine gewisse Rolle als Bureauschreiber im Dienste der Regierung.

Sie kamen auch den Engländern bereitwillig entgegen, ja zu bereitwillig — und das war der Fehler. Denn die Kopten glaubten nunmehr das Paradies für sich geöffnet, vermeinten auf Kosten ihrer bisherigen Peiniger plötzlich die Herren zu werden. Zu ihrem Leidwesen mußten sie aber erfahren, daß die Rotröcke die Mohammedaner auf gleicher Stufe mit ihnen behandelten. Die Mehrzahl der koptischen Regierungsschreiber verlor sogar ihre bequemen Stellen, weil sie sich nicht zu einfacherer und moderner Amtsführung verstehen wollten. Sie wurden großenteils durch christliche Syrer ersetzt. Wir erleben hier also sogar den seltsamen Fall, daß es orientalischen Christen durch das Eindringen europäischer Herrschaft nach einigen Seiten schlechter gehen kann. Erst sehr allmählich lernten die Kopten, daß die Abendländer ihnen zwar volle Freiheit und

Gleichberechtigung mit den Mohammedanern sichern, daß sie durch jene aber gleichzeitig auf eigene Füße gestellt werden und sich durch eigene Kraft rühren müssen. (Man kann hierbei fast an die Aufhebung der Sklaverei in Amerika denken, die den Negern zwar die Freiheit gab, ihnen damit aber auch das bequeme Brot entzog.)

Viele der jüngeren Kopten sind schon europäisch erzogen und unterrichtet worden. Sie haben eingesehen, daß sie sich kräftig tummeln müssen, wollen sie es vorwärts bringen. Darum ist unter ihnen eine Strömung in Bewegung geraten, welche die ziemlich reichen, für religiöse Zwecke gemachten Stiftungen zu nützlicheren, der Fortbildung dienenden Zielen verwertet wissen will. Bekämpft wird diese Reformbewegung von der altkoptischen Hierarchie, die starr am Hergebrachten hängt, und von den Mohammedanern, welche die Vermehrung und Stärkung ihrer Rivalen fürchten. Trotz mancher Unterdrückung werden die Jungkopten dermaleinst den Sieg erringen und sie dürften dann eine bedeutsamere Rolle in den Geschicken Ägyptens spielen als gegenwärtig, wo sie es noch nicht im vollen Maße verstanden haben, ihre Gegensätzlichkeit zur islamischen Masse rechtzeitig auszunutzen.

Juden

Es ist seltsam, wie Judenschaft und Christenheit im Orient einander ergänzen. Wo es viele eingeborene Juden gibt, da fehlen die einheimischen Christen und umgekehrt. So kommt es, daß die Juden in Vorderasien eigentlich eine geringere Rolle spielen als in Nordafrika. Die Atlasländer, Tripolitanien und die Kyrenaika haben viele und z. T. sehr starke Judenkolonien, das koptenreiche Ägypten besitzt nur in seinen beiden Großstädten Judengemeinden, die nicht einmal einheimischen Ursprungs sind, in Palästina gibt es eine starke Judenschaft, ebenfalls in Bagdâd, an einigen Orten Persiens, im Herzen Kurdistâns und selbst in Afganistan. Die Israeliten Kleinasiens sind Espagnolen, die vor einigen Jahrhunderten aus Spanien auswandern mußten, woher auch die meisten Hebräer des Atlas stammen. In Jémen saßen schon vor Mohámmed jüdische Elemente.

In Palästina und in Marokko sind ziemlich viele Juden als Ackerbauer tätig und siedeln in eignen Dörfern. Fast ausschließlich in den anderen Gebieten, aber z. T. auch in den beiden letztgenannten beschäftigen sich die

Leute mit leichteren oder verachteten Handwerken (Schmiederei), mit Kleinhandel in Läden und durch Hausieren, mit Geldwechseln, Handelsvermittlung zwischen europäischen Häusern und den orientalischen Wiederverkäufern, und schließlich mit Banktätigkeit.

Jüdischer Geldwechsler (Sserrâf) aus Tunis

In den Städten hausen sie stets in abgeschlossenen, gewöhnlich recht schmutzigen Quartieren, in denen sie früher mehr oder minder eingesperrt waren, während seit einigen Jahrzehnten unter dem Einfluß der Europäisierung diese Schranken wenigstens für die Reicheren zu fallen beginnen.

Wie bekannt, weisen auch die Israeliten, grad wie die Christen des Orients, die unangenehmen Züge der Knechtschaft auf. Da ihre Religion

sie in weitem Abstand von allen Andersgläubigen hält, so läßt sich vermuten, daß die Juden jene Merkmale weit schwerer und später ablegen werden als die einheimischen Christen, welche sich durch keinerlei religiöse Bedenken von den Franken fernzuhalten brauchen.

Die ersten Israeliten des Morgenlandes, welche Bekanntschaft mit europäischer Herrschaft machten, waren die Juden Algeriens, denen die Franzosen in den dreißiger Jahren die Befreiung vom islamischen Joch brachten. Hierdurch fielen mit einem Schlage alle die demütigenden Bestimmungen fort, die sie peinigten, ihnen z. B. eine besondere schmähliche Tracht aufzwangen, doch ließ man sie unter der Herrschaft ihrer Rabbiner. Erst 1870 wurden alle Juden Algeriens durch Gesetz zu französischen Staatsbürgern gemacht, was die bis dahin Verachteten plötzlich weit über ihre früheren Quäler hinaushob, den Franzosen aber keinen ersichtlichen Nutzen brachte.

Nordafrikanische Jüdin

Selbstredend stehen die Juden völlig auf Seite der Gallier, wie auch in allen anderen Ländern des Orients, da sie von der franzosenfreundlichen Alliance Israélite mit französischen Kulturinteressen aufgezogen werden. Der größte Teil von ihnen in Algerien und Tunisien (wo man sie aber schon nicht mehr naturalisierte) hat sich ganz französiert oder ist auf dem besten Wege dazu. Diejenigen Marokkos werden nunmehr die gleichen Wege gehen, während die tripolitanisch-kyrenäischen seit mehreren Jahr-

Algerierin, früh gealtert.

zehnten stark im Fahrwasser Italiens segeln, dem sie sich hinfort ganz anpassen dürften.

Es ist ja keine Frage, daß die orientalischen Israeliten die europäische Besetzung mit lautem Hallelujah willkommen heißen und daß sie ganz treue und verläßliche Untertanen abgeben werden, die in einigen Jahrzehnten, wenigstens im Gebahren, zum großen Teil kaum noch als Orientalen erscheinen. Aber trotzdem dürften sie zur Europäisierung orientalischer Kolonien geringer geeignet sein als die eingeborenen Christen. Die letzteren sind zahlreicher, von der mohammedanischen Masse nicht ganz so sehr verachtet, von Glaubens wegen weniger skrupelvoll und umgänglicher, nicht so abgeschlossen als die Juden.

Es ist wohl möglich, daß der morgenländische Durchschnittschrist einige Jahre mehr braucht, um sich europäische Zivilisation zu eigen zu machen, als der Mitteljude. Aber ich glaube, daß er in die fränkische Kultur restloser aufzugehen vermag als jener, der zu viele religiöse Vorbehalte macht.

Europäisierte Christen dürften eher auf die mohammedanische Masse erziehend und versöhnend einwirken können als modernisierte Juden, welche wie ein abgeschlossener Fremdkörper im Volke hocken und keinen Drang besitzen, Proselyten zu machen. Die Israeliten werden eifrige Schüler der Franken und behalten das Gelernte für sich, die Christen stehen in der Lernbegier kaum hinter ihnen zurück, können aber einem Drange nicht widerstehen, das Erworbene anderen mitzuteilen. Das scheint mir der Unterschied.

Einzelsekten

Außer den Juden und Christen gibt es im Morgenlande noch einige ausgesprochen islâmfeindliche Gemeinschaften, mit denen die Europäisierung rechnen muß. Dahin gehören vor allem die Jesîd. Auch sie dürften uralte Völkertrümmer darstellen, äußerlich mit kurdischer Zivilisation und Sprache umkleidet. Ihre Verbreitung ist sehr zersplittert. Die meisten wohnen auf türkischem Boden, manche aber innerhalb der persischen Grenzen und viele haben sich vor den Verfolgungen seitens der Türken in russisches Gebiet geflüchtet, wo sie im Gouvernement Eriwan und im Kreise Kars siedeln und bis auf weiteres vom Militärdienst befreit sind. Ihre Gesamtzahl schätzt man auf kaum mehr als 100 000 Seelen

wovon auf Rußland etwa 15 000 entfallen, während sie in Persien nur wenig zahlreich sind. Die Jesîd der Türkei dürften mithin 80—90 000 Köpfe zählen. In der Türkei befinden sich ihre Hauptsitze im Norden Mesopotamiens, wo ihnen der Dschebel Ssindschâr ausschließlich gehört, ferner wohnen 4—5000 in den Bergen südlich und östlich des Wan-Sees, ja sogar bis nach Bajesit am Ararat hin, und nicht ganz soviele in Nordsyrien in der aleppiner Gegend. Die mesopotamischen Jesîd leben zum kleineren Teil (9—10 000 Zelte) nomadisch.

Die Sekte, deren Anhänger sich selber Esîd nennen, ist uns immer noch nicht in ihren letzten Mysterien bekannt, da kein Jesîdi, namentlich wenn er zu den eingeweihteren Graden gehört, etwas verrät. Durch Übertritt aber kann kein Fremder in ihre Gemeinde hineingelangen, da man als Jesîdi geboren sein muß. Das Volk ist theokratisch aufgebaut und streng in eine Anzahl Kasten geschieden, deren wichtigste die Geistlichen und die Laien sind. An der Spitze steht ein Schēch, der die höchste geistliche und weltliche Macht in seiner Hand vereinigt und dessen Wille als Gesetz gilt; neben ihm steht ein Emîr, dem die Vertretung nach außen hin zufällt.

In früheren Jahren war das Verhältnis der Jesîd zu den Mohammedanern gar nicht so schlecht, denn man hielt sie nur für eine absonderliche Richtung von Bekennern des Korân, mit denen man sich nicht näher befaßte, da sie keinerlei schädliche Propaganda für ihre Lehre machten. Hin und wieder unternahm einmal ein tatendurstiger Pascha eine Militärexpedition gegen die Jesîd, damit aber hatte es auch sein Bewenden.

Erst die großen Mißerfolge der türkischen Politik in Europa, welche die Augen der Gewalthaber mehr auf die Ausdehnung der Regierungsautorität im Innern richteten und insonderheit der Freiheit der Kurdenbarone verhängnisvoll wurden, machten sich bis zu den Teufelsanbetern geltend. In den vierziger Jahren nämlich schickte der Uâli von Môssul mehrere Heerhaufen gegen die Ketzer, unter denen die türkischen Soldaten, unterstützt von mohammedanischen Kurden, schreckliche Metzeleien anrichteten. Seitdem sind die meisten Jesîd der Pforte zinspflichtig und hin und wieder Bedrückungen ausgesetzt. In der Mehrzahl leben sie als ruhige Ackerbauer, doch gehen manche auch auf Räubereien aus und liegen sich öfter mit den arabischen Beduinen in den Haaren.

Nach ihrer ganzen Lage gegenüber der türkischen Regierung und gemäß ihrer Verachtung von seiten der Mohammedaner sind die Jesîd ebensosehr die natürlichen Feinde der islamischen Bevölkerung wie die

Christen und Juden. Man sollte deshalb annehmen, daß sie im Prinzip auf die Seite der eindringenden Europäer treten müßten. Bisher allerdings stehen sie noch ganz für sich da und man kann das Bedenken nicht verschweigen, daß sich ein Völkchen mit derart skurriler Religion und mit einer so langen und überaus strengen Abgeschlossenheit vielleicht auch den Franken gegenüber ablehnend verhalten wird. Durch die Verbreitung abendländischer Bildung und Aufklärung würde unzweifelhaft die Macht der Priesterkaste sinken, weshalb namentlich die letztere, welche

Beludschische Bauernfamilie vor ihrer Palmblatt-Hütte

das Volk regiert, den Fremden abweisend gegenübertreten könnte. Ich glaube deshalb, daß die Jesîd sich kaum schneller europäisieren werden als die Mohammedaner und daß diese Umwandlung sie wohl ihre Religion kosten würde. Ob vom Islâm oder vom Christentum umringt, scheinen mir die Jesîd als Sekte dem Untergang geweiht.

Man könnte bei den Jesîd vermuten, daß ihr Glaube der Rest einer oder mehrerer uralten, untergegangenen Religionen ist. Von den Parsi, Gebern oder Zerduschti weiß man es bestimmt. Das ist eine kleine, etwa 10000 Köpfe starke Gemeinde in den beiden zentralpersischen Städten

Jesd und Kirman, welche noch die altpersische Sprache und den alten Zoroasterglauben aufbewahrt hat, der vor dem Eindringen des Islâm ganz Iran beherrschte.

Da die Schiiten, in deren Mitte sie leben, die Gebern als Götzendiener betrachten, so wären sie wohl schon vor langer Zeit ausgerottet, könnten sie nicht einen Freibrief vom Khalif Ali vorweisen. Immerhin hält man sich an ihnen durch Entführung ihrer durch große Schönheit bekannten Mädchen schadlos.

Sie verdienen ihren Lebensunterhalt durch Landwirtschaft und Handel (namentlich nach Indien) und gelten als fleißig und ehrlich. Bekannt sind ihre dachlosen Begräbnistürme, in deren Ring man die Leichen offen aussetzt, damit sie von den Vögeln des Himmels verzehrt werden.

Eine Anzahl Glaubensgenossen wohnt in Vorderindien, von denen die persischen Gebern durch große Geldsummen unterstützt werden, auf daß sie das heilige Feuer der Altvorderen in Glut erhalten und wegen der Bedrückungen von seiten der Mohammedaner nicht völlig außer Landes gehen.

Es ist gar keine Frage, daß auch die Parsi den Mohammedanern feindlich gegenüberstehen, obwohl sie den Schah, den Nachfolger ihrer alten Könige, als ihren rechtmäßigen Herrscher ansehen. Denkt man an die vielen parsischen Handelsherren in Bombay, so muß man doch wohl annehmen, daß sich die Gebern Persiens auf seiten der Europäer stellen werden, zumal ihnen ja von diesen freie Ausübung ihres Kultus garantiert würde (wenn's nicht grade die Russen sein sollten). Weniger als ihre Zahl käme vielleicht ihr Geld der Metamorphose Persiens zu statten, zumal dann wohl nicht wenige der indischen Parsi in ihr Stammland zurückkehren würden.

Äußerlich dürften sich die Gebern rasch europäisieren, innerlich aber wohl niemals, da sie sich im Besitz der uralten Überlieferungen und Feuer für weit besser dünken als sämtliche Andersgläubigen. Jedenfalls sollte sich der zukünftige fränkische Beherrscher Innerpersiens die Erhaltung der Gebern als eines der fesselndsten Kulturdenkmale der Erde angelegen sein lassen.

Schließlich haust in der äußersten Nordostecke des Orients ein Völkchen, das mit den Mohammedanern der umliegenden Landschaften in bitterster Erbfeindschaft lebt. Das sind die Kafir im Südosten des himmelhohen Hindukusch. Ihre Abstammung leiten sie von den Hellenen

oder auch von den Arabern her, doch glaubt man verschiedenartige Rassenzüge unter ihnen zu bemerken, u. a. auch mongolische. Vielleicht läßt sich später mit näherer Bekanntschaft auch bei ihnen ein althetitischer Grundstock feststellen.

Sie siedeln in einem von gewaltigen Bergklötzen erfüllten Lande, das während langer Wintermonate von Eis, Schnee und Stürmen heimgesucht wird. Ihre achtzehn Stämme treiben Ackerbau, wofür die Sorge den Weibern überlassen bleibt, und viel Viehzucht. Auch über die Religion der Kafir (arab. d. h. Ungläubiger) ist nicht viel Verläßliches bekannt. Ahnenkultus besteht, Götzen soll es geben, denen Tieropfer dargebracht werden und an deren Spitze ein höchstes Wesen (Imrah) steht. Bei allen ist Vielweiberei üblich, und die Frau gilt als wertvolles Arbeitstier. Die Verschleierung derselben kennen sie nicht.

Eine der wichtigsten Lebensaufgaben eines echten und rechten Kafir ist der Kampf gegen die Mohammedaner, weshalb das Volk den Europäern, also den benachbarten Engländern, günstig gesinnt ist und sie wiederholt in ihr Land eingeladen hat. Die Zahl der Kafir schätzt man auf 120000 Köpfe, wovon der sechste Teil waffenfähig ist.

Die Leute betrachten sich als „Brüder der Feringi" und könnten vielleicht Mitarbeiter bei der Europäisierung jenes Teiles des Orients werden. Sind sie auch keine Christen, so ist es doch schon viel, daß sie nicht dem Islâm anhängen, ja ihn sogar bekämpfen. Allerdings entwertet die Entlegenheit ihres Ländchens vom Hauptkörper des Orients und seine Schwerzugänglichkeit ihre Hilfe ganz wesentlich, zumal sie selber im umfassendsten Maße erst der Erziehung bedürfen. Die Bedeutung der Kafir vom Standpunkt der Metamorphose ist deshalb wohl lediglich darin zu suchen, daß sie für ihren Teil der Europäisierung nicht so hinderlich entgegentreten werden wie die Mohammedaner.

Der Flecken El Bab in Nordsyrien (östlich von Háleb), der aus Kegelhütten (Gubâb) und Kastenhäusern gebaut ist.
Im Hintergrund Berg und Wallfahrtsmoschee Schēch Akîl (1907)

Halbislâmische Bewegungen

Die im vorigen Abschnitt behandelten Strömungen sind klar als islâmfeindliche Gebilde erkennbar. Die eindringende neue Zeit, der Abendländer kann mit leidlicher Sicherheit von vornherein mit jenen Elementen rechnen und annehmen, daß sie ihm bereitwillig entgegenkommen. Ja, manche unter ihnen darf der Fremde als wertvolle Bundesgenossen ansehen und sich von ihrer Mitarbeit viel versprechen.

Ein klein wenig anders steht das aber mit einer Gruppe völkischer und religiöser Bildungen, die nichts oder nicht viel mit dem Islâm zu tun haben, gelegentlich jedoch ihm entgegenstehen, zeitweise oder in manchen Fragen allerdings mit ihm gehen oder wenigstens so tun. Es sind das Kreise, von denen sich der Europäer nicht die prinzipielle Feindschaft des starrköpfigen Islâm zu versehen hat, sondern die sich für die moderne Kultur gewinnen ließen: wenn auch meist nicht mit derselben Leichtigkeit wie die Christen, so doch müheloser als die Mohammedaner.

Grade unter diesen Strömungen befinden sich einige wertvolle Verbindungen, die wohl trefflich geeignet wären, in der Neubelebung des Morgenlandes eine beachtenswerte Rolle zu spielen. Daneben allerdings trifft man ein paar Grüppchen, von denen sich ihrer eingefleischt nomadischen Lebensweise halber kaum eine Mitarbeit erwarten läßt.

Voran stelle ich unter ihnen das tüchtige Volk der Drusen. Auch sie scheinen, wie die Mehrzahl der Sondersekten Nord-Vorderasiens, ein Grundstock hetitischer Rasse zu sein, obgleich sie kulturell wie sprachlich stark arabisiert wurden. Doch unterscheiden sie sich schon äußerlich von den Arabern ziemlich auffällig durch ihre starken Bärte, ihr selbstbewußtes und trotziges Auftreten sowie durch die stämmige Gestalt. In der Tracht fallen die meisten Drusen wegen des weißen, glatt und regelmäßig aufgewickelten Turbantuchs auf.

Ursprünglich beschränkten sich ihre Sitze auf den Libanon und Anti-

Verfallende Moschee (Snâm Bascha) in Ostsyrien.
Dorf Kteife (1908)

libanus. Gegenwärtig aber nehmen sie nur noch die südöstlichen Gaue beider Gebirge ein und hausen um so ausschließlicher im Dschebel Haurân südlich von Damaskus, der seit einem halben Jahrhundert deshalb auch Dschebel e'Drûs genannt wird. Ihre Gesamtzahl schätzt man auf ungefähr 140—150000. Hiervon sitzen je über 40000 im Libanon und Haurân, mehr als 30000 am Hermon, 5—6000 um Damaskus, etwa 15000 in Ssafed und in der Gegend von Akka (Palästina) und ungefähr 2000 im Dschebel il Ala bei Hama.

Der Ursprung ihrer Geheimreligion ist allerdings islamisch, aber das Lehrgebäude ward mit der Zeit so mannigfaltig mit altheidnischen, antiken

und christlichen Glaubenssätzen angereichert, daß es vom Islâm in der Hauptsache ziemlich scharf abweicht. Der Korân wird zwar, wie das Evangelium, als inspiriertes Buch angesehen, doch nicht als geistliche Richtschnur geachtet. Die mohammedanischen Regeln des Betens, der Pilgerfahrt nach Mekka, des Fastens im Ramadân und der Zwangs-Almosen gelten für die Drusen nicht. Sklaverei ist verboten und die Frau steht dem Mann, der nur eine einzige heiraten kann, völlig gleich; ja, ähnlich wie bei den Tuârig der Sahara, werden die Frauen eifriger im Lesen und Schreiben unterrichtet als die Männer. Die Drusen betrachten sich auch selber nicht als Mohammedaner, geben sich den letzteren gegenüber aber vielfach als solche, um Zwistigkeiten zu vermeiden, die ihnen grade nicht in den Kram passen. Die Ähnlichkeiten, welche ihr Kultus mit dem Islâm gemein hat, streichen sie besonders heraus, wenn sie den verhaßten Maroniten an den Kragen wollen oder falls türkisches Militär gegen sie anrückt. Im Grunde aber dünken sie sich etwa besseres zu sein als die Moslmîn und verachten die Nichtdrusen, was uns ja als ein Kennzeichen aller kleinen und großen Gruppen im Orient entgegentritt. Den vielgöttischen Christen gegenüber betonen sie ihr Bekenntnis eines einzigen Gottes, wie sie sich auch stets Muwahhiddîn, d. h. Einheitsgläubige, nennen.

Das Verhältnis der halbislamischen Drusen zu den christlichen Maroniten war in früheren Jahrhunderten ganz annehmbar. Beide Sekten siedelten untereinander, wobei die Drusen als die Führenden, als die Oberschicht angesehen wurden. Ihre ersten Familien aber verursachten aus gegenseitigem ehrgeizigem Neid so viele Parteikämpfe, daß die Bedeutung der Maroniten auf Kosten derjenigen der Drusen nicht unbeträchtlich wuchs. Am meisten aber hat die Stellung der letzteren einer ihrer eigenen Emire in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gefährdet, der mehrfach die Christen gegen seine Landsleute ausspielte, um selber zu größerer Macht emporzusteigen. Einen gegenüber den Ägyptern in den dreißiger Jahren zustande gekommenen Zusammenschluß der Drusen und Maroniten wußte er aufzulösen.

Als nun 1841 der Einfluß der letzteren noch mehr gesteigert werden sollte, kam es zu den ersten jener langen Reihe von Kämpfen zwischen den beiden Parteien, in welchen die Drusen einen Teil ihrer früheren Oberherrschaft wieder gewannen, zumal sich ihnen die Mohammedaner des Libanon anschlossen, wogegen sich mit den Maroniten die übrigen Christen

vereinten. Es kam zu den furchtbaren Metzeleien des Jahres 1860, bei denen übrigens die christlichen Weiber und Kinder von den Drusen durchweg geschont wurden, ein Zug, den man ihnen im Gegensatz zu den Mohammedanern hoch anrechnen muß[1]).

Das Umsichgreifen der Massaker veranlaßte das Einschreiten der europäischen Mächte, namentlich Frankreichs, für die Christen, was die Pforte zwang, dem Libanon Autonomie unter einem christlichen Mutessarif zuzugestehen. Da es den Drusen schwer wurde, sich in Erinnerung ihrer Feudalzeit in eine solche Neuordnung zu fügen, so wanderten sie in großer Zahl in den Haurân aus, der schon seit 1711 drusische Siedlungen

Bauernhaus der Nosairier („Fellahîn") in der Adana-Ebene. Kleinasien (1908)

besaß. Hier lebten sie völlig unabhängig im alten Feudalverhältnis, zahlten der Pforte keine Steuern und bebauten den fruchtbaren Boden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ihnen bald wieder der Kamm schwoll, und daß die Türken an die Unterwerfung eines so zahlungsfähigen, gesunden Volkselementes zu denken begannen. Seit 1852 finden deshab mit geziemenden Unterbrechungen und wechselndem Ausgang Kämpfe zwischen ottomanischem Militär und den Drusen statt, die immer noch nicht zur Niederwerfung der letzteren geführt haben.

Wirft man die Frage auf, ob die Drusen bei der Europäisierung des Orients als Mitarbeiter in Betracht kommen, so glaube ich das freudig

[1]) Manche behaupten sogar, daß nur niedriges Gesindel die Blutbäder angerichtet habe, während die vornehmeren Drusen dem Einhalt zu gebieten suchten.

bejahen zu sollen. Ihre persönliche Tüchtigkeit und Kampflust machen sie zur Bildung von Eingeborenen-Regimentern vor allen anderen Syrern geeignet, wofür die Christen weniger passen. Die Drusen lassen sich ohne religiöse Skrupel gegen Mohammedaner führen. (Man hätte hier ein ähnliches Verhältnis, wie es in Vorderindien die islamischen Sikhs gegenüber den Hindu bieten.) Ihre Eignung für Ackerbau und für den Erwerb von Schulbildung lassen für die Annahme europäischer Zivilisation Gutes erwarten.

Allerdings kommt es noch darauf an, welche Macht dermaleinst Mittelsyrien und Hauranien gewinnen wird. Da es vermutlich Frankreich sein wird, Frankreich, das seit Jahrhunderten die Maroniten unterstützt, so könnte ganz wohl der Fall eintreten, daß die Drusen, mindestens in den ersten Jahrzehnten der Fremdherrschaft, mit den Mohammedanern gemeinsame Sache machen und der europäischen Zivilisation besondere Schwierigkeiten verursachen. Würde England jene Landstriche erwerben, so dürfte es von vornherein auf die Mitarbeit der Drusen rechnen, da es sie seit Jahrzehnten gegenüber den französischen Interessen in Schutz nimmt und ihre Sympathien genießt.

Das Verhältnis der Drusen zu dem Eindringen der Moderne ist also nicht ohne weiteres freundlich, sondern richtet sich nach politischen Fragen. Deshalb sollten die Mächte bei der Aufteilung Syriens darauf Bedacht nehmen und die Drusengebiete, wenigstens ihr neues Siedlungsland in Hauràn, nicht einem Staat zuweisen, der von vornherein mit den größten Hindernissen zu kämpfen hätte. Das hieße der europäischen Sache einen schlechten Dienst erweisen, denn dadurch würden die Drusen ins mohammedanische Lager gestoßen, während sie im anderen Falle schnell wertvolle Bundesgenossen der Franken werden können. Sind doch neben den Armeniern und den anatolischen Griechen die Drusen das tüchtigste nichtislamische Element des Morgenlandes.

Auch in einem anderen Bevölkerungsteile Syriens glaubt man neuerdings Reste der alten Hetiterrasse zu bemerken, nämlich in den Nosairiern oder Ansarîje. Sie hausen im Dschebel Ansarîje, der nördlichen Fortsetzung des Libanon, und in den Bergwildnissen, die sich bis zum Knie des Orontes daran schließen. Außerdem fehlen sie nur in wenigen jener zerschnittenen Gaue, welche den Busen von Iskenderûn umkränzen, ja noch in der Adana-Ebene Kilikiens bilden sie einen wich-

tigen Bestandteil nicht nur der ländlichen, sondern sogar der städtischen Bevölkerung. Selber nennen sie sich Fellahîn, also Bauern.

Sie sondern sich von ihren Nachbarn durch einen seltsamen Geheimglauben ab, der aus sonnenanbeterischen, christlichen, jüdischen und isla=

Nosairier=Frau („Fellachin") aus der Adana=Ebene beim Aufwickeln von Baumwolle, dem Haupterzeugnis jener Gegend (1908)

mischen Abfällen zusammengebraut ist. Von den Mohammedanern unterscheiden sie sich durch Verwerfung der Gebote des Koràn, der Fasten, der Mekkawallfahrt und der Ehescheidung, ferner durch Weintrinken, durch Verfluchen Mohámmeds und der drei ersten Khalifen, sowie durch

das Fehlen von Moscheen und Weiberschleiern, weshalb sie bei den Mohammedanern im üblen Geruch schlimmer Satanssöhne, Diebe und Räuber stehen. Grad wie all diese nur halbislamischen Sekten geben sich die Nosairier, wenn es ihr Vorteil erheischt, den Mosslmîn gegenüber für Rechtgläubige aus. Gemein mit den schiitischen Mohammedanern ist ihnen die Verehrung des vierten Khalifen Ali[1]), gemein mit dem Judentum und Islâm die Beschneidung.

Die Nosairier sind recht fleißige Ackerbauer, die aus ihrem Boden herausholen, was ihre unvollkommenen Werkzeuge möglich machen. Sie leben voll argen Aberglaubens und Unwissenheit, in offenkundiger Scheu vor Andersgläubigen, hängen zäh an ihrer altererbten Scholle und zahlen der Pforte gern hohen Tribut, wenn sie ihre Heimat vor der Entweihung durch Militär bewahren können. Dabei sind sie aber doch auch recht kriegerisch, wenigstens die Gebirgler unter ihnen. Ihre Zahl wird zwischen 150000 und über 200000 angenommen, die Sprache ist arabisch.

Vom Standpunkt ihres zukünftigen europäischen Beherrschers ist die Verfassung beachtenswert. Sie gehorchen nämlich sämtlich einem geistlichen Oberhaupt (Schech), das erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts als Prophet diese Würde erlangt hat. Ihm zur Seite steht, wie bei den Jesîd, ein weltlicher Führer (Mokkadem). Der Schech ist unfehlbar und erfreut sich allseitiger Verehrung. Sein Wille gilt als Gesetz und alle Sektirer müssen ihm blind folgen. Eine eindringende europäische Macht hätte sich also schleunigst des Schēchs zu versichern, dessen guter Wille durch Geld wohl nicht allzu schwer zu erkaufen sein dürfte. Außerdem sollte die Zerspaltung der Nosairier in mehrere große Parteien beachtet werden, die sich untereinander ziemlich heftig befehden.

Weiß, namentlich in der Tracht, ist ihre heilige Farbe, grad wie bei den Jesîd. Die Frau steht bei den Ansarîe sehr tief. Der Mann kann vier Ehegenossinnen nehmen, die er wie nützliches Vieh hält. Vor den Weibern werden die Riten des Glaubens streng geheimgehalten; jene sollen keine Religion haben, dürfen nicht beten und erfreuen sich nicht einmal einer Seele.

Die Mohammedaner, namentlich die Türken, haben oft Versuche gemacht, die Sekte auszurotten, doch scheiterten sie stets an den Schwierigkeiten des Geländes und an der Tapferkeit der Gebirgler. Man muß deshalb annehmen, daß den Nosairiern die Aufhebung der islamischen Herr-

[1]) „Es ist kein Gott als Ali (!!) und Muhámmed el-Hamîd, der Geliebte, ist der Prophet vor Gott."

schaft durch die Europäer erwünscht kommen wird. Sie werden sich ihnen wohl anschließen und sie im Kampf gegen die Mohammedaner unterstützen, vielleicht noch eher als die Drusen das tun würden.

Doch ist es eine andere Frage, ob man sie auch in zivilisatorischer Hinsicht wertvolle Bundesgenossen wird nennen können. Denn kulturell stehen sie unter den Mosslmîn, leben in armseligen Hütten, in Verdummung und Rückständigkeit, in Schmutz und größtenteils in Armut. Es dürfte deshalb viel Mühe und lange Zeit kosten, ihr Leben einige Stufen höher zu heben. Immerhin aber steht dem Eindringen der Franken wenigstens kein grundsätzlicher Widerstand in Aussicht, und dies ist fürs erste das wichtigste. —

In heftiger Feindschaft mit den Nosairiern leben die Ismailier, die letzten Reste der vom 9. bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts politisch höchst einflußreichen Sekte der Assassinen, welche den Fürsten der Christen und Mohammedaner abwechselnd gleich schrecklich wurde. Sie haben sich von der Schîa abgezweigt und im Lauf der Zeit altheidnische, hellenische, zoroastrische und mohammedanische Lehren zu einem wohl ziemlich verworrenen Wust zusammengeschüttelt, den auch sie vor anderen streng geheimhalten.

Die heutigen Ismailier hausen an einigen Stellen des Nosairiergebirges und wohnen auch in den Städten Hama, Homs, Damaskus und Háleb, doch ist ihre Zahl sehr gering (etwa 9000). Im Gegensatz zu den Mohammedanern, von denen sie sich streng scheiden, leugnen sie Paradies und Hölle, verfluchen Mohámmed, erkennen dem Korân seinen göttlichen Charakter ab, verwerfen die Fasten, die Wallfahrt nach Mekka, die religiösen Waschungen, und besitzen keine Moscheen, so daß sie also nicht allzuviel mit den Mosslmîn gemein haben. Ihren Oberen bringen sie noch heute einen ähnlichen Gehorsam entgegen, wie ihn ihr mittelalterliches Oberhaupt, der Alte vom Berge, zum Schaden seiner Feinde zu züchten und zu benutzen wußte.

Sie zerfallen gegenwärtig in zwei Parteien, die sich feindlich sind und von denen die eine, die der Ssuwedanijeh, ganz bedeutend schwächer und ärmer ist als die andere, die Kedhrewi, als deren Hauptsitz Masijâd *gilt*.

Auch die Ismailier, heute im ganzen friedliche und arbeitsame Bauern, dürften sich zur Mitarbeit an der Europäisierung Syriens heranziehen lassen und sich gern gegen die Mohammedaner wenden, sobald sie sich nicht mehr in deren Gewalt wissen.

Mancherlei Gemeinsames mit den Nosairiern besitzen die Kisilbasch. Auch in ihnen kann man hetitische Grundlage vermuten, zumal sie in einigen entlegenen Strichen grade der Hauptverbreitungsgebiete dieser alten Kultur hausen. Ihr Mittelpunkt scheint das noch fast unbekannte wildzerschluchtete Bergland Dersim zwischen den beiden oberen Euphratarmen zu sein, wo auch ihr religiöses Oberhaupt residiert. Außerdem aber siedeln sie nordwestlich davon am jungen Halys und im ostpontischen Waldland, im Gebirge zwischen Malatia und Mésere, am Mittellauf des Kisíl Irmák, in der Dolaitschai-Ebene westlich von Afiun Karahissar, im Antitaurus, bei Marasch und vielleicht auch am mittleren Jeschíl Irmák. Im Osten sprechen sie Kurdisch und kleiden sich wie die Kurden, in deren Mitte sie leben, im Westen haben sie sich den dortigen Osmánli angepaßt.

Über ihren Glauben ist ganz besonders wenig Zuverlässiges bekannt. Es finden sich Anlehnungen an die schiitische Richtung des Islâm, doch hat man eine große Menge bemerkenswerter Unterschiede feststellen können. So besitzen sie keine Moscheen (grad wie die Nosairier) und haben keine Geistlichen, sondern nur eine Art Wanderprediger (Dede), die anscheinend allein zu lesen und zu schreiben verstehen. Die Beschneidung wird ausgeübt, Fasten halten sie nicht, die Ehe ist monogamisch. Außerdem unterscheiden sie sich von den Mosslmîn durch gewisse Gewohnheiten beim Essen, Trinken und Waschen, woran man sie erkennen kann. Von den Mohammedanern werden sie zu den Christen gerechnet, wie sie denn auch Wein genießen, ihre Frauen nicht verschleiern und Taufe nebst Abendmahl besitzen. Auch den Kisilbasch, wie den meisten dieser Sekten, wird von ihren korântreuen Nachbarn der Vorwurf nächtlicher orgiastischer Kultfeiern beider Geschlechter gemacht, vermutlich zu Unrecht.

Ihr Name, welcher türkisch „Rotköpfe" bedeutet, gibt in dieser Fassung keinen Sinn, da die Leute dunkles Haar tragen. Vermutlich ist er die Verbalhornung eines alten, in seiner eigentlichen Bedeutung jetzt unverständlich gewordenen Wortes.

Die Kisilbasch sind ein arbeitsames Völkchen, das sich von den Mohammedanern streng absondert und ihnen nicht besonders günstig gesinnt ist, wenngleich von Verfolgungen seitens des Islâm anscheinend noch nichts verlautet hat. Auch sie bieten der Europäisierung des Orients wahrscheinlich Ansatzpunkte, die man nicht außer acht lassen darf. Gewährt

man ihnen volle Glaubensfreiheit, so schließen sie sich vermutlich den Fremden an und unterstützen sie im Kampf gegen die Mohammedaner. Nachher aber gilt von ihnen dasselbe, was von den Nosairiern gesagt wurde: man muß sie erst selber gründlich zivilisieren, was nicht ohne Schwierigkeiten vor sich gehen dürfte, da manche nomadisch leben oder als Räuber bekannt sind. Die Zahl der Kisilbasch wird verschieden hoch geschätzt, einmal auf 250000, ein andermal auf 400000. Sie sind also vielköpfiger als die meisten dieser kleinen Sektierervölkchen, doch leidet ihr Einfluß unter der bedeutenden Zerstreuung ihrer Siedlungen.

Die Regenzeit im Orient.
Steckenbleiben eines Reisewagens im Morast der Hochebene Ost=Anatoliens
(Mai 1907)

In ganz ähnlichen Verhältnissen, wie die bisher geschilderten, treffen wir noch eine Reihe anderer Sekten im nördlichen Vorderasien. Da sind die Tachtadschi (Brettschneider), welche in einer Stärke von vielleicht 6000 Köpfen auf den Waldbergen Lykiens hausen. Sie sprechen Türkisch und gelten äußerlich als Mohammedaner. Auch bei ihnen läßt sich ein hetitischer Grundstock feststellen, und ihre geheimen Glaubens=anschauungen erinnern ganz auffällig an die der Jesìd. Da sie nicht zahl=reich sind und in abgelegenen Gegenden siedeln, vermögen sie keine großen Einflüsse auszuüben. Dem Eindringen der Franken würden sie sich wohl

nicht abweisend entgegenstellen, doch ist von ihnen kaum eine sonderliche Mitarbeit zu erwarten. —

In den Städten Lykiens fällt ihre Rolle den Bektasch zu, einer durch städtisches Leben etwas verfeinerten Ausgabe der Tachtadschi. Auch sie schützen äußerlich, um vor Verfolgungen gesichert zu sein, eine gewisse Anlehnung an den Islâm vor, doch hängen sie ebensosehr einem Geheimglauben an, dessen Mysterien sie vor anderen streng verborgen halten. Ihr Hauptsitz ist Elmaly im innern Hochlande Lykiens.

Die Bektasch sind arbeitsame Leute, die den Europäern freundlich entgegenkommen und deren endgültigem Eindringen kaum widerstreben würden. Vorsichtig behandelt könnten sie wertvolle Mitarbeiter der Franken werden, so daß sich Lykien wohl ziemlich leicht europäisieren ließe.

Eng mit ihnen verbunden sind die Ali-ilahi, wie denn die Bektasch im Westen Lykiens von den Mohammedanern auch ganz ähnlich, nämlich Allevi, genannt werden. Die Ali-ilahi hausen in einigen Gauen der kurdischen und lurischen Berge. Auch im Norden des Libanon bekennen sich manche zu ihnen. Wie mehrere dieser besprochenen Sekten verehren sie Ali, den vierten Khalifen, als vornehmste Inkarnation Gottes und besitzen eine den anderen wohl ganz ähnliche geheime Mischreligion. Ihre Zahl scheint gering zu sein, so daß man von ihnen vermutlich nicht viel Hilfe, aber auch kaum Widerstand zu erwarten hat.

Während die vorigen Gruppen ganz oder vorwiegend seßhaft leben und deshalb der Europäisierung nicht leicht ausweichen können, streifen ein paar andere halbislamische Verbindungen völlig oder vorwiegend nomadisch umher.

Dahin gehören die Tschepni. Sie leben in verschiedenen Teilen Kleinasiens und benutzen nur während der Winterkälte Häuser, sonst aber Zelte. Als Holzarbeiter, Kohlenbrenner und Korbflechter verdienen sie ihren Unterhalt. Von den Mohammedanern werden die Tschepni verachtet, weil sie keine heiligen Bücher besitzen und auch weder Moscheen noch Geistliche kennen. Da sie dem Christentum grundsätzlich nicht feindlich sind, so ließen sie sich jedenfalls leichter als die Mohammedaner der europäischen Zivilisation gewinnen. Allerdings muß ihre Zahl und damit ihr Einfluß gering sein.

Bedeutend mehr Seelen zählen die Jürük, d. h. Wanderer, Nomaden. Während manche sie für die Nachkommen der ersten Turkstämme

halten, welche nach Kleinasien eindrangen, kann man vielleicht auch bei ihnen hetitische Grundzüge feststellen, wenngleich das in diesem Fall nur als eine ziemlich vage Vermutung erscheint.

Die Mehrzahl der Jürük lebt in den verschiedenen Gegenden Anatoliens nomadisch, doch sind manche auch seßhaft. Die westlichen und südlichen Striche der Steppen des Binnenlandes durchwandern ziemlich ausschließlich sie allein. Von brünettem Typus und mit schmalen deformierten Schädeln, sprechen sie durchweg Türkisch, geben sich nur äußerlich als

Stadt Ormara an der Küste von Beludschistan

Mohammedaner, heiraten mit solchen nicht, und verschleiern ihre Frauen keineswegs. Ihre sittlichen Anschauungen stehen höher als die ihrer Nachbarn, sie sind friedliebend und von rechtlicher Gesinnung, fleißige Gewerbler und halten sich von anderen etwas zurück.

Auch mit ihnen müssen die künftigen europäischen Besitzer der anatolischen Landschaften rechnen. Grundsätzlich haben sie keine Feindschaft von den Jürük zu erwarten, wohl aber ließen sich diese ohne wesentliche Schwierigkeit gegen die Mohammedaner verwenden, weshalb eine rücksichtsvolle Behandlung ihrer Zeltschaften anempfohlen sei. —

Zum Schluß sei noch der Angehörigen eines in viele kleine Rudel über die Landschaften Anatoliens, Armeniens, Persiens und Syriens zersplitterten Völkchens gedacht, der Zigeuner, in Persien Kauli oder Karatschi, in Kleinasien Dschingânä genannt. Sie leben meist als Nomaden und ernähren sich durch dieselben freien Künste und Geschicklichkeiten wie bei uns. Die Männer sind meist Schmiede, Roßkämme und Musikanten, die Weiber prophezeien und verschachern Tränklein und Balsame, alle aber stehlen, wo es die Gelegenheit ergibt. In Persien sprechen sie Persisch, in Anatolien Türkisch, in Syrien Arabisch, untereinander jedoch ihre eigene Sprache, deren Laute sie vor anderen geheimzuhalten trachten.

Wo es ihnen praktisch erscheint, da geben sie sich als Mohammedaner, doch stehen sie innerlich kaum in einem näheren Verhältnis zum Islâm, sondern hegen ihren eigenen Kult. Daß sie das Eindringen der Europäer mit Freuden begrüßen werden, ist wohl nicht anzunehmen. Ohne grade den Mosslmîn wesentlich in ihrem Widerstand beizustehen, dürften sie versuchen, in dem Wirrwarr der Eroberung jener Länder ihr Schäflein zu scheren. Soll man von ihren Brüdern in Europa auf sie schließen, so kann eine Mitarbeit in der Metamorphose des Morgenlandes von ihnen nicht erwartet werden.

Im Norden Syriens leben anscheinende Verwandte der Zigeuner, die Aptal, die sich zwar für Nichtzigeuner ausgeben, von jenen aber kaum zu unterscheiden sind. Jedenfalls wird auch bei ihnen der Inhalt der letzten Sätze gelten.

Überblickt man die in dem gegenwärtigen und dem vorigen Abschnitt behandelten Religions- und Völkerschaften, so drängt sich die Frage auf, wie zahlreich diese mehr oder weniger ausgesprochenen Feinde des Islâm und Freunde der Europäisierung des Orients sein mögen. So unsicher die Schätzung auch ausfällt, möchte ich ihre Gesamtzahl ganz roh auf 6 bis $6^1/_2$ Millionen angeben. Das ist ungefähr der zehnte Teil der Gesamtzahl der Bewohner des Orients, die 60 Millionen betragen dürfte.

Am stärksten sind dabei die ausgesprochen islâmfeindlichen Gruppen, welche im vorigen Abschnitt besprochen wurden, und mit gut $5^1/_2$ Millionen Köpfen die halbislamischen Verbindungen von nur $^3/_4$ Millionen weit hinter sich lassen.

Unter den Islâmfeinden treten besonders hervor die Armenier (1,7 Mill.), die Hellenen (1 Mill.), die christlichen Syrer (900 000), die

Juden (725 000) und die Kopten (700 000). Die Hauptmasse der Europafreunde findet sich hauptsächlich in Kleinasien, Armenien und Syrien, also in wirtschaftlich wertvollen und ganz besonders entwicklungsfähigen Ländern. Deren Metamorphose dürfte der modernen Zivilisation deshalb wohl am leichtesten gelingen.

Mit diesen Gruppierungen müssen die erobernden Franken zu allererst rechnen und eine Politik einschlagen, die sie aus bisherigen verachteten Raja der Mohammedaner zu bevorzugten Gliedern macht. Denn auf sie allein können sich die Europäer verlassen, von ihrer Seite ist niemals Widerstand aus Grundsatz und aus Religion zu erwarten, wie von den Mosslmîn vermutlich stets und ständig.

Allerdings läßt sich nicht annehmen, daß sich diese Völker und Sekten jemals dauernd unter europäische Oberherrschaft ducken werden. Sie brauchen solche Bevormundung und Erziehung anfänglich, um aus den durch mohammedanische Gewaltherrschaft den meisten von ihnen aufgepfropften Knechtsinn wieder abzulegen, was ihnen ohne fränkische Hilfe vielleicht niemals gelingen würde. Hierzu werden sie möglicherweise Jahrhunderte benötigen. In dieser Frist lernt die Mehrzahl Lesen und Schreiben, die Mohammedaner zu verachten, die Waffen zu führen und sich zu besinnen auf geschichtliche Heldenzeiten ihrer Vorväter. Dann allmählich wird in den befreiten Gemütern der Gedanke der nationalen Selbständigkeit aufglimmen, wird sich zur Flamme entwickeln und sich mit geschärften Waffen gegen die einstmaligen Erretter aus dem Abendlande kehren.

Da wir es meist mit Völkern zu tun haben, die seit Jahrtausenden, also bedeutend länger als wir, eine nicht geringe Eigenkultur besitzen, so können derartige Wandlungen sic hunter Umständen schneller vollziehen als man ahnt, zumal sich diese Gruppen, bar des Islâms, größtenteils mit Macht in unsere Arme werfen.

Kamelkarawane auf Triebsandboden.
Unterwegs vom Ssudân nach Tripolis

Das Kamel des Orients[1)]

Sohn der Geduld, unverzagtes Herz, funkelndes Schwert, schwirrender Bogen, Vater der Einsamkeit, Ernährer der Familie, Wunder der Tugend ruft der Beduine sein Kamel, wenn ihm alles nach Wunsch gerät und die kobaltblaue Kronenreihe der heimischen Oase den Gesichtskreis überhöht. Gelingt aber dem Sohn der Geduld der Aufstieg in mehligem Dünenpuder nur schwer, dann schlägt ihn der Araber mit kantigem Palmstecken unter den kahlen Bauch und krächzt: Vater der Lüge, Urenkel der Sünde, Allah verfluche deinen Bart, Neffe eines Christenschweines, vergewaltige deinen Erzeuger (tripol. arab. naldimbûk). Das Beleidigte aber bäumt den zottigen Dämonenhals, schießt Blicke entsetzter Wut und gurgelt laut und dumpf auf. —

Der Ursprung der Familie der Kameliden ist in Nordamerika zu suchen, wo sie im Alttertiär auftauchen, im Neogen eine große Rolle spielen und im Anfang des Pleistozän verschwinden. Denn vorher, im Jungpliozän, beginnen sie auszuwandern und in Südamerika (Lama

[1)] Nachdem in den bisherigen Abschnitten die verschiedenen Strömungen behandelt wurden, welche die Herausbildung des Orients verursachten, seine Entwicklung herbeiführten und seinen Niedergang einleiten, sollen in den drei nächsten Kapiteln einige hervorstechende Seiten des Morgenlandes dargestellt werden: das Kamel, das charakteristische Leittier des Erdteils, die Herbergen und die Frauen.

usw.) sowie in Asien einzurücken, wo zwei Varietäten sich entwickeln, der innerasiatische Zweihöcker, kindischerweise bei uns Trampeltier genannt, und der jüngere vorderasiatische Einhöcker (oder fälschlich Dromedar, was ja Renner heißt).

Das ist es, was die moderne Wissenschaft über die Heimat der Kamele zu sagen weiß. Anders spricht sich die Tradition der Araber aus, welche die zentrale Steppenlandschaft Arabiens, das Nedschd, Omm el bel nennt, d. h. die Mutter der Kamele. Es wäre nun albern, diese Beduinen=meinung mit dem Hochmutlächeln des 20. Jahrhunderts abzutun; viel=mehr scheint mir ein beachtenswerter Fingerzeig darin zu liegen, der nämlich, daß Mittelarabien die Heimstätte der Zucht des Einhöckers ist! Ja, im weiten Arabien hat er sich vielleicht sogar am längsten in wildem Zustande erhalten, wenn man einigen antiken Zeugen Glauben schenken darf: Agatharchides der Knider erwähnt (120 v. u. Z.) in seinem Periplus des Roten Meeres wilde Kamele (*αγριαι καμηλοι*) im nördlichsten Hedschâs und hundert Jahre später bestätigt es Strabo. Da das Kamel erst am Ausgang des Tertiärs in Asien aufgetreten ist, so mag es bis zum Beginn des Pleistozäns gewährt haben, daß es die damals jungen Hochgebirge Mittelasiens überstieg und nach Vorderasien gelangte. Deshalb ist es sehr wohl möglich, daß noch in historischer Zeit an einsamen Stellen Arabiens letzte Reste von Wildkamelen herumgestreift sind, sowie noch heute solche des Zweihöckers im Tarimbecken leben. Erinnert man sich aber an die Unbekanntheit der Ödeneien Südarabiens, so braucht man sich der Hoff=nung nicht zu erwehren, daß dort ebenfalls noch wilde Einhöcker existieren können.

Nach den geographischen Bedingungen des Asiatischen Orients müssen Wildkamele gelebt haben vornehmlich im Innern Anatoliens, vielleicht auch Mittel=Mesopotamiens, besonders aber Arabiens, denn diese Gegen=den sind sämtlich Steppen= und Halbsteppenländer, die häufig dem Cha=rakter der Wüste sich nähern oder überhaupt solche sind. Sie boten also dem vor der wachsenden Kultur zurückweichenden Tiere gute Reserva=tionen. Die ältesten und größten Kulturen im alten Orient finden sich in Unter=, Südost= und Ost=Mesopotamien, dann in Ost= und Südost=Anatolien, Nord=Mesopotamien und Syrien, in Südarmenien und in Süd=west=Arabien. Das bedeutet, daß es dem Wildkamel zu allererst im Doppel=stromland wird an den Kragen gegangen sein, dann in Anatolien, Armenien und Syrien.

Diese ganzen Erörterungen über die Herkunft des Kamels aus Amerika, über seinen Zug durch Asien von Ost nach West und über die lange Dauer seines Wildzustandes in Vorderasien spitzen sich zu der Erwägung zu, daß der Einhöcker auch erst recht spät nach Afrika gelangt sein kann. Das pharaonische Ägypten verwendete ihn zweifellos noch nicht, vielmehr wurde er am unteren Nil nicht früher als etwa im 3. Jahrhundert v. u. Z. heimisch, wobei die Möglichkeit offen bleibt, daß die Nomaden zu beiden Seiten des Stromes das Kamel schon etwas eher benutzt haben. In den Atlasländern taucht es erst kurz v. u. Z. auf. Doch dann dauert es kaum zwei Jahrhunderte, daß die glänzende Verwendbarkeit des genügsamen Tieres sich überall am Nordrand Afrikas durchsetzt, so daß z. B. im 4. Jahrhundert römische Kommandanten von den Bewohnern Tripolitaniens einige 4000 Kamele zu ihren Südexpeditionen requirieren und der Saharahandel jetzt erst so recht in ununterbrochenen Schwung kommt. —

Seitdem hat sich die Benutzung des Kamels im Orient so ausgebreitet und verallgemeinert, daß es nur in wenigen Gegenden nicht verwendet wird. In ihnen liegen dann die topographischen Verhältnisse derart, daß andere Transporttiere dem Kamel überlegen sind. Es handelt sich ausschließlich um Gebirgsländer. Im atlantischen Teil Marokkos wiegt als Transporttier das Maultier vor, das im Verein mit dem Pferde auch die Gebirge Kurdistâns und Afranistâns beherrscht. In allen übrigen Teilen des Orients aber steht das Kamel entweder anderen Beförderungsarten ungefähr ebenbürtig zur Seite (Meerränder Anatoliens, Tellatlas Algeriens und Tunisiens) oder es überwiegt sie an Bedeutung. Die ganze Sahara, Arabien, Süd- und Mittel-Mesopotamien, Binnen-Anatolien und Zentral-Iran sind ohne den Einhöcker gar nicht mehr denkbar, da ihrer Wasserarmut nur er zu trotzen vermag, ohne doch seinem Besitzer hohe Kosten zu verursachen. —

Welches sind nun die charakteristischen Eigenschaften des Kamels als des wichtigsten Haustieres des Orients? Aus seiner einzigartigen Stellung läßt sich von vornherein schließen, daß es für das Leben in dem Dürreraum des Orients besser ausgerüstet ist als seine Konkurrenten. Dieses Tier hat die Forderungen subtropischen Trockenklimas gut genug verstanden und sich ihm angepaßt. Das ist ja auch anderen Tieren gelungen, aber in besserem Maße doch nur Erdwühlern.

So steht das Kamel vor allem einzig da durch seine Anpassung an die große Trockenheit des Orientklimas, vermöge der Fähigkeit, Durst zu ertragen. Zur Zeit der Lenzweiden braucht es über zwei Monate lang nicht zu saufen, weil die dann mehr oder minder saftigen Kräuter ihm schon genug Feuchtigkeit zuführen. Da der Magen gewisse Zellgewebe birgt, die das Trinkwasser lange aufsparen und es nur langsam in den Körper sickern lassen, und da das starke Fell die Eigenverdunstung vermindert, so vermag das Kamel (wie ich auf das bestimmteste versichern kann) in allertrockenster Hochsommerzeit zwei bis drei Wochen zu marschieren, ohne getränkt zu werden.

Noch augenfälliger ist vielleicht die Abgehärtetheit gegen Hitze und Sonnenbrand. Die starke Haut ist von einem zottig-wolligen ungleichen Haarkleid überzogen, das die Kraft der Sonnenstrahlen zerstreut (übrigens an gewissen empfindlichen Stellen, wie Hals, Bauch und Höckerfirst stark genug ist, gegen die kontinentalen Nacht- und Winterkälten etwas zu schützen), ohne doch das sommerliche Wärmegefühl zu erhöhen. Übrigens glaube ich beobachtet zu haben, daß die anatolischen Kamele eine gleichmäßigere Haarbedeckung besitzen als die saharischen, auf deren Fell sie häufig nur fetzenartig aufklebt. Vor allen Dingen ist aber die bekannte Kakifarbe ein vorzüglicher Schutz gegen die Sonnenstrahlen; sie wechselt von Weißgrau, das besonders bei den Reitkamelen vorzuherrschen scheint, bis in ein etwas düsteres Braun, welches seinem Träger gewöhnlich ein recht dämonisches Aussehen verleiht. Schließlich richtet sich der hohe, schmale Bau des Kamels im ganzen gegen die Sonnenstrahlung, zumal die allseitig schräg abfallende Form des Rückenhöckers geradezu ein Sonnenwellenbrecher ist. Die langen, zum schnellen Laufen und zum weiten Schreiten, also zum Durchmessen großer Entfernungen eingerichteten, nur aus Knochen und Sehnen konstruierten Beine, deren Keulen sogar sehr fleischarm sind: sie eignen auch anspruchsvolleren Tieren des Orients, stehen aber wieder ganz einzig da durch die Eigenart ihrer schwieligen Sohlen. Deren breite, unter einem gut federnden Gelenk befestigte Platten kann man nur mit Schneereifen vergleichen. Wie solche verhindern sie das Einsinken in Dünenmehl, welchem Natur wie Kunst in anderer Weise nicht zuwiderarbeiten können. Der Pflanzenarmut gegenüber findet sich das Kamel ebenfalls gut gerüstet. Die langen, geschlitzten, starkhäutigen Lippen (richtige Genießerlippen) sind stets in Bewegung, prüfen an jedem dürren Pflanzenfragment herum und ver-

mögen im Verein mit Gaumen und Magen auch dem trostlosesten Dorngestrüpp eine schmackhafte Seite abzugewinnen.

Der klimatischen Befähigung gesellt sich die rein physische, schwere Lasten tragen zu können, deren Ausmaß übrigens nach Landschaften, Lebensalter, Ernährungszustand, Jahreszeit und Arbeitsdauer sehr verschieden ist. So schleppt im Durchschnitt ein anatolisches Kamel wohl um 50% schwerere Frachten ($4^1/_2$ Ztr.) als ein saharisches (3 Ztr.), wohlverstanden bei längeren Reisen; denn auf kurzen Strecken, z. B. von wenigen Stunden, kann man einem mittelkräftigen Tiere auch das Doppelte aufladen. —

Schon hierin zeigt sich, daß die allgemeine Verbreitung über ein so weites Gebiet, wie es der Orient ist, auf die Züchtung von landschaftlich verschiedenen Spezialitäten des Kamels hinwirken mußte. Grade wie Nordafrika in zwei klimatische Hauptzonen zerfällt, in eine nördliche mit Winterniederschlägen und eine südliche mit Sommerregen, ebenso kann man hier eine nördliche und eine südliche Abart des Einhöckers feststellen. Die letztere ist schlanker, höherbeinig, kürzer- und glatterhaarig, behender und eleganter, jene hingegen stämmiger, kürzerbeinig und gröber. Die erste mehr Läufer, diese mehr Träger. Außer Natur und Klima an sich mögen die Lebenstendenzen der im Norden mehr seßhaften, im Süden fast ausschließlich nomadischen Züchter vieles zur Herausbildung der beiden Abarten beigetragen haben. Ob diese Unterschiede in Großarabien auch so scharf unterstrichen sein werden, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls tritt in Vorderasien noch als dritte Abart das Kamel des Arohetitischen Orients herzu, also Anatoliens, Armeniens und Irans, das im Aussehen dem älteren Verwandten, dem Zweihöcker, tatsächlich mehr ähnelt, namentlich durch die ausgiebigere Behaarung und größere Breite des Körpers. Ich glaube, man sieht hier auch weniger oft helle Färbungen der Haut und des Haarkleides. Kleinasien ist ja auch das (soviel ich weiß) einzige Land, das eine Bastardform des weiblichen Ein- und des männlichen Zweihöckers züchtet, das sog. Tulû, welches zwar nur einen[1]) Höcker trägt, sonst aber ganz dem Baktrier gleicht. Es eignet sich besonders gut zum Bergsteigen bei Schnee und Schlamm.

[1]) Das ist eigentlich merkwürdig, da der Einhöcker im Mutterleibe zwei Höcker besitzt, wie auch atavistische Rückschläge durch Geburten doppelhöckeriger Tiere von einhöckerigen Eltern beobachtet sind.

Beim Rückblick auf die Ausbreitung des Kamels von Ost nach West durch den Orient gewinnt man den Eindruck, daß es das durch Natur, Zucht und namentlich durch das heiße Trockenklima erregte Streben zeigt, sich von seiner Urform, dem zottigen und massigen Doppelhöcker, zu entfernen und elegantere, etwa antilopenhafte Manieren anzunehmen. Da das Kamel noch nicht lange saharischen Einflüssen ausgesetzt ist, kaum viel mehr als 2000 Jahre, so steckt es noch mitten in diesem fesselnden Umwandlungsprozeß drin und wir müssen uns damit begnügen, seine Richtung erkannt zu haben. —

Die Psychologie des Kamels ist natürlich auch nur aus seinem Milieu verständlich. Da wird ein Tier, ein freier Renner, eingefangen und zum herbsten Frohndienst gezwungen, muß zentnerschwere Lasten tragen, wird geprügelt, und wie geprügelt, erfährt selten ein gutes Wort, wird stets hinter dem Pferde, selbst hinter dem Esel zurückgesetzt! Wie häufig muß es nach hartem Tag- oder Nachtwerk die karge Nahrung sich selber erst durch stundenlanges Weiden zusammensuchen, die Vorderbeine gefesselt oder das eine von ihnen eng unter den Bauch geknotet, so daß der Einhöcker nur auf Dreien hüpfen kann. Die häßliche Gestalt schreckt den Menschen stets wieder zurück und richtet zwischen ihm und diesem Tiere eine hohe Grenze auf, die noch verschärft wird durch dessen unglaubliche Gefühllosigkeit. Die Abhärtung gegen die Schäden des heißen Trockenklimas barg auch eine solche gegen die Zutraulichkeit des Menschen in sich. So ward das Moment des dem Herrn dienenden Nutzens der Verderb des Kamelcharakters. Die gleichmäßige und unbarmherzige Tendenz der orientalischen Natur und ihres Klimas hat auch auf jenen abgefärbt, so daß das Kamel ein Stoiker geworden ist, den nichts rührt. Kollernd gibt es zwar seiner Empörung einen häßlich blärrenden Ausdruck, wenn es beladen wird, was immer in Hocklage geschieht; aber einmal in die Höhe gepeitscht schickt es sich schon nach wenigen Atemzügen in das ihm unvermeidlich Scheinende: die Aufwallung des elementaren Urzorns ist schnell verpufft. Weitausgreifend schreitet es dahin über Steinsplitter und Düne, weit und gleichmäßig wie Pendelschlag, nicht rechts noch links ausweichend, jeden Entgegenkommenden mühelos aber kräftig zur Seite werfend. Neben ihm, im Schatten seines mächtigen Körpers, schleicht der Treiber, dessen Schritt sich mit der Zeit dem des Tieres angepaßt hat, und weitausholend, die Knie nach vorn gedrückt, dahinschlurft, ohne die Fußsohlen zu heben. Hin und wieder wendet

das Kamel den langgeschweiften Hals, bis das häßliche Gesicht mit den beiden tiefen Stirnhöhlen ganz nach hinten verrenkt ist, und glotzt den Mann minutenlang mit großdunklen Augen an, aus denen dicke runde Tränen kullern. Gleichzeitig marschiert es ohne Arg gradaus und weicht nicht um einen Strich von der Wegrichtung ab. Der Beduine aber schlägt krachend auf die steilen Hinterkeulen (den empfindlichen Schmalhals prügelt er nur bei fremden Tieren) und beleidigt gröblich und lückenlos die Ahnenreihe des weinenden Geschöpfes.

Ja, das Kamel ist schwer zu verstehen; schwer und wuchtig und ernst ist es wie die orientalische Landschaft, geplagt und mißhandelt wie sie. Eine lebende Sphinx schreitet es durch sie dahin.

Kamelsänfte für Frauen
(in einem südalgerischen Beduinenlager).

Ssamssûn in Nord=Kleinasien am Schwarzen Meer.
Blick vom Hafen gen Süd (1907)

In orientalischen Herbergen

Hotels in unserm Sinne findet der Reisende nur in wenigen Orten des Morgenlandes. Tandscha, die größeren Städte und die Bäder Algeriens, Tunisiens und Ägyptens, Tripolis, die Städte Syriens und die bedeutenderen der Randlandschaften Kleinasiens, einige in Russisch=Armenien, Teheran, Baṛdâd, Aden dürften so ziemlich die einzigen Schauplätze mehr oder minder neuzeitlicher Hotelentwicklung sein. Sie werden aber von Orientalen gar nicht benutzt und sind rein europäische Fremdkörper.

Doch gibt es in manchen Städten orientalisierte Ableger der Hotels, für gewöhnlich Lokanda geheißen. Sie stellen ein Mittelding zwischen dem fremdartigen Gasthof und der alteinheimischen Herberge dar und werden von reicheren Orientalen benutzt; aber auch von Europäern dort, wo es keine Hotels gibt. Den Lokanden bin ich in Kleinasien ziemlich häufig begegnet. Mit den Hotels haben sie gemein, daß ihre Zimmer Möbel besitzen, mit den Herbergen, daß diese Einrichtung denkbar einfach ist und die Stuben schließlich doch meist kahl und unwohnlich aussehen. Die Wände stehen völlig schmucklos, roh und stumm da. An der einen starrt dich ein eisernes Bett an, daß für gewöhnlich nur eine Matratze, oft aber nichts als eine Bretterlage enthält. Kissen, Bettwäsche und Decken trägt der orientalische Reisende stets als unentbehrliches Gepäckstück mit sich herum. Sonst fällt dein Blick nur auf einen elenden Waschtisch,

welcher vor der Berührung von Wasser eine unüberwindbare Scham zu empfinden scheint, und auf einen wackligen Tisch, an den sich vorsichtigerweise ein oder zwei Stühle lehnen. Der Holzfußboden ist nicht selten so freundlich, dir durch seine weiten Ritzen die Beobachtung deiner Unterwohner zu erleichtern. Da die Zimmer der anatolischen Lokanden für gewöhnlich aus Holz gebaut sind, so finden mehrerlei Arten reisigen Ungeziefers freundlichen Unterstand und du brauchst nicht zu sorgen, daß dein Leben durch ungestörte Nachtruhen allzu schnell dahinfließt, vielmehr ist hier die Langeweile doch die rechte Kurzeweile.

Ich hauste öfters in Lokanden, aber jedesmal empfand ich einen Schauder vor ihnen und schlug mein Feldbett auf, was zwar nicht gegen den Chor der Flöhe und Wanzen half, mir aber doch die Berührung mit der Bettlade der Kommune ersparte. Essen, Frühstück und andere Selbstverständlichkeiten der Hotels gewährt die Lokanda nicht. Jeder muß auf eigne Faust dafür Sorge tragen, und dies ist noch die beste Seite, welche ich den Lokanden abzugewinnen vermochte. Im Orient scheint der Grundsatz durchschlagende Geltung errungen zu haben, daß die Höhe der Bezahlung im umgekehrten Verhältnis steht zu dem Wert der Leistung, womit nicht behauptet sein soll, daß die seltenen wirklich guten Dienste sich mit einem Butterbrötchen begnügten. Dieses allgemeine Prinzip erfährt, auf den Fall der Lokanda angewendet, keinerlei Einschränkung. Denn für jede Nacht verlangt der Lokandschi kaltblütig mindestens eine Medschîdi (3,60 M.). Ich bitte: für ein Loch, das man bei uns kaum einem Lehrling anbieten möchte. Glücklicherweise sehe ich mich in der angenehmen Lage, erklären zu können, daß die Lokanden anscheinend nicht allzuviel von den reisenden Leuten in Anspruch genommen werden. Vielmehr steigen die meisten, es werden nicht viel weniger als 100% sein, in den Herbergen ab, deren Lob die nächsten Seiten decken soll.

Öffentliche Herberge heißt in Nordafrika Fónduk, Fúnduk (plur. Fenâdik, Funâdik, Fonadîk). In Marokko sagt man auf dem platten Lande Nsala oder Kasba, in Algerien und Tunisien Bordsch. In Ägypten begegnet schon das in der Asiatischen Türkei übliche Wort Chan, in Iran sagt man Karuân sserai, woraus bei uns Karawanserai geworden ist.

Das Geschlecht der Herbergen ist zweifellos uralt. Seine Anfänge gehen bis auf jene verschollenen Zeiten zurück, als noch wenig gereist wurde und wo jeder an seiner kleinen Scholle klebte und dem seltenen Reisenden

Gastfreundschaft gewährte, sofern er ihn nicht einfach abkehlte. Mit dem Wachsen der Siedlungen und der Zunahme des Verkehrs stellte es sich schließlich als eine Notwendigkeit heraus, den Einzelnen von der Last der Gastfreundschaft zu befreien und die Gemeinde errichtete ein besonderes Haus, das ausschließlich den fremden Reisenden vorbehalten blieb. Das ist das Fremdenhaus, türkisch Müssâfir Odâ, dem man noch heutzutage in den meisten Dörfern Kleinasiens begegnet. Im übrigen Orient scheint es abgekommen zu sein.

„Herberge" im neuesten Orient. Kairo

Das Müssâfir Odâ befindet sich für gewöhnlich am Ende des Dorfes und ist meist nichts anderes als ein tüchtiger Schuppen, dessen steinerne oder hölzerne Wände mit einem flachen Dach von Balken, Knüppeln, Reisig und Erde bedeckt ist. In seinem Raum bringen die Fremden ihre Tiere sowie sich selber unter und nur völlige Besetzung kann spätere Ankömmlinge ausschließen. Bezahlung braucht oft nicht geleistet zu werden, meist aber gibt man eine Kleinigkeit dem Dorfschulzen oder einem Manne, der auf das Müssâfir Odâ und seine Instandhaltung ein wenig aufpaßt. Die Errichtung des Fremdenhauses setzt eine nicht geringe Summe von öffentlichem Gemein- und Wohlfahrtssinn voraus und kann wohl als eine primitive Art der bei uns jetzt so beliebten Hebung des Fremdenverkehrs aufgefaßt werden.

Liegt es an stillen Tagen stumm und leer am Rande des Dorfes, der wenigst beachtete Winkel der Welt, so erhebt die Ankunft von Reisenden es mit einem Schlage zum Mittelpunkt der Siedlung. Eine kleine Maul-

tierkarawane mit Mehlsäcken und viereckigen Petroleumkannen (Tenâka) ist angelangt. Die Leute haben die Lasten heruntergesetzt, die Tiere am Bächlein getränkt und dann gefüttert. Nunmehr, noch vor sinkenden Dämmerungsschatten, verzehren sie ihr Brot mit Zwiebeln. Inzwischen schreiten die Männer des Dorfes herbei, stehen und kauern herum, fragen nach woher und wohin sowie nach den Weltereignissen, denn die Karawanenleute sind die lebenden Chroniken der Länder des Orients. Später wird von der kunstfertigen Hand eines besonders anerkannten Sachverständigen Tee aufgegossen oder Kaffee in Holzkohlenglut gekocht. Die Wasserpfeifen mischen ihr grollendes Glucksen mit dem hellen Chorgesang der Frösche des Bergtales, die tutenförmig gedrehten Zigaretten glimmen vor jäh erhellten Gesichtern auf und die vieltausendjährige Rede und Gegenrede des uralten Orients macht die Runde. —

In größeren Orten und in solchen mit zahlreicherem Verkehr mußte das Fremdenhaus natürlich schnell versagen und spekulative Köpfe nahmen gegen Vergütung Reisende im eignen Heim auf. Indem sie sich vorwiegend, dann ausschließlich diesem Gewerbe hingaben, wuchs sich ihr Haus zur Herberge, zum Chan aus.

Alle Herbergen sind im Grundprinzip überall nach dem gleichen Gedanken erbaut. Einen mehr oder minder geräumigen, den Tieren dienenden Hof umschließt eine Schutzmauer, an der sich Räumlichkeiten für die Waren, Gepäckstücke und Reisenden hinziehen. Während all diese Dinge und Wesen in den Herbergen des platten Landes meist nur eine Nacht bleiben und dann weiterwandern, halten sie sich in denen der Städte oftmals länger auf. Ja hier bilden manche Herbergen gradzu ständige Warenlager, in welche die Karawanen nur kommen, um Gegenstände auf- oder abzuladen; andere werden zum Teil als Unterstände für Tiere oder Wagen von solchen Stadtleuten und Unternehmern benutzt, die keine eigne Stallung unterhalten. So kann in großen Städten der Chan zur Erfüllung aller möglichen Forderungen gelangen, von der einfachen Herberge bis zum Warenhaus, von der Klatschzentrale bis zur Börse.

Nach der Zahl der Besucher schwankt natürlich die Bauart und Ausstattung des Chan. Die Umgebungsmauer kann eine gewaltig hohe, mit Zinnen gekrönte und außen von flachen Nischen unterbrochene Quaderausstellung sein, die einen riesigen Hof und viele, zum Teil geräumige Gemächer beschützt. Derart eindrucksvolle Bauten findet man wohl nirgends so zahlreich und mächtig wie in Persien, wo sie an den

Karawanenstraßen in Abständen von fünf zu fünf Meilen angetroffen werden. Im Norden Babyloniens, an der schiitischen Pilgerstraße über Baṛdâd nach Kérbela habe ich sie selber in nicht geringer Zahl gesehen. Hier bestehen sie aus gelben oder grauen Ziegelsteinen, das Portal überhöht die Umfangswand bedeutend und enthält das Herrschaftszimmer, welches übrigens auch sonst immer über dem Torweg angelegt ist, mit einem aussichtsreichen Erker, dem Schenaschil, d. i. Königssitz. In der

Ein Chan, Herberge, in Baṛdâd (1908)

Mitte des Hofraumes erhebt sich eine steinerne viereckige Estrade, auf deren Fläche Knechte und Ärmere unbelästigt von den Tritten und dem Schmutz der Tiere lagern. Statt des Sockels findet man aber auch vielfach, namentlich im türkischen Teil Vorderasiens, ein Becken oder einen laufenden Brunnen. In Nordafrika und Arabien ist der Innenhof wohl meist kahl, was offenbar durch den Wassermangel bedingt wird. Im Torweg oder daneben hat für gewöhnlich ein Kaffeesieder oder ein Teewirt seinen Stand aufgeschlagen, der in vielbesuchten Herbergen natürlich ausgezeichnete Geschäfte macht.

Die Baulichkeiten rings um den Hof werden, wenn sie einen Oberstock besitzen, auf der Innenseite gewöhnlich von Veranden aus Stein oder Holz umgeben, zu denen Stiegen hinaufführen. Auf solch einen Gang stoßen die Türen der einzelnen Gemächer, die nebeneinanderliegen, gemeinhin schmal und fensterlos sind und sich nur durch Öffnen der Tür von der Veranda her erhellen lassen. In den ungemütlichen, völlig kahlen Zimmern schläft man und bewahrt seine Habe auf. Essen, Sitzen, Kochen, Schwatzen, Handeln machen die Eingeborenen lieber in der Öffentlichkeit des Ganges ab. Sie tuen recht daran, denn in den Löchern selber läßt sich's schon bei nur etwas wärmerer Jahreszeit vor Ungeziefer nicht aushalten.

Die Orientalen breiten zur Nacht eine Matte oder einen Teppich aus, vielleicht auch ein wollenes, dauniges oder wattiertes Unterbett und decken sich mit ähnlichem zu. Leute aller Stände, aller Länder, aller Reinlichkeitsgrade hausen in buntem Wechsel in den Zimmern. Mit Reinemachen pflegt der Chandschi die Anhänglichkeit seiner paar Knechte oder Söhne nicht auf die Probe zu stellen. Und dann die schreckliche, auf religiöse Vorschriften zurückführende Gewohnheit des Morgenländers, gefangenes Ungeziefer nicht zu töten, sondern lebendig zur Seite zu werfen!! Da sitzt so ein völlig verlauster und verwanzter Kerl, greift abwechselnd mit dem rechten und linken Arm in sein vorn offenes, von dunkelbraunem Flohschmutz gepantertes Hemd und wirft einen Springer und einen Läufer nach dem andern mit frommen Formeln in den Weg, über den ständig Leute gehen.

Man male sich alle Folgerungen dieses erstaunlichen Tierschutzes aus und man wird mir beistimmen, daß ich stets nur mit kaltem Gruseln in die Zimmer der Chane getreten bin. Ich kann versichern, daß oft und oft meine nackten Beine beim Aufstehen aus dem Feldbett und beim Auftreten auf die Erde binnen einer halben Minute von Dutzenden blutgieriger Flöhe dunkel punktiert waren. Nächtelang hintereinander habe ich kein Auge schließen können, und versuchte ich bei Kerzenlicht zu lesen, so sausten die Wanzen auf die hellen, sie anlockenden Seiten von der Decke herab. In einem Orte, Hassân Badrîch, im Osten Kleinasiens, habe ich im Chan der dortigen Türkmenen Wanzen gefunden, die fast die Größe eines kleinen Silberpiasters erreichten und Borsten aufwiesen, daß sich mir die Haare sträubten. Es scheint, daß jeder fromme Muselmann dem Chan einen Teil seines Selbst in Gestalt des Ungeziefers zurück-

gelassen hat, welches gewissermaßen ein Stamm= und Fremdenbuch bildet, dessen Durchblättern keinem Späterkommenden erlassen wird.

Hiermit sind die Gespenster der Herbergen aber noch keineswegs in ihrer Gesamtheit festgestellt, denn neben dem Mikrokosmos will auch der Makrokosmos seine Rechte. Im Gestrüpp der Decke beginnt es nach Auslöschen des Lichts zu prasseln und zu pfeifen, aus den faustgroßen Löchern am Unterrand der Wände kommt ein Rascheln heraus, dem die vorgebauten Steinchen nicht lange Widerstand leisten. Wir ziehen die Woll= decke über den Kopf und schon geht es plumps auf unseren Körper herab: die Ratten, stramme Kerle darunter, beginnen ihre greulichen Orgien!

Das Ungeziefer ist unzweifelhaft das Ausgeprägteste, das Persönlichste an den orientalischen Herbergen. Außer ihm bieten diese dem Fremdling keine Bequemlichkeiten, sondern jeder muß sich alles selbst besorgen oder durch seinen Diener machen lassen. Das gilt vom Ausfegen des Zimmers während der Ankunft bis zum Hinaustragen des Gepäcks bei der Abreise, und ebenso vom Wasserholen, Tierbesorgen und Essenkochen. Trotzdem also wenigstens den Europäer in den Chanen viel Ungemach erwartet, freut man sich doch in kahler Wüste oder wilder Steppe auf eine einsam gelegene Herberge, denn sie stellt immerhin Wasser zum Trinken und Waschen sowie Menschen zum Sehen und Sprechen in Aussicht. Die Chane sind doch schließlich Stätten von Menschen und — Menschen= gefühlen.

Medîna im Hedschâs, die Grabesstadt Mohámmeds des Propheten

Über die Frauen

Wie die meisten menschlichen Erscheinungen des Orients ist auch die Eigenart seines Frauenlebens auf dreierlei Hauptursachen zurückzuführen. Das Klima und die von ihm abhängige Natur bestimmen den Rahmen und Hintergrund; die Merkmale der Rasse und deren Entwicklung erzeugen die Staffage; der Islâm, wurzelnd zwar in jenen Quellen, aber doch vielfach einseitig und engherzig verselbständigt, legt die Deckschicht des Firnis über das Bild.

Hat der Islam die alten Kulturen des Orients ohne weiteres fortgeführt (besser würde es heißen: haben die alten Kulturen nach und trotz Übernahme des Islâm weitergelebt), so treten noch heute viele Züge des vorislamischen Frauenlebens zutage. Fernerstehende halten sie gewöhnlich für mohammedanische Gebote, doch sind es meistens gar keine, sondern solche, die durch uralten Brauch geheiligt wurden. —

Viele der heutigen Erscheinungen im orientalischen Frauendasein lassen sich bis auf den Kulturkreis der Sumerer in Alt-Babylonien zurückverfolgen. Deren nüchternes Denken und praktischer Verstand, jeglichem Flug der Phantasie abhold, scheint das Liebesleben als eine Funktion niederer Art betrachtet zu haben. Man erging sich im geschlecht-

lichen Genuß, behandelte die Heirat als ein Geschäft, bei dessen Abschluß man seine fünf Sinne ganz besonders zusammennehmen mußte, und merkte mehr auf den finanziellen Teil als auf die Persönlichkeit des Weibes selber. Wie geringen Wert der Bräutigam auf die Jungfräulichkeit der Braut legte, geht aus dem Bestehen einer weit verbreiteten, religiös gebotenen Prostitution hervor, der sich die meisten Mädchen nur ein einziges Mal ergaben, während viele sie gewerbsmäßig ausübten. Die letzteren waren die sog. Tempeljungfrauen, deren Vorbild sich bis auf den Marienkultus der katholischen Kirche verfolgen läßt. Eine besondere Form der altbabylonischen Ehe bestand darin, daß die Frau mit den Kindern in ihrem Hause verblieb und von ihrem für sich allein wohnenden Manne den Lebensunterhalt empfing, eine Einrichtung, der wir auch bei den alten Arabern begegnen.

Ägypterin

Übrigens ist nicht zu verkennen, daß sich im Lauf der Jahrtausende die Stellung des altbabylonischen Weibes nicht unwesentlich verschob. Die frühesten Überlieferungen zeigen uns die Ehe als streng patriarchalisch, die Frau also auf niedriger Stufe und ziemlich rechtlos. Ja man könnte vielleicht sogar noch polyandrische Erscheinungen aus der grauen Urzeit vermuten. Knapp zwei Jahrtausende v. u. Z. schufen die Gesetzeserlasse des Hammurabi einigen Wandel zu-

gunsten des Weibes, worin vielleicht semitische Einflüsse erkennbar werden. Kauf der Frau und Polygamie mit einer Haupt= und mehreren Nebenfrauen scheint meistens bestanden zu haben. Die Untreue des Weibes ward als schweres Verbrechen bestraft, da man zur Ausübung des Ahnenkultus un= zweifelhafter Nachkommen bedurfte. In der Verfallszeit des Babylonierstaats aber nahmen es die Ehefrauen in geschlechtlicher Hinsicht nicht sehr genau. Selbstredend bedingte die ganze Form des Verhältnisses, daß sich der Mann nach seinem Gutdünken (durch Ausstellung eines Briefes) vom Weibe trennen konnte, wobei er ihr allerdings eine Entschädigung zu zahlen hatte, falls sie nicht selber durch einen Fehltritt die Scheidung veranlaßt hatte.

In der altbabylonischen Ehe liegen allem Anschein nach die Wurzeln der heutigen islamischen Ehe und die bescheidene Stellung der Frau im Orient überhaupt.

Viel früher als im Land der Doppelströme hob sich in Ägypten die Stellung des Weibes. Der Ahnenkultus erforderte eine zahlreiche Nach= kommenschaft und viel mehr als in Babylonien spielte am Nil das Liebes= leben in alle Fragen des täglichen Daseins hinein. Recht heller Teint, rabenschwarze Haarflechten mit Blumenschmuck, ein durchsichtiges, ziem= lich offenherzig dekolletiertes Gewand, bloße Arme, viel Schmuck, Schwär= zen der Brauen und Lider sowie Röten der Lippen gereichten jedem Weibe zur Zierde und scheinen stets die Regel gewesen zu iein.

Das Verhältnis der beiden Geschlechter war schon in der Jugend sehr frei, der unehelichen Kinder zählte man ziemlich viele, Tänzerinnen und Schenkinnen gaben sich allerorten preis und Liebeslieder gingen von Mund zu Mund. Die Stellung der Frau war der des Mannes vermutlich nahezu ebenbürtig. Das Weib verschleierte sich nicht, aß mit dem Manne zu= sammen, teilte seine Feste, ging allein aus, gab sich mit Geschäften auch auf der Straße ab. Ja gerade in den Amouren scheint die Frau die tätige Rolle übernommen zu haben, sie war Anstifterin und Verführerin, was schon das Geschichtlein von Potiphars Eheliebster illustriert.

Abstammung und Namen der Kinder richteten sich vielfach nach der Mutter, so daß die hellenischen Ptolemäer Doppelnamen einführen mußten, um den patriarchalischen Anschauungen der Griechen gerecht zu werden. Die Frau trat als selbständige Person vor Gericht auf, von ihr schrieb sich das Erbrecht her. Eine Angehörige der Dynastie konnte einen gemeinen Mann heiraten und beider Kinder galten als Prinzen.

War die Ehe der älteren Zeit durchweg polygamisch, so drang im Laufe der Zeit immer mehr die Einehe durch, allerdings ohne daß die Vielform gradezu verboten wurde. Schon gegen 1000 v. u. Z. war die Polygamie selten geworden. Die Großen hielten sich richtige Harems ('Ypt), deren Insassen, vielfach Ausländerinnen, namentlich syrischer Herkunft, Hn'ywt, die Abgesperrten, genannt wurden.

Natürlich unterlag die Stellung der Frau im Verlaufe der mehrtausendjährigen Geschichte des alten Ägyptens einigen Wandlungen. Ich kann in einem so kurzem Abriß lediglich die Hauptmomente feststellen. Während die oben entwickelten Anschauungen der freien Lage für die höheren Klassen uneingeschränkt galten, vereinfachten sie sich beim Mittelstand, der die Frau etwas hausbackener und treuer verlangte, während die Weiber der unteren Schichten und namentlich der bedrückten Bauern häufig der Willkür der Höheren ausgesetzt waren.

Verhinderungsgründe der Eheschließung scheinen kaum bestanden zu haben, galt doch die Geschwisterehe sogar als die edelste Form des ganzen Geschlechtslebens. Infolgedessen erhielt das Wort „Schwester" (Sen=t) allmählich die Bedeutung der „Geliebten", was in vielen alten Liebesliedern vorkommt. Später, in der Ptolemäerzeit, unterschied man zwischen einer Vollehe auf Grund einer schriftlichen Verpflichtung und einer Halbehe, in welcher die Frau dem Manne nicht gleichstand und deren Kinder solchen aus einer Vollehe nicht ebenbürtig waren.

Diese griechische Neuerung im ägyptischen Leben leitete den Niedergang der gesellschaftlichen Stellung des Weibes ein. Unter den letzten Ptolemäern verpflichtete sich die Frau schon zum Gehorsam gegenüber ihrem Eheherrn und der Zwang der geschlechtlichen Treue beider Teile ward stark betont. Das Christentum gestaltete die Ehe in diesem Sinne noch mehr aus.

Über die Stellung der Frau bei den übrigen Libuberbern des antiken Nordafrika ist nicht viel bekannt. Jedenfalls spielte das Weib, wie auch heute, eine ziemlich beachtliche Rolle. Ja, man muß annehmen, daß es vor dem Eindringen des Islâm noch mehr Bedeutung besaß als gegenwärtig.

Wie bei den älteren, von fremden Einflüssen noch verschonten Ägyptern, so scheint auch bei den Völkern der hetitischen Rasse oder wenigstens unter deren nördlichen Gliedern die Frau ziemlich angesehen gewesen zu sein. Sie trat politisch hervor, teilte die Mahlzeiten des Mannes

und genoß vielleicht alle Vorrechte des Matriarchats. Geschwisterehe kannten diese Völker so gut wie die Ägypter, Prostitution geschah in religiöser und profaner Art und echtes Liebesleben mit hoher Verehrung des Weibes muß bestanden haben. Verschleierung dürfte üblich gewesen sein.

Bei den Aramäern genoß die Frau in früherer Zeit vermutlich eine höhere Stellung, zeitweise auch später noch, aber sie trat doch recht bald ziemlich tief unter den Mann. Auch bei den Phoinikern hatte es das Weib nicht schlecht. Allerdings ging der Eheschließung die Darbringung der Jungfräulichkeit auf dem Altar der Gottheit voraus, die sich hierzu am liebsten fremd zugereister Männer bediente. Die Ehe war offenbar patriarchalisch (denn die Kinder erhielten den Namen des Vaters), doch ohne die Freiheit der Gattin zu sehr zu beschränken.

Die Bewohner des alten Palästina huldigten in der früheren Zeit der Heirat mit Stammfremden, wobei Weib und Kind in ihrem Stamme verblieben. Da sich hierdurch die schwächeren Verbände in ihrem Bestand bedroht fühlten, so wandten sie sich gegen diesen Brauch. Schließlich ward jegliche Vermischung mit Nichtjuden streng verboten. Ein Ausfluß dieser Anschauung ist die Forderung der körperlichen Jungfernschaft, die anfangs nur als ein Weg (unter vielen) zur Reinhaltung der Rasse angesehen, später hingegen zum Ideal der unvermählten Frau erhoben wurde, was sich auch dem vaterrechtlichen Charakter der Ehe förderlich erwies.

Daneben findet man aber selbst in jüngerer Zeit Nachklänge des ursprünglichen Matriarchats, ja sogar der Geschwisterehe. Ferner war die Polygamie durchweg bräuchlich. Erst im fünften Jahrhundert v. u. Z. begann sie seltener ausgeübt zu werden und im Jahre 393 wurde sie den Juden durch kaiserlichen Erlaß förmlich verboten. Spuren polyandrischer Verhältnisse finden sich in der Leviratsehe.

Bei der Hochzeit war der Kauf der Braut allgemein üblich, wogegen diese selber eine Mitgift einbrachte. Eigentliche Poesie hat das Liebesleben nicht besessen, das Weib genoß keiner besonderen Achtung. Außerehelicher Geschlechtsverkehr ward streng geahndet, weil er die Reinheit des Stammes gefährdete. Die Ehescheidung war ziemlich leicht.

Gewisse Ähnlichkeiten mit der Stellung der Frau bei den Juden finden sich unter den alten Persern. Auch hier spielte das Priesterwesen im Staatsleben stets eine große Rolle. Die Ehe war eine Einrichtung zur Reinhaltung (und Vermehrung) der theokratischen Staatsgemeinde und

ward deshalb ziemlich streng gehandhabt. Anderseits kam mit diesem Grundsatz die angeblich bedeutende Vitalität der Männer und Frauen und ihr reger Geist in Konflikt, dem wir ausgezeichnete Liebeslieder

Berberin aus Ostalgerien

verdanken. Außerehelicher Geschlechtsverkehr scheint häufig gewesen zu sein, ohne daß sich die Gefallene mehr als der Verachtung ihrer Umgebung aussetzte. Die Prostitution stand in großer Blüte und diente zum Teil religiösen Zwecken. Besondrer Wert ward auf die Reinhaltung des

Volkes vor der Vermischung mit Fremden gelegt. Vermählten sich Perser mit Frauen andersgläubiger Stämme, so traten sie damit in den Verband des Weibes über, wie sich auch sonst einige Nachklänge alter mutterrechtlicher Beziehungen erhalten haben.

Nach außen schloß der Ehemann seine Frau streng ab, ließ ihr aber daheim alle mögliche Freiheit sowie die Herrschaft über Kinder und Sklaven. Auch in religiösen Fragen standen Mann und Weib auf ungefähr gleicher Stufe. Ihren Kindern, selbst den erwachsenen, gegenüber behielt die Mutter stets das allergrößte Ansehen. Nur nach der Außenwelt hin spielte die Frau keine Rolle — alles wie heute noch im Islâm, der auch diese Einrichtung vom Zoroastertum übernommen hat.

Wurde einesteils Jungfräulichkeit des Mädchens vor der Ehe verlangt, so galt es in der Ehe als besonders wohlgefällig, recht viele Kinder zu gebären, eine Fähigkeit, die gleichfalls bei den Mohammedanern in hoher Achtung steht. Die väterliche Gewalt ist nahezu unbeschränkt, der Mann genießt größtes Ansehen beim Weibe. Außerdem war die Polygamie allgemein. Zur besseren Bewahrung der Reinheit der Frau hielt man Eunuchen. Anderseits begegnet man Resten von Polyandrie und, damit in Verbindung stehend, der Verwandtenehe, welche noch bei den gegenwärtigen Persern vorkommt. Auch in Iran wurde das Weib vom Mann gekauft. —

Es ist gut, sich der Stellung der persischen Frau zu erinnern, wenn man die der altarabischen (vor Mohámmed) betrachtet. Bei den kultivierten Südarabern fanden sich noch Überbleibsel von primitiver Gruppenehe, aus der sich Polyandrie entwickelt hatte mit allen Merkmalen der Absperrung des Weibes.

Eigentliches Liebesleben war ziemlich häufig, meist allerdings außerhalb der Ehe, aber mit verheirateten Frauen. Auch hiervon zeugen (gerade wie bei den Persern) viele feurige Liebeslieder, die von kühnen dichterischen Vergleichen strotzen. Schwärzen der Lider, Blauen der Lippen und Verschleierung waren auch den altarabischen Schönen schon bekannt.

Die Ehe trat übrigens in mehreren Formen auf. Die Mot'a war von verschieden langer Dauer. Die Frau erhielt ein Geschenk vom Manne und beide konnten jederzeit auseinandergehen. Diese Art der Heirat bestand noch in der Zeit des Propheten und wurde von ihm gutgeheißen mit der geringen Einschränkung, daß sie nicht weniger als dreimal vier-

undzwanzig Stunden währen durfte. In der Ssadîga erhält das Weib gleichfalls eine Gabe, bleibt aber in ihrem Heim und ganz selbständig; die Kinder gehören zum mütterlichen Stamm.

Weist diese Eheform schon auf mutterrechtliche Erscheinungen hin, so treten solche noch mehr in der Beena-Ehe hervor. In ihr blieb die Frau nicht nur ebenfalls unabhängig, sondern sie war die einzige Gattin des Mannes und konnte von sich aus die Scheidung bestimmen. Der junge Islâm bekämpfte sie heftig und wußte sie gar bald zu beseitigen.

Mohámmeds Lehre predigte die Bal-Ehe, d. h. Herren-Ehe, in der das Weib dem Manne in jeglicher Hinsicht untertan ist und in seinem Hause wohnt, wobei natürlich auch die Kinder zum Stamme des Gatten zählen. Diese Ehe kommt vor allen Dingen dem Wunsch des Mannes nach einer zahlreichen eigenen Nachkommenschaft entgegen. Ursprünglich erwarb der Mann für die Bal-Ehe die Frau durch Raub, später durch Kauf, ein Brauch, der noch heute besteht.

Betrachtet man die Stellung der vororientalischen Frau, so zeigt sich, daß sie in der Regel recht ansehnlich war. In ganz Nordafrika sowie in Vorderasien bei den westlichen Hetitern, teilweise auch bei den Arabern, stand das Weib hinter dem Manne kaum zurück, genoß ziemlich die gleichen Freiheiten und hatte sogar manches vor ihrem Widerpart voraus.

Etwas bescheidener, aber immer noch recht angemessen, erscheint seine Lage bei den Babyloniern, den Aramäern, Phoinikern und Juden, namentlich unter den beiden mittleren. Recht abhängig war die Stellung der Frau nicht selten in Arabien, wo in der Hinsicht örtlich und zeitlich wechselnde Verhältnisse scheinen stattgefunden zu haben. Unfrei aber wurde die persische Frau gehalten, abgesperrt im Hause und bewacht von Verschnittenen — recht wie heute im ganzen Orient.

Noch gegenwärtig ist diese Stufenleiter von Frauenbehandlung — trotz der alles ausgleichenden Bestrebungen des Islâm — in den verschiedenen Ländern zu verfolgen, namentlich hinsichtlich der Verschleierung. Am dichtesten, mit Umhang und Schleier, verhüllt sich die Perserin, von deren Gestalt nicht die entfernteste Andeutung einer Form zu erkennen ist. Am leichtesten verschleiert sich die Ägypterin, welche im Altertum die weitestgehenden Freiheiten genoß. Ihr durchsichtiges Gewebe bedeckt lediglich einen Teil des Gesichtes und erscheint mehr als Mittel nicht

ungraziöser Koketterie denn als Verhüllung. Im übrigen Nordafrika spielt der Frauenschleier überhaupt nur eine geringe Rolle, meist bedeckt das Weib sein Antlitz mehr oder weniger erfolgreich mit einer Falte des Umhangs. In türkischen Gegenden weht ein farbiger Lappen vor den Zügen, der alles verhüllen, aber auch sehr viel zeigen kann. —

Treten wir nunmehr der bedeutungsvollen Frage näher, wie sich die Stellung der Frau unter der Einwirkung des Islâms gestaltete. Mohámmed, der sehr viel für die Frauenwelt übrig hatte, namentlich in seinen älteren Jahren, wandte ihr große Aufmerksamkeit zu und ließ eine ganze Anzahl göttlicher Offenbarungen darüber von oben herabkommen. In der Fremde, in Medina, ward es dem Propheten klar, wie wichtig die Frage der Nachkommenschaft für die politische Entwicklung seiner Gemeinde war und daß es hierzu genauerer Bestimmungen über die Stellung der Ehefrau bedurfte, die ja im alten Arabien sehr verschieden war.

Der religiös-politische Zweck der Ehe bewog Mohámmed von vornherein zur Aufstellung zweier Grundsätze: jeder Mósslim muß heiraten und die Schar der Gläubigen durch Kinder stärker machen; jeder Muselmann ist der Gebieter des Weibes, zum Teil offenbar damit bei Neubekehrten die gewöhnlich konservativeren Frauen durch ein Machtwort ihrer Eheherren zum Islam bekehrt werden konnten.

Das Gebot (und die Erlaubnis der Polygamie) der Ehe wird belegt durch Korân 4, 3: „Also heiratet denn, was euch beliebt von Weibern, zwei, drei oder vier; befürchtet ihr jedoch, ihnen nicht genügen zu können, dann eine einzige oder euer Eigentum" (d. h. eure Sklavin). Als Hinderungsgründe einer Eheschließung in der Blüte der Jugendkraft gelten bloß nahe Verwandtschaft, Zugehörigkeit der Erwählten zum Heidentum und zu große Armut, um das Brautgeld aufzubringen.

Die Oberherrlichkeit des Ehemannes gebeut Korân 4, 38: „Die Männer stehen den Frauen vor des Vorzugs halber, welchen Allah den einen über die anderen gewährte, und wegen der Ausgaben, so sie von ihrem Besitztum aufwenden" (d. i. der Brautkauf); „die guten Frauen sind fromm, achten die Abwesenheit im Schutze Allahs; jene aber, deren Trotz ihr fürchtet, die verwarnet, trennt euch von deren Bett und prügelt sie." Außer der Prügelstrafe besitzt aber der Mann noch ein anderes wirksames Mittel, um die Frau seinem Willen zu unterwerfen, nämlich

die willkürliche Verstoßung durch Ehescheidung. Er kann das Weib jederzeit ehelos machen, aber nicht sie vermag eine Ehe zu lösen[1]). Wenn der Mann nun auch noch einige Monate die Geschiedene unterstützen

Straßentracht der Mohammedanerinnen in Tunis

muß, so sieht diese sich doch der bitteren Not gegenüber (falls sie nicht gleich wieder heiraten kann oder ihre Verwandten sie aufnehmen), da

[1]) Abgesehen von ganz wenigen Ausnahmen und auch dann nur nach richterlichem Beschluß.

die Frau im öffentlichen Erwerbsleben des Orients nur eine geringe Rolle spielt, um so geringer, je höher ihre Abkunft ist.

Die Korânstellen über die Verstoßung lauten (2, 229 und 230): „Die Scheidung ist zweimal gestattet; dabei sollt ihr sie in Güte behalten oder mit Gaben entlassen und ihr dürft nichts von euren Geschenken an sie zurückbehalten." Und weiter: „Entläßt er sie ein drittes Mal, so ist sie ihm nicht fernerhin erlaubt, bevor sie nicht einen andern geehelicht hat; entläßt auch der sie, so begehen beide keine Sünde, wenn sie zueinander zurückkehren, im Glauben, Allahs Geboten zu gehorchen."

Im übrigen legte Mohámmed im Korân der Lebensführung der Frauen mancherlei nicht in den Weg, was eine spätere Zeit anordnete. Dahin gehört vor allen Dingen die Verschleierung, von der in dem heiligen Buche eigentlich nichts verlautet. Es sind zwei Stellen, aus denen die spätere Theologie das Schleiergebot herauslesen will. Korân 24, 31: „Melde auch den gläubigen Weibern, daß sie ihre Augen zähmen und ihre Begierden, daß sie von ihren Reizen nur das zeigen, was davon sichtbar ist" (doch wohl Gesicht und Hände), „daß sie ihre Schleier über den Brusteinschnitt breiten und ihre Reize niemanden sehen lassen als ihre Männer, Väter, Schwiegerväter, Söhne, Söhne ihrer Gatten, Brüder, Neffen, Mägde, Sklaven, Gefolge, Irrsinnige oder Kinder, welche Frauennacktheit nicht wahrnehmen." Ferner Korân 33, 59: „Prophet, sprich zu deinen Frauen und Töchtern sowie zu den Weibern der Gläubigen also: auf sich sollen sie legen einen Teil ihrer Umhänge, so ist's passender, daß man sie erkenne und deshalb nicht beleidige"[1]).

Entsprechend diesen beiden Stellen trugen die Mohammedanerinnen der älteren Zeit Gesicht und Hände auch außerhalb des Hauses frei. Das geschah so lange, bis die Dynastie der Abbassiden in Bardâd ans Kalifat kam. Mit ihnen rang sich das persische Element an die Spitze des Islâm und infizierte ihn mit wesentlichen Teilen seiner alten engherzigen Kultur. Von allen Vororientalen kannten lediglich die Perser eine strenge Verschleierung des Weibes. Mit der Einführung der iranischen Sitte in Bardâd wurde auch iranische Tracht Mode und die Schönen der üppigen Residenz legten den Schleier an, der ihnen anfänglich nur als eine neue Abwechslung im Kokettieren und als ein Mittel zur ungestörteren Aus-

[1]) Soll in bezug auf einige Vorkommnisse in Medina bedeuten, daß die ehrbare Frau sich durch Bedeckung des Hauptes auf der Straße von Sklavinnen abheben möge, um vor Belästigungen sicher zu sein.

übung ihrer Plänchen erwünscht sein mochte. Anderseits mußte der fanatischen persischen Geistlichkeit, die damals im Islâm ans Ruder kam, die Modelaune willkommen sein, um auch in einer so wichtigen Frage, wie es die Absperrung der Frau ist, die altiranische Sitte im ganzen Islâm durchzusetzen.

Man sieht auch an diesem Beispiel, daß das persische, vom antiken Zoroastertum getragene Element, der Verursacher des ganzen Orientgedankens überhaupt, sogar in sehr intimen Fragen weitere Teile der Erde beeinflußt hat, als man gemeinhin ahnt. Sagt doch heutzutage Schaichsâde, der Autor eines frommen Kommentars: „im Muntaquā heißt es: ‚das junge Weib soll verhindert werden am Zeigen seines Gesichtes, damit es nicht zu Unheil (fitna) führe'; in unserer Zeit ist diese Verhinderung Pflicht, und zwar nicht bloß wagib, sondern farḍ, weil die Verderbnis überhand genommen hat"[1]).

Die Perserin in Straßenkleidung.
Das dunkle Oberkleid heißt Tschâder, das lange weiße Tuch, welches zur Erde hin spitz ausläuft und in der Augengegend mit einem Sehgitter besetzt ist, heißt Rubänd

Das Schleiergebot wird im heutigen Orient vorzüglich in allen Städten streng gehandhabt. Versuche türkischer Frauen, nach der Revolution von 1908 unverhüllt die Straße zu betreten, scheiterten an dem Widerstand des Volkes. Nur Beduininnen und Bäuerinnen sowie alte Hexen pflegen ohne Schleier außerhalb des Hauses einherzugehen, ziehen aber nach Bedarf einen Teil ihres Gewandes vors Gesicht, namentlich beim Anblick fremder, besonders un-

[1]) Nach Martin Hartmann's sehr schätzbarem Schriftchen „Die Frau im Islam". Halle a. S. 1909, Gebauer-Schwetschke. S. 13.

gläubiger Männer. Jedenfalls sind sich alle Mohammedanerinnen ohne Ausnahme des Schleiergebots bewußt und üben es beliebig aus.

Ja, selbst die Christinnen und Jüdinnen vermochten sich solchem Einfluß und Vorbild nicht zu entziehen. In Persien verhüllen sie sich ebenso dicht wie ihre rechtgläubigen Schwestern und anderswo entsprechend der Landessitte etwas weniger engherzig. In den europäisch regierten Teilen des Orients haben sie die Sitte meist aufgegeben, die ihnen unter mohammedanischer Herrschaft mehr eine Schutzmaßregel sein mochte.

Hat somit der Korân an sich nicht die Verschleierung des Weibes verschuldet, so enthält er doch einige andere Auslassungen über eine bescheidene Stellung der Frau, die zumal durch die übliche Auslegung noch verschärft werden. So wird das Zeugnis einer Frau vor Gericht nicht so hoch bewertet als das eines Mannes, sondern sie gilt nur als halber Mann. Ferner steht sie im Erbrecht ungünstiger da, insofern der Sohn soviel erbt wie zwei Töchter.

Viel klarere und schärfere, ja bis in alle Einzelheiten ausgeführte Bestimmungen über die geringere Bewertung der Frau weist aber die Rechtssammlung des offiziellen orthodoxen Islâm auf. Hier findet sich das vorhin erwähnte Gebot der Verschleierung. Hier auch begegnet man seltsamen Verordnungen über die Berührung der Haut von Hand und Gesicht, die unter Nichtverwandten verunreinigt, und sich nur durch verwickelte Maßnahmen sühnen läßt. Streng durchgeführt wäre damit z. B. jede Beschäftigung der beiden Geschlechter in engerer Tätigkeit unmöglich, jeder Familienverkehr begegnet den größten Schwierigkeiten und Hindernissen, wie er ja auch tatsächlich fehlt. Es besuchen in der Regel nur die Frauen einander, während auch die Männer bloß ihresgleichen Besuche machen, ohne von den Frauen Notiz zu nehmen.

Ich denke, die vorgebrachten Proben werden genügen, um darzutun, daß die Frau im Orient grundsätzlich eine wesentlich bescheidenere Stellung einnimmt als bei uns. Hatte Mohámmed die altarabische Frau aus ungeregelten Verhältnissen in eine sichere Position emporgehoben, in der sie vielleicht die christliche und zweifellos die zoroastrische Schwester übertraf, so zog der Sieg des altpersischen Religions- und Despotentums über die unfanatische arabische Demokratie das Weib von seiner kurz dauernden Höhe herab und in jene Haremsverhältnisse, welche noch heute herrschen. Die iranische Ansteckung wird uns um so anschaulicher, wenn

wir bedenken, daß schon in den letzten vorislamischen Jahrhunderten auch an den christlichen Völkern des byzantinischen Reiches der Einfluß des zoroastrischen Kulturkreises nicht ganz spurlos vorübergegangen war, so daß auch in Hinsicht der Frauenfrage die vorderasiatische Welt den späteren islamischen Ideen ein wenig entgegenkam. Im Staate von Byzanz hatten sich Haremsgewohnheiten eingeschlichen und Eunuchen bewachten die Damen.

Nun darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß die tatsächliche Stellung der Frau sich nicht überall mit der theologisch befohlenen deckt, was schon bei der örtlichen Mannigfaltigkeit der Verschleierung ein wenig zutage trat. Die Ursachen solcher Unterschiede sind durchaus geographischer Art und liegen ebensowohl in den Verschiedenheiten der Natur im großen wie in den hierdurch bedingten Besonderheiten der täglichen Lebenshaltung im kleinen. Hiernach kann man drei Hauptklassen hervorheben, die Städterinnen, Bäuerinnen und Nomadinnen, deren jede für sich einen Frauentypus herausgebildet hat, welcher in allen Ländern des Orients gewisse Gemeinsamkeiten aufweist.

Unabhängig davon aber und durch sie alle geht das Bild der idealen Orientalin. Der Araber sowohl wie der Türke, der Perser ebensogut wie der Marokkaner hat am liebsten ein fettes Weibsbild, ein Mensch mit speckigen Backen, mit Doppelkinn, mit schwabbligen Fleischmassen und watschelndem Gang. Ein Weib, das bei jeder Bewegung ein wenig stöhnt, es aber doch vielfach fertigbringt, einen ganzen Tag lang tief gebückt über dem Waschtrog zu stehen. Ein Mädchen, dem schon im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren die runden Formen und Bewegungen unserer Fünfundzwanzig- oder Dreißigjährigen eigen sind, das aber auch mit einigen Zwanzig fast unseren Fünfzigerinnen ähnelt. Falls eine Frau sich dem Ideal des Dickenwachstums nicht nahe genug wähnt, sucht sie wenigstens durch ihre Tracht dergleichen Reize vorzutäuschen. Als ich zum erstenmal durch die Eingangshalle des Orients trat (es war in Tripolis), da wunderte ich mich über die große Zahl schwangerer Frauen in den Gassen. Alle ehrbaren Damen schienen vom Storch gebissen zu sein, denn sie gingen mit erstaunlichen Bäuchen einher. Erst später erfuhr ich, daß sie meist alle durchaus nicht beabsichtigten, die Einwohnerzahl der Stadt so gewaltsam zu vermehren, sondern daß sie nur die einheimische Umschlagdecke (Hali) in einer sechs- bis zehnfachen Schicht über dem Leib

zusammenfalteten, um dem orientalischen Frauenideal möglichst nahe=zukommen.

Neben diesem, einem verfeinerten Geschmack doch wohl zu groben Frauenbild geht aber noch ein zweites einher, das ungefähr dem entspricht, was man bei uns von einer orientalischen Schönheit erwartet. Es ist ein zarterer, veredelter, etwas vergeistigter Typus, der von einer anspruchsvolleren, kultivierteren Empfindung gefordert wird und wohl mehr in der Literatur als in der Wirklichkeit blüht. Das ist das junge Weib mit dem perlengleichen Mondgesicht, schlank wie eine vollmondüberstrahlte Zeder, mit Rosen=, Tulpen= oder Safranwangen und einem Kypressenleib; deren Mund der Blüte des Granatbaums ähnelt. Gespannten Bogen gleichen die beiden Brauen, die Wimpern schwarz wie Rabenflügel, ihr Silberbusen haucht berauschende Moschusdüfte aus und es wird sternenlose Nacht, sobald die perigleiche ihre Haarflechten löst. Doch ein ganz Alter, ein großer Kenner und Erdenker solcher Frauen, Firdusi, verstand sich viel besser darauf als ich und so sei ihm hier gebundene Rede gegönnt:

Ein Töchterchen hat er im Frau'ngemach,
Von Antlitz schöner als der junge Tag;
Von Haupt zu Fuß ist sie wie Elfenbein,
Ihr Wuchs wie die Platane, glänzend rein
Ihr Silberhals, um welchen sich in Ringen
Die moschusduft'gen Lockenhaare schlingen;
Der Blüte des Granatbaums gleicht ihr Mund,
Und seiner Frucht die Wange zart und rund.
Ihr Aug' ist der Narzisse gleich am Hügel
Und ihre Wimper schwarz wie Rabenflügel.
Auf ihrer Stirne trägt die Frau der Frauen
Gespannten Bogen gleich die beiden Brauen;
Siehst du den Mond, so ist es ihr Gesicht,
Süß duftet wie ihr Haar der Ambra nicht;
Voll Reiz und Lieblichkeit und holder Reden
Ist sie, ein prangend Paradies, ein Eden.

Das sind Frauen, zu deren Kommen der Boden geschmackvoll vorbereitet werden muß:

. . . . Sklaven setzten sich in Gang,
Um seidne Decken vor sie hinzulegen,
Smaragde auszustreun auf ihren Wegen
Und Rosenwasser auf den Grund zu gießen,
Damit er dufte unter ihren Füßen.

Dieses edlere Ideal unterscheidet sich von dem zuerst skizzierten durchschnittlichen nicht grundsätzlich, sondern nur dem Grade nach, in=

Libuberber-Mädchen aus dem östlichen Atlasgebiet.

sofern es dessen Stilisierung ist. Lediglich die höheren Kreise beschäftigen sich mit ihm und ich glaube, auch mehr in der Theorie als im Leben.

Unter einem ganz eigenartigen Gesichtswinkel aber erscheint uns der silberhüftige Typus, wenn wir erwägen, daß er eine Überleitung zu der den ganzen Orient beherrschenden und vielleicht keinem Orientalen ganz fremden Männerliebe darstellt.

Um das allgemeine Ideal orientalischer Frauenschönheit gruppieren sich nun die Sondererscheinungen, welche die Verschiedenheit der Lebensbedingungen züchtet. Betrachten wir zunächst die Nomadenfrau. Im Jahr vor ihrer Verheiratung und im Schoß einer vornehmen, reichen Familie lebend mag wohl grad sie dem feineren Ideal der Orientalin am häufigsten nahe kommen. Die ständig hervorragend gesunde Luft, das stählende Leben steten Umherwanderns im dünnen Zelt und auf dem Rücken der Pferde, die einfache und nahrhafte Kost aus Milch, Käse und Kornbreien ergeben eine außergewöhnlich gute Grundlage für körperliches Wohlergehen. Solange harte Arbeit fehlt und das Mädchen sich seiner Pflege ausgiebig widmen kann, blüht und gedeiht es außerordentlich. Nicht zufällig entstammt eine Fülle besonders reizvoller Liebeslieder zum Preise der Frauenschönheit grade nomadischen Kreisen, namentlich den alten Arabern des Nedschd. Gazellenschlank ist diese unversehrte junge Beduinin, ungemein zierlich gebildet, ohne auch nur entfernt Gedanken an Zerbrechlichkeit aufkeimen zu lassen. Die pfirsichflaumige Haut zeigt ein warmes, unendlich anziehendes Goldbraun, über welches dicke, saphirschwarze Flechten herabfallen. Jeden muß aber besonders das auffallend große schwarze Auge ansprechen, dessen Feuer einen seltenen Gehalt von beredtem Ausdruck zeigt.

Allerdings sehen doch nur die wenigsten Nomadinnen so aus. Blaue Punkttätowierung bringt meist eine Störung des Ebenmaßes hervor. Zwei Ehe-, Gebär- und Arbeitsjahre prägen den Frauen der Ärmeren und Mittleren, oft auch denen der Wohlhabenden ihre bitteren Stempel auf. Die Brüste fallen in fleischigen Beuteln auf den Leib herab. Risse stehlen sich in die Samthaut der Wangen. Sie vertiefen sich zu Furchen, das Fleisch des Gesichts wird spärlicher und läßt die Umrisse des Skeletts hervortreten, so daß das Antlitz einen scharfen, oft raubvogelartigen Ausdruck erhält. Im Gegensatz dazu pflegt der Mittel- und Unterkörper ziemlich viel Fett anzusetzen, was um so schlimmer aussieht, wenn die

Trägerin mit O=Beinen gesegnet ist. Deren erblickt man nämlich gerade bei Nomadinnen recht viele, was ich mir daraus erkläre, daß die unstete Lebensweise der Stämme und die harte Arbeit der Frauen dahin wirken, daß die Kinder früher als anderswo sich selbst überlassen werden, was die weichen Beinknochen bei zu frühen Gehversuchen in besonders starkem Maße der Verkrümmung aussetzt. Im Verfolg viel=tausendjähriger Gewohnheit aber könnte die Eigenschaft allmählich ver=erblich werden.

Schwer ist der Lebensgang der Nomadinnen. Die Männer verschmähen grade in dieser Gesellschaftsklasse Arbeit ganz ausnehmend hartnäckig und befassen sich lieber mit vornehmeren Beschäftigungen wie Vieh=stehlen, Überfallen, Rauben, Herden überwachen, Schlafen und Schwat=zen. Die Beduinin holt in Krügen oder Lederbeuteln das Wasser fürs Zelt herbei, oft auf mehrstündigen Wegen. Sie schlägt das schwere Ziegen=haarzelt auf, melkt, bereitet Käse und kocht Speise. Die Nomadin webt aus der Wolle ihrer Herden Teppiche, Decken, Gewänder, Zeltbahnen, ja sät gelegentlich an günstigen Flecken vielleicht sogar ein wenig Gerste aus.

Aber es ist wahr, nirgends auch genießt die orientalische Frau anderseits so großer Freiheit wie in der weiten Steppe. Sie verschleiert sich nicht (wenngleich sie in manchen Fällen einen Zipfel vors Gesicht zu ziehen weiß), sie redet laut und unbekümmert ebensowohl mit männlichen als mit weiblichen Stammesgenossen. Die Nomadin ist meist die treue, selbst kampfgewohnte Gefährtin ihres Mannes, gegenüber dessen derben Räuber=manieren ihre Zunge und Faust nicht versagen.

Ja, das Beduinenmädchen versteht sich sogar auf echtes, rechtes Pous=sieren und erteilt im väterlichen Zelt ihren Verehrern Audienz, wobei alle Anwesenden sich gegenseitig durch ländliche Aphorismen und Para=doxe sowie durch teilweise recht dichterische Verse auszustechen suchen. Das ist ein freierer Zug, der sonst nirgends im Orient im Schwunge zu sein scheint und beweist, daß die Beduinin ein besseres Los getroffen hat als ihre bäuerlichen oder städtischen Schwestern.

Bei den Fellachinnen begegnen wir schon manchen Zügen, die an das Leben der Städterin erinnern. Die gesunde Luft zwar teilen sie mit den Beduininnen, doch werden sie ihrer weniger teilhaftig, da sie mehr Zeit im Hause verbringen. Die Luft in den Löchern der Bauern=

hütten aber ist mangels ausgiebiger Lüftung meist durchaus nicht ozonreich, sondern nicht selten verpestet von Feuerrauch und Aus= dünstungen von Menschen und Tieren (da beide häufig in ein und demselben Raum schlafen). Zumal im kalten Winter sperrt man ängst= lich jeden Lufthauch ab. So fehlt dem Bauerweib ein wesentliches Mittel zur Erzeugung und Erhaltung der Jugend= frische.

Ägyptische Bauerweiber aus Karnak, die in Ton= krügen Wasser schöpfen wollen

Die Arbeit ist natür= lich auch bei ihr nicht leicht. Sie muß Wasser emporziehen und heim= tragen, Teppiche und Ge= wänder weben, Korn mit einem Stein zu Mehl zer= kleinern, Pfeffer stampfen, waschen und sich neben dem Pferd vor den Pflug spannen, während der Mann mit dem Stecken hinterher schreitet. Die ungünstige Einwirkung ihrer schweren Tätigkeit wird nicht, wie bei der Beduinin, durch ununter= brochenen Aufenthalt in herrlichster Luft neu= tralisiert und sie erfährt nicht jene Belebung, die in einem ständigen Wech= sel des Wohnplatzes liegt. Deshalb findet man bei den Fellachinnen des Orients selten jene Schlankheit und feurige Frische, welche die Beduinin im Lenz ihres Lebens oft auszeichnet. Auch das Bauern= mädchen macht natürlich seinen körperlichen Höhepunkt durch, doch ist er etwas derber als jener der nomadischen Schwester. Es fehlt der Fellachin das stilisierende Moment, sie hat dickere Fesseln, ist wohl auch ein wenig fleischiger und im Knochenbau stämmiger. Die

Bäuerin ist weniger Edelrasse als die Beduinin, ähnlich wie sich das gedrungene Lastkamel vom schlanken Rennkamel unterscheidet.

Der niedrige Bildungsgrad sowie das Leben innerhalb einer kleinen Schar untereinander meist verwandter Dorfgenossen erlauben ihr natürlich ebenfalls mancherlei Freiheiten, die über die Theorie hinausgehen. Das ist am meisten in den Dorfschaften der Gebirge der Fall, z. B. bei den Kurden. In der eignen Siedlung hat die Verschleierung wenig Zweck, da man sich ja doch kennt. Beim Nahen Fremder aber wird sie gewöhnlich ausgeübt, wenigstens in Nordafrika; bei den Kurdinnen meistens nicht, wie ich oft bemerkt habe. Grade bei den letzteren spielt das Bauerweib eine recht beachtenswerte Rolle und gilt als treue Ehegattin ihres Mannes.

Doch ist festzustellen, daß die Fellachin im allgemeinen schon etwas unfreier ist als die Beduinin. Das junge Mädchen der Berge scherzt zwar mit den Burschen am Brunnen und unter der breitschattenden Platane, aber in der Ehe sieht ihr Los doch schon etwas anders aus. Die Arbeit und das Kinderkriegen wirft auch ihre pralle Haut gar bald in Falten und dehnt ihre Gestalt unschön aus. Die roten Backen verdunkeln und die Jugendschönheit dauert meist wohl nicht ganz so lange wie bei der Nomadin.

Die körperliche Beschaffenheit der Städterin wird bestimmt durch den Aufenthalt im Hause. Mag sie nun in wohlhabender Ehe leben, so daß sie nichts zu tun braucht, oder muß sie tüchtig arbeiten, in jedem Falle kommt sie nur höchst selten an die frische Luft, ja vielleicht die Hälfte aller Städterinnen (oder mehr) verläßt Zeit ihres Lebens niemals den Mauergürtel ihres Geburtsortes.

Es ist ja wahr, daß sich das orientalische Frauenleben während des größten Teiles des Jahres nicht eigentlich in geschlossenen Räumen abspielt, sondern in den Innenhöfen. Hier, vielleicht unter Bäumen und Büschen, sitzen oder liegen die Damen, rauchen, schwatzen, putzen sich, schlafen, tändeln und empfangen den Besuch ihrer Freundinnen. Die weniger gut gestellten Frauen waschen und scheuern im Innenhof, der meistens durch einen rechtwinklig geknickten Gang den neugierigen Blicken der Straßengänger entzogen ist, oder sie beschäftigen sich mit einer Web-, Knüpf- oder Flechtarbeit, die Verdienst einbringt.

In gewissen Teilen des Orients, wo der nächtliche Aufenthalt in den Zimmern unerträglich wäre, schläft man abends meist auf den flachen

Dächern. Man sieht mithin, daß auch die Städterin gar nicht so gänzlich von der freien Luft abgeschlossen ist. Aber es bleibt (selbst wenn man berücksichtigt, daß die Atmosphäre der morgenländischen Städte nicht durch Fabriksausdünstungen gefährdet wird) doch immer eine von der Ausatmung vieler Tausend Mitmenschen, vom Hauch der Holzkohlenfeuer in den Küchenherden und vom Straßenstaub verschlechterte Luft, welche die Städterin einatmet.

Hierzu kommt, daß sich die städtische Orientalin nur verschleiert auf die Straße begibt und daß sie auch im Innenhof durch Sonnendächer und Schminke ihren Teint vor der bräunenden Wirkung des Himmelsauges zu schützen sucht. Es fehlen ihrem körperlichen Wohlergehen also namentlich fortschreitende Bewegung, frische Luft und Besonnung, Mängel, die sich besonders fühlbar machen müssen in Verbindung mit einer an den Magen hohe Anforderungen stellenden, scharf reizenden und dabei meistens wenig ausgiebigen Nahrung.

Libuberberin der unteren Klassen in Tripolis, Afrika. Auf dem Kopf Holzmolle mit Essen, bedeckt von einem Korbdeckel

Die allgemeinen Folgen geben sich denn auch zu erkennen in einer blassen sowie gleichzeitig merkwürdig welken und schlaffen Gesichtsfarbe, einem matschigen, unfesten, zum Auseinandergehen neigenden Körperfleisch, einem schwerfälligen, auf der Straße durch spitzenge Schuhe oder schluppende Pantoffel noch mehr verunschönten Gang und in einer schlappen oder zu behäbigen Haltung. Es lassen sich natürlich auch Ausnahmen feststellen, wie man z. B. unter den Türkinnen Stambuls mancher Erscheinung von königlicher Haltung begegnet. Aber die allgemeine Regel ist der eben skizzierte Typus.

Die orientalische Städterin, namentlich die der besseren Stände, besitzt meist keinen groben Körperbau. Vielmehr dürfte ihr Knochen-

gerüst ziemlich zart sein, doch erscheint sie durch starke Entwicklung des Fleisch- und Speckpolsters häufig ungeschlacht, in mittlerem und höherem Alter fast immer. Unter den jüngeren Frauen und den Mädchen findet man aber manchmal sehr feine und zarte, allerdings nur zu rasch vergehende Blüten. Hier sieht man öfters einen Widerschein jener bei den Beduininnen so vollkommen auftretenden orientalischen Schönheit. Ovales Antlitz mit einer pfirsichweichen Haut, große Mandelaugen mit hochgeschwungenen Schwarzbrauen, deren innere Enden auf der Nasenwurzel in oft künstlich betonter Weise sich vereinen, leicht gebogene, zartflüglige Nase. Aber es darf nicht verschwiegen werden, daß die ganze Mondenschönheit einen leisen Anflug von körperlicher und oft auch sittlicher Dekadenz trägt, sowie daß sie die Nachhilfe von Schminke (Weiß! nicht Rot) und Puder, von Antimon und Hénne nicht verschmäht. Da gefällt einem die feurigere, wildere und naturreinere Schönheit der offnen Steppe doch besser als die parfümierte Huri der heißen Städte.

Im Hause trägt sich die Frau, falls die Wärme es erlaubt, so leicht wie möglich. Häufig verhüllen nur ein Paar weiter, an den Knöcheln geschnürter Pumphosen und ein durchsichtiges Hemd ihre Reize. In Persien treten an die Stelle der Beinkleider helle Strümpfe, die bis zum Leib hinaufreichen, und eine Art kurzen Balletteusenröckchens. Das reiche, meist schwarze Haar fällt in mehreren lockeren Flechten über den Rücken hinab.

Auf der Gasse verhüllt sich das Weib so dicht wie möglich. Doch gibt es auch hier einige größere Unterschiede und eine bedeutende Anzahl feinerer Nuancen, von denen viele nur Frauenaugen bemerkbar sein mögen. Das Extrem nach der strengen Seite ist die Perserin, die wie eine formlose schwarze Tonne daherrollt, nach der freien Richtung hin aber die kokette Türkin und Ägypterin, von deren Gestalt und Antlitz man häufig weit mehr erkennt und ahnt als der eigentliche Zweck der Verhüllung zuläßt.

Die soziale Stellung der Städterin ist mannigfaltiger als die ihrer beiden vorher behandelten Schwestern auf dem Lande und in der Steppe. Denn die Lebensbedingungen liegen in der Stadt viel verwickelter als draußen in der Natur, die gesellschaftlichen Unterschiede sind größer, jede Haushaltsführung hebt sich mehr oder minder von den übrigen ab, die beträchtliche Ansammlung von Menschen erzeugt ganz andere Reibungen und Maßregeln dagegen.

Natürlich ist die Lage des Weibes am unfreiesten in Persien, dem Ursprungslande der meisten orientalischen Ansichten über die Frauen, das noch heute fast ein Priesterstaat ist. Anderseits aber kann es nicht wundernehmen, daß gerade aus diesem Extrem heraus und in Verbindung mit den geistigen Fähigkeiten des persischen Volkes, eine Bewegung (der Babismus) hervorging, die u. a. auch die Befreiung der Frau von allem Zwang anstrebt. Selbst in der jungpersischen Revolution haben anscheinend tatkräftige Frauen für die Sache der Reformer mitgewirkt.

Mohammedanische Ägypterin im Straßenkleid

In der Türkei läßt sich die Anreicherung eines kleinen Teiles der Frauenwelt bis in die Zeiten der ersten Revolution zurückverfolgen. Allerdings konnten die europäischen Ideen von der Behandlung des Weibes unter dem Schreckensregiment des Abd ül Hamîd nur im allergeheimsten verbreitet werden. Aber es geschah doch. Die Töchter der vornehmen türkischen Familien erhalten seit einigen Jahrzehnten eine sorgfältige Erziehung durch Lehrerinnen aus dem Abendland. Sie lernen Französisch, Deutsch, Englisch und Italienisch, so daß sie belletristische und gar philosophische Bücher in diesen Sprachen lesen, sie lernen Mathematik, Naturwissenschaften, Geographie, Geschichte usw. Ihre Bildung ist meistens weitschichtiger als die ihrer Brüder, da sie streng im Hause gehalten werden und fast gar keine Ablenkung erfahren.

Das Leben der jungen Damen, deren Religionsunterricht natürlich von einem islamischen Ulema geleitet wird, verläuft zu Hause durchaus nicht mehr in Gemächern von altorientalischer Einrichtung und in Haremsformen, wie sie dem europäischen Leser aus der Lektüre von Tausend und einer Nacht vorschweben. Vielmehr schlafen sie in glänzenden Messing- oder weißlackierten Eisenbetten aus England, arbeiten an eleganten Schreibtischchen aus Wien, lesen die Schriften von Pierre Loti und Nietzsche, korrespondieren mit ihren Freundinnen auf modernstem Leinenpapier, kurz erfreuen sich aller möglichen Freiheiten, aber wohlverstanden stets nur im abgeschlossenen Innern ihres Hauses oder ihrer Bekannten, behütet von älteren Frauen und mit moderner Eleganz gekleideten Eunuchen, streng abgesperrt von der Gesellschaft junger Männer. Ob dieses Leben nach der Eheschließung so weiter geht, hängt von dem guten Willen des Gatten ab, meist aber werden die andersartigen Bedingungen, das Erscheinen von Kindern, die Anwesenheit von Nebenfrauen usw. wohl beträchtliche Umgestaltungen hervorrufen und das Geistesleben in primitivere Formen zurückführen.

Abgesehen von dieser geheimen Emanzipation der türkischen Frau (besser des Mädchens) geschehen aber doch wenigstens einige Schritte auch öffentlich. So ward am Goldenen Horn ein Lehrerinnenseminar gegründet. Der Zweck davon war allerdings weniger eine Förderung des orientalischen Frauenfortschritts, als vielmehr eine Maßregel zu dessen Einschläferung. Man wollte nämlich einheimische mohammedanische Lehrerinnen behördlicher Prägung ausbilden, um durch sie die große Zahl der fremden Gouvernanten zu ersetzen und deren europäisierenden Einfluß zu verdrängen. Außerdem wurden in den letzten Jahren in der mohammedanischen medizinischen Fakultät in Konstantinopel Kollegs für Frauen gehalten. Die Zeitungen beschäftigen sich gern mit den Problemen der Erziehung der Mädchen und insbesondere mit dem des Schleiers.

Das letztere ward 1908 von den Frauen selber sehr einfach, allerdings bloß vorübergehend, gelöst. Viele nämlich schritten in der ersten Zeit der Begeisterung über das Ende der Despotie völlig unverschleiert auf die Straße! Aber sehr bald kam der Rückschlag auf einen so kurzen Abbruch tausendjähriger Sitte. Der Pöbel und die niedere Geistlichkeit wandten sich gegen die freiheitliche Äußerung der besseren Stände und beschuldigten das jungtürkische Komitee, es wolle die geheiligte Sitte der Väter ersticken und Unzucht verbreiten. Dieser Gedanke war einer der Leit-

sätze der reaktionären Gegenrevolution vom 13. April 1909, welche die Verschleierung unter Androhung strenger Strafen anordnete. Ein nochmaliger Sieg verleitete die Jungen nicht dazu, einem im Volksempfinden so fest eingewurzelten Brauch wieder zu Leibe zu gehen.

Jedenfalls hat es sich gezeigt, daß die türkische Frau wenigstens der höheren Klassen ein Element ist, das sich gewissen Fortschritten aus dem Banne des altorientalischen Lebens sehr geneigt zeigt. —

Auch in Ägypten trifft man ähnliche Strömungen, die hier natürlich ebenfalls heftigem Widerstande seitens der Alten begegnen. Nur unterscheidet sich dieser Kampf von dem in der Türkei geführten vorteilhaft dadurch, daß er unter dem Schutze Albions in breitester Öffentlichkeit ausgeführt wird und auch schon von männlicher Seite wertvolle Unterstützung erhalten hat. Bücher und Aufsätze in Zeitungen beschäftigen sich mit Für und Wider und im ganzen ist wohl ein stärkerer Fortschritt zu verspüren als in der Türkei, zumal da schon die männliche Schulbildung am Nil auf einer freieren Stufe steht. Außer den arabischen Elementarschulen für Mädchen gibt es Regierungsschulen mit höherem Lehrgang und vornehmlich englischer Unterrichtssprache, sowie Privatschulen und ein Lehrerinnenseminar (Bulak). —

In den bis vor kurzem türkisch mißregierten Syrtenländern war bisher noch keinerlei Hebung der Frau zu verspüren, ebensowenig in Arabien. Anders ist das natürlich in den französischen Gebieten Tunisien und Algerien, wo sogar Heiraten zwischen Mohammedanern und Französinnen öfters vorkommen. Namentlich in dem geistig regsameren und heiterern Tunisien hat die Modernisierung des Weibes große Fortschritte gemacht, da die Zahl neuzeitlicher Mädchenschulen hier im letzten Jahrzehnt stark gewachsen ist. In Marokko läßt sich von solchen Erscheinungen in der Frauenwelt selbstredend noch nichts verspüren, doch dürfte auch hier das Erscheinen der Fremden allmählich kleine Wandlungen hervorrufen.

Die bisherigen Erörterungen bezogen sich nur in religiöser Hinsicht auf die Mohammedanerinnen allein, körperlich aber auf alle Orientalinnen. Auch für die gesellschaftliche Stellung der nichtislamischen Frauen treffen sie meist zu.

Die Weiber der Christen, Juden und Halbmohammedaner leben zurückgezogen und still (soweit sie nicht zanken) im Hause. Sie sind dem Manne durchweg sklavisch ergeben, die Armenierinnen, Jüdinnen und

Drusinnen stehen dabei im Rufe großer Keuschheit und Ehetreue, was sich von den christlichen Städterinnen Syriens weniger behaupten läßt.

Wie bei den Mohammedanern vollzieht sich das ganze Familienleben in patriarchalischen Formen, indem der Mann der Herr und Gebieter im Genuß unbeschränkter Rechte ist. Auf der Straße bewegen sich beide Geschlechter in getrennten Gruppen, ein Herkommen, das erst neuerdings in den schon etwas europäisierten Städten ein wenig hintangesetzt wird. In ihnen sieht man jüdische oder christliche Frauen und Männer in bunter Reihe lustwandeln und sich an ebenso heiteren wie albernen Scherzen gegenseitig vergnügen.

Bei den Armeniern verkehren bloß die jungen Mädchen unverschleiert und frei auf den Straßen. Die verheiratete Frau aber zeigt sich in der Öffentlichkeit nur in strenger Verhüllung (soweit sie nicht europäisch gekleidet ist). Ja, bei Strenggläubigen geht die Abschließung des Weibes soweit, daß es bis zur Geburt des ersten Kindes mit niemand als dem Ehegatten sprechen darf. Betritt ein fremder Mann das Wohnhaus, so hat die wohlerzogene Armenierin zu verschwinden. Die Weiber teilen auch nicht die Mahlzeiten der Männer, sondern dürfen ihnen nur hinter einem Gitter zusehen. Die Bäuerinnen sollen etwas weniger mit Arbeit geplagt sein als die islamischen Landfrauen.

Sehr schwer ist dagegen die Tagesmühe der Nosairierinnen in Nordsyrien und in der Adana-Ebene: Hierdurch wie infolge jahrelangen Säugens der Kinder verblühen und altern sie ausnehmend schnell. Sie leben ganz zurückgezogen, verschleiern sich aber nicht, was ich 1908 in Kilikien selber beobachtet habe (s. Abb. S. 329). Ehescheidung ist untersagt, Polygamie bis zu vier Frauen, wie bei den Mohammedanern, dagegen gestattet. Auch die Drusinnen leben theoretisch in polygamer Ehe, denn in Wirklichkeit nimmt der Mann selten mehr als ein Weib. Die Scheidung ist hier sehr leicht und die Frau erbgesetzlich nahezu völlig rechtlos.

Einen bemerkenswerten Einfluß in der Ehe besitzt ziemlich überall die Jüdin. Innerhalb der Judenviertel laufen die Ledigen und Verheirateten völlig unbedeckten Antlitzes umher und werden durch keinerlei auffällige Schranken ans Haus gefesselt. In den mohammedanischen Stadtgegenden unberührter Länder (wie Persien) allerdings verschleiern sie sich noch heutigentags vor fremden Blicken. Vielleicht reicht keine der orientalischen Frauen ihrer jüdischen Schwester an Freiheit, Unbekümmertheit und Frohmut das Wasser.

Überblickt man die ganze Stellung der Frau im Orient, so zeigt sich, daß sie mit der Entwicklung und Steigerung der Lebensformen abgeschlossener wird. Das Beduinenweib genießt annähernd so viel Freiheit als die Lebensweise des Nomadentums ihm erlauben kann. Die Fellachenfrau bleibt schon etwas mehr hinter der Möglichkeit einer freien Stellung zurück, erfreut sich aber gleichfalls noch bedeutender Erleichterungen. Einzig die Städterin unterliegt einer

Persische Jüdinnen in Straßentracht.
Schirâs

nicht geringen Zahl von Einschränkungen und Behinderungen, die ihre Schwestern auf dem Lande höchstens von Hörensagen kennen.

Der Islâm in seiner ursprünglichen Fassung ist einer weniger beschränkten Stellung der Frau und einem stärkeren Hervortreten in der Öffentlichkeit nicht entgegen. Die Freiheit der Persönlichkeit erscheint als ein Erbteil des alten Arabertums, das sich im Korân oft genug ausspricht: „Und ihre (der Gott Wohlgefälligen) Angelegenheiten werden zwischen ihnen beraten" (42, 36). Aber die grade entgegengesetzten Einflüsse

des alten Persertums unterdrückten kraft der Gewalt einer überlegenen Kultur die demokratischen Bestrebungen der Araber und überwucherten sie mit ihren antiken Ansichten von der Despotie des Staats- und Religionsoberhauptes über das Volk sowie dementsprechend auch des Mannes über das Weib. —

Unzweifelhaft nimmt die Frau im Orient (mit geringen persönlichen und konfessionellen Ausnahmen) nur den Rang eines Menschen zweiter Klasse ein. Von dieser Voraussetzung aus haben wir noch zu untersuchen: erstens ob hierdurch die morgenländische Gesellschaft fördersam oder hinderlich beeinflußt wird, und zweitens, zu welcher Rolle die „unterdrückte" Frau bei der Umgestaltung des Orients berufen ist.

Die allgemeine Ansicht bei uns geht dahin, daß die geringe Bedeutung des Weibes im Morgenlande dessen Staaten und Völkern schwere Wunden schlägt und eine der wichtigsten Ursachen ihres Verfalles bildet.

Man muß an dieses Problem von der biologischen Seite herantreten. Die körperliche Entwicklung der beiden Geschlechter hat die weibliche Hälfte der Menschheit fraglos stark benachteiligt, was schon öfters ausgesprochen ward und deshalb hier nicht zum soundsovielsten Male bewiesen zu werden braucht. Es ist deshalb verständlich, wenn sich die fernere Ausbildung des homo sapiens vornehmlich mit dem begünstigteren Teile beschäftigt, also dem Manne. Nach dem uns anfangs bekannt gewordenen orientalischen Naturgesetz aber, welches alle Äußerungen jenes Erdteiles nach einer Richtung hin einseitig übertreibt, wurden auch hier sämtliche Vorteile auf die bevorzugte Hälfte gehäuft. Durch die anderthalbjahrtausendjährige Tyrannei der Zoroasternachfolger verstärkten sich diese Vorbedingungen ganz bedeutend und erlangten ihre kulturell-religiöse Weihe, Es ist sonach — in Rücksicht auf unsere kulturgeographischen Erfahrungen von orientalischen Dingen — als nahezu ausgeschlossen zu betrachten, daß sich die Verhältnisse der Frauenstellung dort anders hätten entwickeln können. Man muß deshalb die gegenwärtige Situation als natürlich geworden, nicht aber als willkürlich erzwungen ansehen[1]).

Hieraus dürfte aber schon folgen, daß die Stellung der orientalischen Frau ihren Platz ungefähr ausfüllt und dem Haushalte ihres Milieus mehr zum Nutzen als zum Schaden gereicht. Vor allen Dingen

[1]) Leugnen können das nur diejenigen, welche von der Bedeutung der Natur eines Wohnraumes für die Kultur seiner Bewohner immer noch nichts wissen.

Kurdinnen aus dem Nordosten Mesopotamiens

scheint mir, daß ein ständiges Beisammen- und Untereinandersein von Mann und Frau in jenem heißen Trockenklima das Geschlechtsleben hochgradig steigern und somit nicht nur die Sittlichkeit gefährden, sondern auch die Gesundheit des Volkes herabsetzen würde. Die strenge Trennung der Geschlechter aber kann sohin als ein Mittel der natürlichen Zuchtwahl angesehen werden, welches das Wohlergehen der ihr sich Unterordnenden befördert.

Das Klima des Orients macht weiterhin den Aufenthalt im Freien meist unangenehmer als den im Hause. Nur wer gezwungen ist, begibt sich aus dem schützenden Schatten seiner vier Pfähle in die Sommers sonndurchglühten, Winters aber regenkalten Gassen. Es hat deshalb nichts Unnatürliches, daß derjenige Teil der Familie am meisten zu Hause sitzt, der zum Nahrungserwerb gemeinhin weniger beiträgt und deshalb keinen Anlaß zu häufigem Ausgehen besitzt.

Gewiß, es entgeht den Orientalen manches Vergnügen, wenn die Gesellschaften entweder nur aus Männern oder nur aus Frauen bestehen, niemals aber aus beiden gleichzeitig; wenn der Mann mit den Söhnen sein Mahl für sich allein einnimmt, während die Weiber mit den kleinen Kindern in besonderem Raum essen. Aber immerhin sind das nur Vergnügen, nicht aber wahre Werte, die damit verloren gehen, denn ich erlaube mir höflichst, daran zu erinnern, daß auch bei uns eine Unterhaltung von Männern durch das Hinzukommen von Damen fast regelmäßig sofort einige Takte seichter wird.

Falsch ist die bei uns gängige Meinung, infolge der niedrigen Stellung des Weibes fehle dem Orient ein echtes Familienleben. Demgegenüber behaupte ich dreist, daß im Gegenteil ein so inniges Familienleben wie im Morgenlande bei uns selten zu finden ist (unsre Juden haben noch ein Erbteil daher!), wenn es auch teilweise andere Ausdrucksformen findet. Die bündige Beschränkung der Frau aufs Haus entwickelt in ihr in hohem Maße alle häuslichen Tugenden, die unseren Frauen mit Zunahme der öffentlichen Zerstreuungen immer mehr abhanden kommen. Die orientalischen Kinder wissen einen festen familiären Ruhepunkt im väterlichen Heim und fühlen sich kraft des patriarchalischen Prinzips ihr Leben lang als gehorsame Kinder ihres Vaters und als Sprößlinge der verehrten Mutter.

Kurz, ich komme notgedrungen zu dem Schlusse, daß die gesellschaftliche Stellung der orientalischen Frau durchaus angemessen ist, daß sie die Festigkeit des dortigen Familienlebens wesentlich mitbedingt und daß sie der bei uns unter englisch-amerikanischem

Einflusse immer weiterschreitenden Überschätzung des Weibes unzweifelhaft vorzuziehen ist. Dabei soll nicht bestritten werden, daß z. B. die Schulbildung der morgenländischen Frau gehoben werden muß, doch ist das eine Forderung, die ja hinsichtlich des Mannes ebenso sehr gilt. Es gehört zu den vielen Irrtümern, die über den Orient verbreitet sind, daß die Bedeutung der Frau die einer Sklavin nicht oder kaum übersteige. Wie vermöchte der Orientale die Gebärerin seiner Söhne, von denen er sich nicht genug wünschen kann, zu verachten, sein Harém, das ihm zu schade ist, um es von fremden Augen entweihen zu lassen! Sie ist ihm eine wahre Lebensgefährtin (soweit nicht individuelle Ausnahmen stattfinden, die ja auch grade bei uns häufig genug sind) und der Prozentsatz unglücklicher Ehen ist dort unzweifelhaft weit geringer als im Abendland, zumal mißratene Heiraten verständigerweise viel leichter gelöst werden können als im Christentum. —

Zu erwägen bleibt in diesem Zusammenhang noch die Polygamie. Mit dem Wesen der patriarchalischen Familie ist das Recht des pater familias, mehrere Frauen zu nehmen, unzertrennlich verbunden. Die Behinderung der Frau durch Menstruation und Schwangerschaft muß es Männern im Besitz ihrer vollen Kraft erwünscht scheinen lassen, zur Schonung der einen Frau eine andere zu nehmen. Der Wunsch, recht viele Nachkommen zu erzielen, d. h. also Untergebene, Anhänger, Verehrer und Verteidiger, ohne eine einzige Frau durch zahlreiche Geburten zu überanstrengen, kommt außerdem dazu. Mann und Weib haben also physiologisch nur Vorteil von der Polygamie[1]).

Die Eintracht in der Familie allerdings wird bei Anwesenheit mehrerer Frauen leichter gestört werden können. Ein wenig Eifersucht unter den Weibern ist meist wohl unausbleiblich. Anderseits aber erscheint es fraglich, ob grade der Mann es ist, der darunter leidet. Er steht als der lachende Dritte da, beglückt und umschmeichelt: welcher christliche Ehemann befindet sich ständig in so beneidenswerter Lage? Eine Verschlamperung der Gattin oder gar des Haushalts, wie sie in unserer Einehe leider in so vielen Fällen zu beobachten ist, kommt bei Polygamie kaum vor.

[1]) Ich spreche selbstredend nicht von den Lust-Harems der orientalischen Großen, deren Laszivitäten unsere Reichen sich in nicht geringerem Maße leisten. Sondern ich habe die mehrfrauigen Familien des ruhigen Durchschnitts im Auge, die allein für derartige Untersuchungen als Vorwurf in Frage kommen. Auch die häßliche Sitte des Eunuchentums geht nur auf Rechnung der erstgenannten Exzentrizität.

Im allgemeinen scheinen unerquickliche Streitereien zwischen den Ehefrauen desselben Mannes nicht die Regel zu sein. Die Frauen kommen vielmehr gut miteinander aus und wissen sich eins in dem lobenswerten Bestreben, es dem Gatten recht zu machen. Jedenfalls glaube ich behaupten zu können, daß das Familienleben im Orient weniger durch Unfrieden gestört wird als das unsrige.

Es ist übrigens falsch, anzunehmen, daß nur die Reicheren sich mehrere Frauen halten. Auch die ärmeren Kreise tun das. Hier müssen nämlich die Weiber für den Mann arbeiten und Geld verdienen, während er selber meistens nichts tut. Diese Auslegung des patriarchalischen Moments ist zwar höchst bequem und einträglich für den Herrn, scheint mir aber doch durchaus verdammenswert.

Wenn ich also zu der bei uns geläufigen Ansicht von der gesellschaftlichen und staatlichen Schädlichkeit der Polygamie Stellung nehmen soll, so muß ich bekennen, daß diese mir weit überschätzt zu werden scheint. Fraglos liegt die Möglichkeit vor, die Polygamie zu übertreiben, doch beschränkt sich diese Entartung auf gewisse reiche Kreise, die allerorten über die Stränge schlagen, und in minderem Maße auf ärmere Schichten. In einer maßvoll betriebenen Polygamie aber vermag ich keinerlei Schaden für Staat und Gesellschaft zu erblicken. Sie befördert den wünschenswerten Nachwuchs gerade tüchtiger Individuen, sie bildet (in Verbindung mit frühzeitigem Heiraten) einen wertvollen Damm gegen das Umsichgreifen der Geschlechtskrankheiten, macht den häßlichen, bei uns so verbreiteten Typus der alten Jungfer fast unmöglich, und erhöht das Wohlergehen des Mannes, also jenes Teiles der Menschheit, welcher in der Regel den Erwerb der Familie besorgt und den geistigen wie werklichen Fortschritt auf Erden betätigt, mithin also größere Förderung beanspruchen darf.

Um die erste der oben (S. 378) aufgeworfenen Fragen also kurz und bündig zu beantworten, so sehe ich mich zu dem Bekenntnis gezwungen, daß die orientalische Gesellschaft von der gegenwärtigen Stellung der Frau günstig beeinflußt wird.

Die zweite dort gestellte Frage lautete, welche Rolle das Weib bei der Umgestaltung des Morgenlandes spielen wird. Die Geschehnisse in der dortigen Frauenwelt während der letzten Jahrzehnte haben gezeigt, daß die Damen einiger Schichten gewissen Fortschritten und Loslösungen aus der gegenwärtigen Lage geneigt sind. Man vergesse

Tunisierin mit Negerblut

aber nicht, daß nur die weiblichen Angehörigen der höheren Kreise damit gemeint sind, welche sich durch Romanlektüre u. dgl. erhitzten, während die der mittleren und unteren Schichten noch nicht „reif" für derartige Fortschritte erscheinen, d. h. zu viel gesunden Menschenverstand besitzen.

Ferner bleibt zu erwägen, daß diese modernen Bestrebungen sich mehr auf Abschaffung gewisser Schranken richten, so besonders der Verschleierung. Ich glaube aber, daß man fehlgeht mit der Ansicht, die exaltierten Weiblein (einige ausgenommen) trügen sich mit den gleichen Zielen, durch die sich unsere Frauenrechtlerinnen und Suffragetten auszeichnen. Es ist doch wohl nicht anzunehmen, daß grade die Frauen des konservativen Orients die alte Erfahrung vom zähen Hang des Weibes am Althergebrachten Lügen strafen sollten.

Sodann erhebt sich die Frage, ob die orientalische Frau, insbesondere jene neuerungssüchtige der höheren Kreise, geeignet sein könnte, die Europäisierung des Morgenlandes zu fördern. Um hierauf bündig zu antworten, ist uns die dortige Frauenwelt zu unbekannt. Man vermag darüber nur seine Meinung auszusprechen — und meine persönliche geht dahin, daß wir Europäer ein derartiges Entgegenkommen der Frauen kaum zu gewärtigen haben.

Sollten erst einmal die elementarsten Ansprüche der modernen Damen in Erfüllung gegangen sein (was mir noch fraglich erscheint, da wenigstens die Mohammedaner zur Stärkung des Islâms ihre Frauen grade unter europäischer Regierung um so eifersüchtiger einsperren, wie ein Blick auf Algerien seit langem zeigt), so wird sich die Frauenwelt damit begnügen und sich völlig ins altvertraute Leben einspinnen. Daß Teile von ihr heute europäische Forderungen erheben, beweist noch nicht, daß sie Freunde Europas sind. Auch sie suchen uns nur auszunutzen, von uns zu lernen, ohne doch unser Eindringen fördern zu wollen.

Sonach glaube ich, daß die Europäer von den Frauen kein Entgegenkommen in der Metamorphose werden zu gewärtigen haben.

Damit möge der Abschnitt über die Frauen sein Ende finden. Ich bin mir wohl bewußt, mit den in ihm entwickelten Anschauungen Wege zu gehen, die von denen der meisten Bearbeiter dieses Gegenstandes nicht unwesentlich abweichen und manchen Widerspruch erfahren werden. Doch kann ich nicht umhin, auszurufen: es gibt im Orient eigentlich gar keine Frauenfrage, sondern eine Frauenantwort. Die Frage ist dort längst gelöst, und zwar in dem Sinne, daß die Frau ins Haus gehört und unter dem Manne steht.

Der primitive Orient.
Dreschen von Korn durch stampfende Pferde, wobei die Tiere durch Stechen einer Stange in die Mäuler am Fressen gehindert werden. Tripolitanien

Die Grundlagen der Wirtschaft

Die Handelsbedeutung des Vororients, des ältesten und des alten Orients beruhte auf der Zwischenlage zwischen den Kulturländern Süd- und Ostasiens auf der einen und Europas auf der andern Seite. Die Vermittlung Europas mit Negerafrika durch den Orient spielte demgegenüber niemals eine größere Rolle. Die Erzeugnisse des Morgenlandes wurden anscheinend zuerst in der Römerzeit in umfassenderen Mengen ausgeführt, doch ist das eine vorübergehende Erscheinung und eine Folge der römischen Zentralisierungsbestrebungen gewesen. Später waren es, wie wir in früheren Abschnitten gesehen haben, in allererster Linie die Welthandelswaren des fernen „Ophir", also der Gestadeländer des Indischen Ozeans und Ostasiens, welche die Europäer und die Leute von Ophir in die Hafenplätze des Orients lockten. Infolgedessen galten das Mittelmeer, das Rote Meer und der Persergolf damals als die Hauptbecken des Welthandels. Keine Landstraßen der Erde konnten sich an Höhe des Umsatzes und an Buntheit des Lebens und Treibens mit denen messen, die jene drei Meeresgebiete untereinander verbanden.

Die Erdrosselung dieses seit uralten Zeiten blühenden Orienthandels, namentlich durch die Entdeckung des südafrikanischen Seewegs von Europa nach Indien, war der schwerste Schlag, den die Orientalen jemals erlitten haben, wenn man absieht von der alles ertötenden Aufpfropfung der altpersischen Zoroasterkultur auf das Geistesleben des Morgenlandes. Nun-

mehr sah sich der Orient auf die Ausnutzung seiner eignen Hilfskräfte angewiesen, eine Aufgabe, die er weder erkannte, noch zu lösen verstand. Das Eindringen der modernen Franken seit einem Jahrhundert verschlimmerte die Hilflosigkeit der Morgenländer noch bedeutend, indem es durch Einführung der Erzeugnisse der billig arbeitenden neuzeitlichen Maschinenkultur die meisten Zweige der alten einheimischen Realkultur ertötete. Dies sowie das Bestreben der orientalischen Regierungen, sich die Fremden durch Aneignung von deren Fortschritten vom Leibe zu halten, vergrößerte den Bedarf des Orients ins Ungeheure und brachte ihn schnell in fast vollständige finanzielle Abhängigkeit vom Morgenlande.

Von der finanziellen zur politischen Dienstbarkeit sind es im Leben der Staaten nur wenige Schritte. So benutzten denn die Großmächte Schuldforderungen, die der Orientale nicht befriedigen konnte, als Vorwände zu Gebietsbesetzungen. In den solchergestalt erworbenen Ländern wurde natürlich mit der Hebung der Naturschätze alsbald Ernst gemacht und wir begegnen hier Handelsziffern, von denen sich der alte Orient auch in seinen besten Zeiten wohl nichts hat träumen lassen. Kann man zwar nicht leugnen, daß das Beispiel der fränkischen Kolonien auch in den orientalisch verwalteten Ländern gewirkt hat (wie denn namentlich die türkische Regierung in den letzten Jahrzehnten manche früher unerhörte Besserungsversuche gemacht hat), so sind die Nachahmungen doch nur vereinzelter Natur geblieben und ebenfalls meist auf einzelne Europäer zurückzuführen.

Von der bisherigen wirtschaftlichen Hebung ziehen natürlich in erster Linie die Fremden die Hauptvorteile, während den Eingeborenen nicht viel davon zugute kommt. Das letztere gilt besonders von den ärmeren Schichten, welche im Orient noch weit mehr die große Masse der Bevölkerung ausmachen als bei uns. Zum nicht geringen Teile rührt das bei den Bauern von dem Großgrundbesitzertum her, welches in den nördlichen Teilen des Morgenlandes die Regel des landwirtschaftlichen Betriebes bildet und eigentlich nur in den Palmoasen des Südens ausgesprochenem Kleinbetrieb Platz macht.

Schon die Schwierigkeit der künstlichen Bewässerung, die am ergiebigsten bei einheitlicher Handhabung der Wasserzufuhr durch kostspielige Kanalbauten ist[1]), lenkt die gesamte Bodenkultur grade der besser

[1]) In den beschränkten Oasen wird das Wasser fast stets aus dem Boden gehoben, wozu größere Betriebe nicht erforderlich sind, so daß sich hier das Kleinbauerntum zu behaupten vermag.

Gasse in einem nordafrikanischen Oasendorf ‹Biskra›
mit singendem Bettler.

ausgestatteten Länder auf den Großbetrieb hin. Ich will dabei die Fiktion ganz unerwähnt lassen, daß in einem absolutistisch regierten Staatswesen im Grunde alles Eigentum dem Herrscher gehört, von dem die Privatbesitzer es eigentlich nur in Erbpacht verwalten. Aber davon ganz abgesehen überlege man, wieviele Landgüter z. B. der türkische Ssultân in allen Teilen seines Reiches hat. In anbaufähigem Gelände kann man wirk-

Markt in Luxor, Oberägypten

lich nur wenige Tagereisen machen, ohne mindestens einmal die Bezeichnung „kaiserliches Tschiftlik" hören zu müssen. Und es sind niemals die magersten Ländereien, die dort für den Ssultân verwaltet werden. Mohámmed Ali und seine Nachfolger hatten in Ägypten nahezu den ganzen Grund und Boden auf mehr oder minder gewaltsamem Wege an sich gebracht. Reiche Gutsbesitzer, die häufig in der Stadt wohnen und ihr Anwesen durch wucherische Praktiken erwarben, findet man überall im

Orient, und mehr als einmal sah ich in irgendeinem wilden Teile Kurdistâns oder Kleinasiens überrascht auf beim plötzlichen Anblick eines schmucken Gebäudes, das sich so vorteilhaft von den elenden Katen der Bauern unterschied.

Der Großgrundbesitzer hält seine Leute nicht viel besser als Leibeigene, läßt sie tüchtig arbeiten und stapelt die Piaster ihres Schweißes in Kisten und Kasten auf. Namentlich am Nil herrschen traurige Zustände unter der Landbevölkerung. Entweder leben die Leute nicht anders als

Bauerfrauen vom mittleren Euphrat am Spinnrad (Flecken Ână, 1908)

Heloten oder sie sind so gründlich verschuldet, daß ihnen von der Ernte auf Jahre hinaus kein Halm gehört. Wirklich freier, unverschuldeter Bauersleute gibt es nur ganz wenige. In europäischen Kolonien bedeuten die großen Plantagengesellschaften eine Gefahr für die unteren Klassen der eingeborenen Fellachen, was namentlich für Tunisien gilt. Außerdem befindet sich ein umfangreicher Teil des Grund und Bodens im Besitz der Toten Hand, die durch fromme Stiftungen (Wakf) sehr reich geworden ist.

Bedenkt man ferner, daß der Bauer fast allerorten in ständiger Gefahr schwebt, durch Überfälle an Leib und Gut geschädigt zu werden — die nichtislamischen in allererster Linie —, da die Sicherheit viel, in manchen

Gegenden alles zu wünschen übrig läßt, und daß er in zahlreichen Landschaften gar keine Möglichkeit besitzt, die Erzeugnisse seines Fleißes zum Verkauf zu bringen, dieweil es an schnellen und billigen Beförderungsmitteln und auch an einer ausgesprochen kaufkräftigen Stadtbevölkerung fehlt: so zeigt sich leicht, daß die Lage der orientalischen Landbevölkerung recht ärmlich ist. —

Ziehbrunnen in den Oasen Tripolitaniens

Wegen der grundlegenden Bedeutung der künstlichen Bewässerung für die orientalische Landwirtschaft ist es erforderlich, ihre Elemente etwas näher zu betrachten. Fast im ganzen Orient (mit Ausnahme des Lasistan) sind die Niederschläge nicht gleichmäßig genug über das Jahr verteilt, namentlich fallen die Frühlingsregen meistens zu unergiebig und zu ungleichartig aus, als daß der Landmann das Keimen und Wachsen anspruchsvollerer Gewächse als etwa der bescheidenen Gerste

mit sicherer Aussicht auf eine gute Ernte dem Himmel allein überlassen könnte. Deshalb muß er im Norden den meisten Kulturpflanzen durch willkürliche Zufuhr von Wasser im Lenz und Sommer unter die Arme greifen, während im Süden ohne künstliche Bewässerung überhaupt kein Halm in die Höhe kommt.

Der Zwang der Berieselung ist selbstverständlich eine ungeheure Mehrbelastung des orientalischen Bauernstandes im Gegensatz zu unserm. Denn nicht nur die Kapitalsanlagen werden durch die Errichtung von Bewässerungswerken beträchtlich erhöht, nein, auch die Arbeitszeit wird ganz wesentlich verlängert und die Arbeitskraft weit mehr in Anspruch genommen. Während sommersüber der mitteleuropäische Bauer nachts im weichen Federbette liegt und in traumlosem Schlaf Erholung von der Feldarbeit findet, muß der Fellach am Wasserwerk stehen, Wasser herbeileiten, Kanälchen graben und wieder zuschütten. Tag und Nacht geht die ermüdende Arbeit der Berieselung fort, Monate und Monate lang. Stets sind alle Glieder der Familie auf den Beinen, um dem Vater zu helfen, denn Knechte zu mieten hat der Orientale gewöhnlich nicht Geld genug.

Anderseits darf man nicht verkennen, daß die Notwendigkeit der Bewässerung auch ihre gute Seite hat. Die Milde des Klimas ist nur wenigen Kulturpflanzen hinderlich, weshalb die Möglichkeit vorliegt, die Mehrzahl der wertvollen Gewächse unseres ganzen Planeten anzubauen, selbst die, welche stärkere Feuchtigkeit lieben, da man ja sowieso gezwungen ist, zu bewässern. Dicht neben der sterilsten Wüste kann ich auf lockerem Oasenboden den wassergierigsten Reis und die herrlichsten Pfirsiche ziehen, sobald ich nur genug Wasser herbeiführe.

Das Problem der Bewässerung liegt vor allem darin, Wasser aufzufinden. Ist diese schwierigste und grundsätzliche Frage gelöst, so bleibt die zweite der Herbeischaffung der Flüssigkeit zu den Ländereien nur noch eine solche der Technik und die dritte der Verteilung über die dürstenden Felder lediglich eine des persönlichen Fleißes.

Es ist unleugbar, daß in einigen Abschnitten der Vergangenheit die praktische Lösung der Kardinalfrage weit öfter stattgefunden hat als gegenwärtig. Aus den Gebirgen Tunisiens und Tripolitaniens kennen wir Staudämme in den Tälern, die aus der Römerzeit stammen, falls sie nicht noch älter sind. In den verschiedensten Teilen des nördlichen Orients setzen riesige Aquädukte mit schönen Bogenreihen von vielen Kilometern Länge

noch heutzutage das Auge des Reisenden in Erstaunen. Im weichen Schwemmland Ägyptens und Babyloniens bestand schon vor mehr als sechs Jahrtausenden ein ausgebreitetes Netz von Kanälen.

Heute wird wenig mehr davon benutzt und das meiste ist in Verfall geraten. Erst die Europäer haben die Bewässerung Ägyptens wieder in ein einheitlich geleitetes System gebracht und durch die schon früher S. 236—38 erwähnten Staudämme zu einer Ergiebigkeit ausgestaltet, von

Ziehbrunnen (arab. Dschird) am mittleren Euphrat (Der e' Sor, 1908)

der die Zeiten der Pharaonen noch nichts ahnten. In Babylonien macht die Pforte schwache Versuche zu einer ähnlichen Neubelebung der verwehten Kanalmumien, die als gelbe Doppeldämme die dunklen Ebenen in allen Richtungen durchstreifen. Bei Schuschter in Arabistan besteht ein großes Schleusenwerk im Karun. Aus den Flußebenen des Tellatlas Algeriens erwähnte ich ähnliche, von den Franzosen ausgeführte Werke kleineren Maßstabes (S. 240), auch in Tunisien hat man neue Anlagen begonnen und in der algerischen Sahara vermehrten die französischen Ingenieure die Wasservorräte der Oasen durch Bohrung artesischer Brunnen.

Anderswo aber beharren die Leute noch bei einfachen Methoden, die aber oft gar nicht so schlecht wären, wenn sie nur nicht so übel instand gehalten würden. Sehr häufig ist ein Bewässerungswerk, bei dem ein Tier (oder auch wohl die Ehefrau), indem es in eine schräge Grube hinabschreitet, ein Seil über eine große Holzrolle zieht, so daß ein an dessen anderm Ende befestigter Lederbehälter mit Wasser gefüllt in die Höhe geht, bis er dieses in ein Bassin ergießt, von dem es in kleinen Kanälchen über die Felder rieselt. Derartige Schöpfbrunnen sah ich in oft schöner Ausführung in Tripolitanien (s. Abb. S. 389) und in einfacherer auf den Uferrändern des Euphrat und Tigris in Mesopotamien (s. Abb. S. 391). Auch in Persien fehlt das System nicht.

Am Nil hat man die etwas verwickelteren Ssakîje oder wagerechten Schöpfräder, die manchmal einen Durchmesser von 9 m haben und hölzerne oder tönerne Gefäße durch Tierkraft in Bewegung setzen (Abb. S. 393). Einfacher sind die dortigen Schadûf, welche das Wasser mit Eimern heben und bei hohen Ufern nicht selten in mehreren Stockwerken übereinander angelegt sind, so daß der untere Schadûf sein Wasser an den nächsthöheren abgibt usw., bis das Naß die Höhe des Feldes erreicht hat.

In manchen Oasen bricht das Grundwasser so kräftig empor, daß man es beliebig hoch aufstauen kann und oft keine besonderen Anlagen braucht, sondern das Wasser einfach vermittels Deichdurchstichen auf das niedrige Land laufen läßt.

An den Flüssen Kleinasiens und Nordsyriens sowie am mittleren Euphrat Mesopotamiens fallen häufig riesige Naûra auf, das sind senkrechte Schöpfräder von 10—20 m Durchmesser (s. Abb. S. 295 u. 394), die von der Strömung eines Flusses in Kreisen versetzt werden, wobei an der Peripherie angebrachte Gefäße unten vollaufen, um sich oben, am Scheitelpunkte angelangt, in einen gemauerten Kanal zu entleeren und in ihm auf die Felder zu rinnen. Das Knarren und Summen der Räder tönt weithin durch die stillen Fluren und klingt in der Ferne abwechselnd wie Klavierspiel und Schakalwimmern.

In Persien legt man eine eigentümliche, recht sinnreiche Art von unterirdischen Kanälen (Kânât) an, eine Tätigkeit, die von einem besonderen Gewerbe (Mukanni) ausgeübt wird. Die Kanäle bestehen aus Schächten von oft bedeutender, untereinander wechselnder Tiefe, deren Sohle durch einen gemeinsamen Stollen verbunden ist. In ihm läuft das Grundwasser zu Tal und nach der gewünschten Stelle hin. Neben diesen gedeckten gibt es auch in Persien offene Kanäle. Außerdem aber zerfasert man die

Läufe der namentlich in den gebirgigen Randgebieten zahlreichen Flüsse, die vielfach das ganze Jahr hindurch fließen, und löst sie in Bündel von einzelnen Rinnen auf, welche zur Bewässerung auf die Felder geleitet werden. Grade diese Art gibt stets Anlaß zu Unfrieden und selbst zu Kämpfen zwischen Dorfschaften oder Gauen, von denen sich die tiefergelegenen nur zu oft durch die höher wohnenden benachteiligt fühlen, da diese in

Wasserschöpfrad (Ssakìje) am Nil Ägyptens.
Das Rad wird durch einen Büffel in Bewegung gesetzt und hebt ein baggerartiges Strickgewinde und dessen hölzerne oder tönerne Schöpfgefäße empor

der Lage sind, ihren Wasserbedarf nach Belieben zu decken und den anderen weniger zukommen zu lassen. —

So steht und fällt die orientalische Landwirtschaft mit der Möglichkeit der künstlichen Bewässerung: ohne sie keine sichere Hoffnung auf Ernte, ohne sie häufig auch nicht die Spur eines grünen Halmes. Die Beschaffung des Wassers verursacht dem Bauer die größte Plage, gegen welche alle anderen zurücktreten.

Und auch an solchen fehlt es wahrhaftig nicht. Da sind die gierigen Heuschrecken, die in gelbroten Schwärmen von Millionen kleiner Flug-

zeuge aus dem blauen Äther auf das Acker- und Baumland fallen und in Zeit weniger Stunden kahl fressen, was ihre dunkleren Genossen im Larvenstadium übrig gelassen haben. Alles Jagen, Verbrennen und Verzehren von seiten der Bauern (auch die Beduinen in der Steppe leiden unter den Schrecken) ist dagegen nur schwächliches Kinderspiel.

Dann sind da die primitiven Werkzeuge der orientalischen Landwirtschaft. Der Pflug (Abb. S. 425) ritzt den Boden nur ein klein wenig und wäre in festerem als dem lockersandigen Ackergrund des Morgenlandes überhaupt nicht verwendbar. Gedüngt wird wenig, auch fehlt es

Schöpfräder (Nôria) am mittleren Euphrat (bei Hadîsa, 1908)

an natürlichem Mist, so daß man z. B. in Ägypten Taubendreck (s. Abb. S. 395) und in Omàn Fische dazu benutzt. Zu künstlichen Düngemitteln hat man bisher noch nicht gegriffen, den meisten Bauern würde auch das Geld zur Anschaffung fehlen. Zum Gebrauch moderner landwirtschaftlicher Geräte, selbst einfachster Art, wie z. B. eines tüchtigen Pfluges, haben sich die Orientalen bisher ebenfalls nicht verstehen können. Im Gebiet der anatolischen Bahnen z. B. waren Versuche mit der Verteilung guter Pflüge an die Bauern gemacht worden, aber deren Verwendung wurde nach einigem Probieren bald eingestellt.

Doch nicht nur die Arten und Gegenstände zur Vorbereitung der Ernte sind urwüchsig, umständlich und unvollkommen, nein auch die Verarbeitung der Ernte selber erscheint unrationell. Gedroschen wird vielerorten, z. B. in Tripolitanien, noch durch Pferde, die man über das Korn peitscht (s. Abb. S. 385), anderswo, z. B. in Kleinasien, hat man sich zum Gebrauch des Dreschschlittens aufgeschwungen, der eine Bretterlage darstellt, die von Tieren auf dem Getreide herumgezogen wird und es durch an der Unterseite angebrachte Steine zerkleinert. Das sind nicht nur unreinliche, sondern sogar höchst unergiebige Dreschmethoden, die nur einen Teil aus dem Rohmaterial herausholen, statt es völlig auszunutzen.

Altertümlicher Taubenturm in Ägypten

Schließlich sei nicht vergessen, daß der Orientale die Schätze der Natur seines Erdteils überhaupt viel weniger ausnutzt als es möglich ist. Ich denke dabei nicht nur an seine Unkenntnis von den Bodenreichtümern an Mineralien und seine Ratlosigkeit, sie nach allen Richtungen auszubeuten. Auch lächerliche religiöse Speiseverbote habe ich im Auge. Dadurch, daß die Mohammedaner weder Wein trinken noch Schweinefleisch essen dürfen, entgeht vielen Tausenden ein lohnender Verdienst durch Zucht, Verarbeitung und Kauf jener Gegenstände. Die Wildschweine laufen zahlreich und ungenutzt in den Sumpfdickichten herum und kein Mensch kümmert sich um sie. Die Weintrauben werden massenweise zu billigen Preisen verkauft und gegessen, während ihr Geldwert bei der Kelterung eines großen Teiles der Ernte weit höhere Gewinne abwerfen würde. Daß wenigstens die Nichtmohammedaner Wein erzeugen, fällt bei ihrer Minderheit nicht

wesentlich ins Gewicht. Manche Sekten essen keine Hasen, die doch bei uns einen wirtschaftlich wichtigen Handelsgegenstand darstellen.

Man sieht an allem, daß dem Orientalen in erster Linie Erzieher, Lehrer notwendig sind, um ihn heranzubilden, ihn zur Erkenntnis der materiellen Möglichkeiten zu bringen, die im Boden seines Erdteils schlummern. Dies ist das A und O aller Lehren, die man in derlei Fragen erteilen muß: Erziehung von vorn an und von unten auf in gei-

Pflüger in Ägypten

stiger und realer Hinsicht. Dabei darf nichts vorausgesetzt werden, denn selbst alle Grundlagen fehlen dem großen Kinde dort.

Verlassen wir hiermit das freie Land und begeben uns in die Städte. Auch hier sieht es nicht viel tröstlicher aus. Die Industrie erzeugt nur einfache Waren von bescheidenem, wenn auch meist nicht schlechtem Geschmack. Die wichtigsten Gegenstände werden aus Europa eingeführt. Deshalb ist der Bedarf der Gewerbszweige an Hilfskräften nicht groß. Um so bedeutender gestaltet sich aber die Konkurrenz, so daß der einzelne durchschnittlich nur einen geringen Umsatz und ein kleines Ein-

kommen hat, um so kleiner als jeglicher Geschäftsführung der große Zug fehlt. Der orientalische Kaufmann ist fast immer bloß ein Krämer. Er denkt lediglich auf heute und morgen und begnügt sich mit lächerlich bescheidenen Gewinnen. Es fällt ihm z. B. in der Regel nicht ein, beim Verkauf einer größeren Menge einen billigeren Preis zu machen, denn er sagt sich, ich verkaufe es ja doch zum richtigen Preise, wenn nicht heute, so doch morgen oder übermorgen. Das kurzsichtige Geschäftsgebaren des orientalischen Kaufmanns, welchem das Prinzip des schnellen Massenumsatzes und mithin rascher Verzinsung ganz fremd ist, wird in seinen hemmenden Wirkungen noch bedeutend verstärkt durch die groteske Unkenntnis der Verzinsung von Kapitalien. Erst in den letzten Jahrzehnten hat man hier und da begonnen, bei den fremden Banken Geld anzulegen. Einheimische Institute scheiden dafür fast aus, weil die in ihnen deponierten Gelder vor der Regierung nicht sicher wären. Aber die Inanspruchnahme der Banken zieht doch bisher nur recht kleine Kreise. Die weitaus überwiegende Menge der Geschäftsleute und anderen Geldbesitzer scheut sich davor, soweit sie überhaupt Kenntnis hat von derartigen Einrichtungen. Man vergräbt allgemein sein Geld oder versteckt es sonstwie. Hierdurch gehen dem Volksvermögen alljährlich mindestens hundert (vielleicht einige hundert) Millionen Mark an Zinsen völlig ungenutzt verloren. Ja es verschwinden oft genug ganze Vermögen, wenn deren Besitzer plötzlich sterben, ohne ihren Erben den

Altertümliche Bienenstöcke in Siut, Ägypten

Platz des Verstecks angegeben zu haben, so daß das Geld gar nicht auf=gefunden wird.

So zeigt sich uns der Orient auch finanziell als ein durchaus still stehendes und träges Lebewesen, in dem von einheimischer Seite fast gar keine frische Initiative ausgeht zur Schaffung von neuen und zur Vermehrung von alten Werten. An dem großen Handel und der einträglichen Kauffahrtei zwischen dem Orient und dem Weltverkehr sind Morgenländer so gut wie gar nicht beteiligt. Alles wird von Europäern beherrscht und ausgebeutet. Von dem Milliardenreichtum, der in den Ge=steinsadern des Bodens schlummert, hat der Orientale fast gar keine Ahnung. Die ungeheuren Phosphatlager Ost=Algeriens und West=Tuni=siens wurden erst vor wenigen Jahrzehnten durch die Franzosen bekannt und werfen schon jetzt einen erstaunlichen Millionenverdienst ab.

Auch die schlechten hygienischen Verhältnisse bleiben auf das Wirtschaftsleben nicht ohne Nachwirkung. Denn sie vermindern die absolute Zahl der Arbeiter und setzen die Tauglichkeit vieler wesentlich herab. Namentlich die unglaubliche Häufigkeit von Augenerkrankungen, hauptsächlich wohl eine Folge der Unreinlichkeit, macht sich in den meisten Gewerben höchst nachteilig geltend.

Schließlich darf nicht vergessen werden, daß die Hitze des Klimas und die oft bedeutende Kälte und Feuchtigkeit des Winters der Arbeits=kraft im Orient engere Grenzen stecken als in unseren gemäßigten Breiten.

Eine vollständige Aufzählung aller Erscheinungen, die das orientalische Wirtschaftsleben hinderlich beeinflussen, müßte noch bogenlang fort=fahren. Da dürfte z. B. der wahrhaft erschreckend ausgeprägten Seite der Erpressungen und Bestechungen, kurz des ganzen Lasters der De=fraudation, nicht vergessen werden. Vom höchsten Beamten bis zum dürftigsten Läufer nimmt ein jeder Bachschîsch an, von Beuteln voll Gold herab bis zu dem bescheidenen Piasterstückchen. (Ausnahmen ver=stehen sich am Rande.) Der Ämterkauf belastet das Gehalt des neuen Würdenträgers schon vor dem Antritt seiner Stellung so schwer, daß er sich nur durch weitgehende Erpressungen bei Tieferstehenden sanieren kann. So entsteht eine endlose, in ihren ineinandergreifenden Gliedern aber feste und folgerichtig verschweißte Kette von Bedrückungen von der Spitze der Staaten bis auf ihre Basis hinab, so daß das ganze Gewebe innerlich verfault, vereitert und zerfressen ist und groben Prüfungen gegenüber fast stets sofort versagt, wie pompös es auch an manchen Stellen äußerlich

aussehen mag. Infolge dieses Systems ist die Regierung niemals sicher, daß ein Auftrag, eine Neuerung, zu der sie größere (natürlich auch meist durch Erpressung zusammengepeitschte) Summen bereitstellt, wirklich voll und ganz ausgeführt wird. Die vielen Kunststraßen, die bei den Hauptstädten der Provinzen anfangen und oft schon nach wenigen Kilometern ein unvermitteltes Ende finden, in der Metropole aber als fertige und mit ungeheuren Kosten ausgeführte Bauten gemeldet werden, sind

Industrie im alten Orient.
Brennen von Naphta im Ofen. Hit am mittleren Euphrat (1908)

eine ebenso sprechende wie häufige Illustration zu dem Gesagten. Wenn irgendwo, dann arbeiten im Orient die produzierenden Schichten des Volkes hauptsächlich für den Hof und die vielstufige Beamtenschaft. Der Produzent weiß das natürlich und diese Gewißheit lähmt seine Tatkraft und seine Unternehmungslust. Die Ärmeren arbeiten meist grundsätzlich nicht mehr als für ihren persönlichen Gebrauch und für die üblichen Steuern unbedingt erforderlich ist! Will man dann bei ihnen neue Abgaben erpressen, so mag man nur kommen, man kann eben nichts finden.

Dies sind die wichtigsten Gesichtspunkte, die ich über das Wirtschaftsleben des Orients im allgemeinen vorbringen möchte. In der Hauptsache sind an der traurigen Lage des Orients schuld: die schlechte und damit selbstsüchtige Verwaltung und die zum Teil von ihr bedingte resignierende Unternehmungsfeigheit des Volkes; die

Ägyptisches Marktbild.
Vorn poröse Tonkrüge, rechts Hühnerställe aus Palmrippen

Unbildung der Leute; ihre Unkenntnis verbesserter Arbeitsmethoden und Geräte; der Mangel an schnellen und billigen Verkehrsmitteln; die Unsicherheit von Leben und Gut in den meisten Gegenden; die eine allzu lebhafte Tätigkeit einschränkende Hitze; die übergroßen Anforderungen der Bodenkultur durch die Not-

wendigkeit der künstlichen Bewässerung; die minderwertige Hygiene; der lähmende Einfluß des Islâm in manchen Fragen; die Unkenntnis der Verzinsbarkeit des Geldes. Das sind die auffälligsten Ursachen der Lethargie des Morgenlandes.

Auf Einzelheiten des Wirtschaftslebens kann ich hier nicht näher eingehen, ich habe sie auch schon an leicht zugänglicher Stelle[1]) niedergelegt. Doch seien hier wenigstens die Hauptmomente skizziert.

Im Innern einer Dattelpalmoase, Tripolitanien.
Unten die Äcker, darüber die im Hintergrund sichtbare Schicht der Fruchtbäume und zu oberst die Stufe der Palmen. In der Mitte Lager von Libuberbern mit Gurbi-Hütte und Kochfeuer

Die Bodenkultur zerfällt im ganzen Orient ziemlich deutlich in zwei Teile, die sich durch ihre Niederschlagsmengen voneinander unterscheiden. Die südliche Hälfte empfängt (mit Ausnahme einiger Gebirgshöhen) wesentlich weniger Niederfälle und bedarf stets künstlicher Bewässerung, so daß aller Anbau sich hier auf scharf begrenzte Flecken zu-

[1]) „Vorderasien" und „Nordafrika" im 2. Bd. von Karl Andrees Geographie des Welthandels. 2. Bd. Frankfurt 1912, H. Keller. SS. 205—353.

sammenzieht. Das landwirtschaftliche Merkmal des Südens ist also die Oasenkultur, seine Leitpflanze die fruchttragende Dattelpalme. Die Nordgrenze von deren Fruchtbarkeit (nicht aber diejenige ihres Vorkommens überhaupt! Siehe auch die Karte „Die Wüsten, Steppen usw." am Ende des Werkes) bezeichnet ungefähr die Übergangszone der beiden ackerbaulichen Gebiete.

Im Süden wird alles Land (ausgenommen einige hochgelegene und deshalb feuchtere Gebirgsstriche) künstlich bewässert und das Fehlen einer Kulturpflanze kann mithin nicht durch die Trockenheit, sondern nur durch Ungeeignetheit des Bodens oder der Temperatur hervorgerufen werden.

Sobald es der Untergrund erlaubt und genügend Wasser auf ihn geführt werden kann, heben sich die Bäume einer Palmoase vom öden Stein und Sand der benachbarten Wüste ab. Die Üppigkeit des Pflanzenlebens ist dann immer ganz ungeheuer. Um den knappen Raum gründlich auszuwerten und die schwere Arbeit der Berieselung möglichst vielseitig nutzbar zu machen, pflanzt man dreierlei Vegetationsschichten auf ein und demselben Grundstück. Zu unterst liegt die Reihe der Felder mit Weizen, Gerste, Durrah, Mais, Kartoffeln, Gemüse, Hülsenfrüchten, Zwiebeln, rotem Pfeffer, Melonen, Gurken, Tabak, Kohl, Tomaten, Klee, Reis und Baumwolle.

Darüber erhebt sich, mit den Wurzeln in größere Tiefen reichend, die Stufe der Bäume, welche dieses Kulturland erst zu einer Oase von Gartenhainen machen. Olive, Orange, Mandarine, Limone, Aprikose, Pfirsich, Apfel, Birne, Granatapfel, Maulbeere, Feige, Mandel, Weinrebe, Pistazie, Jasmin- und Hennestrauch sind die häufigsten, wenn auch nicht immer gleichzeitig vereinigten Vertreter der Baumschicht. Über ihrem dunkelgrünen Laubdickicht ragt als oberstes Stockwerk die Schicht der Dattelpalmen empor, deren Wurzeln gewöhnlich schon bis aufs Grundwasser reichen und deshalb nicht selten auch an unbewohnten und unbewässerten Plätzen wachsen und Frucht tragen.

Die einzelnen Grundstücke sind voneinander durch Erdwälle geschieden, auf denen häufig dichte Hecken mittelamerikanischer Opuntienkakteen wuchern. Die kleinen flachdachigen Wohnhäuser der Bauern verteilen sich über den ganzen Raum der Oase und häufen sich selten in der Art echter Dörfer auf einem Flecke an.

Da die Oasen meist nur geringen Umfang haben und durch weite Strecken wüsten oder steppigen Landes voneinander getrennt sind, so

wird die Mehrzahl ihrer Erzeugnisse an Ort und Stelle verbraucht und an die benachbarten Beduinenstämme eingetauscht. In den Welthandel gelangen sie nur zu häufig wegen der Entfernungen gar nicht oder lediglich in verschwindend kleinen Mengen.

Eine Ausnahme davon machen bloß einige wenige Gebiete, in denen

Anzapfen einer Dattelpalme auf Saft, der den berauschenden und abführenden Lâgbi ergibt

die Oasen so dicht beieinanderliegen oder als weiträumige Einheit entwickelt sind, daß ihre Produkte in der Gesamtheit größere Summen ergeben. Das ist der Fall beim Bled el Dscherid im Süden Tunisiens, von wo bedeutende Mengen feiner Datteln ausgeführt werden, ferner in Babylonien und ganz besonders in Ägypten, dessen Niltal nichts ist als eine

einzige, über 800 km lange Oase. Hier gedeiht alles in üppigster Fülle, doch hat die selbstsüchtige Politik der Engländer nicht allein den Anbau von Tabak verboten, sondern schränkt auch alle anderen Gewächse zugunsten der Baumwolle nach Möglichkeit ein, um einerseits die Ägypter hinsichtlich der Volksernährung völlig abhängig vom britischen Handel zu machen und anderseits um den Bedarf der englischen Webstühle durch Lieferung recht großer Mengen Baumwolle von dem Rohmaterial der Vereinigten Staaten zu emanzipieren. So erzeugen die ägyptischen Fellachen gegenwärtig alljährlich um 300 Mill. kg Baumwolle, die damit schon 55—70% des Gesamtexports des Landes ausmacht. Demgegenüber fallen die beiden anderen wichtigsten Produkte Zucker und Reis bedeutend ab. —

Im Norden des Morgenlandes drängen sich die Ackerbaugebiete infolge der ausgiebigen Niederschläge dichter aneinander und erlangen auch durch die größeren Meernähen ein günstigeres Verhältnis zum Welthandel. Die künstliche Bewässerung ist für manche Pflanzen schon von nicht mehr so unumgänglicher Bedeutung und infolgedessen schweift das Auge gar nicht selten über offene Felder, wie sie bei uns die Regel sind. Äcker und Obstgärten erscheinen meist immer getrennt voneinander und die Dattelpalme tritt nur noch selten auf und dann bloß als Zierbaum, während die holzliefernde schlanke Pappel, der Walnußbaum, die Pinie, die stimmungsvolle Kypresse Abwechslung in das Bild bringen. Die verschiedenen Kulturpflanzen drängen sich im Norden auch nicht so unterschiedslos wie in den Oasen, von denen eine der andern stets ziemlich genau gleich sieht, vielmehr trennen sie sich in rassenreine Gruppen. Da das Kulturland hier nicht so ängstlich ausgenutzt zu werden braucht und sich über weitere Strecken hinzieht, so nehmen die Siedlungen einen geschlosseneren Charakter an und bilden echte Dörfer.

Die Erzeugnisse des Nordens gleichen im großen ganzen jenen des Südens, doch machen sich zwischen den einzelnen Ländern und Landschaften größere Unterschiede geltend. So z. B. besitzt nur der Süden Kleinasiens (nebst Kypern) bedeutenden Anbau und Ausfuhr von Johannisbrot. Nur das Innere Anatoliens und Irans kultivieren ausgedehnte Mohnfelder und erzeugen Opium. Bloß der Nordwesten Kleinasiens, der Westen des Libanon und verschiedene Teile Persiens züchten die wertvolle Seidenraupe in Plantagen des Maulbeerbaums, so daß sie größere Mengen Rohseide exportieren.

Korn allerdings gelangt in verschiedenen Ländern zur Ausfuhr, im Atlasvorlande Marokkos sowohl, dessen Tirs genannte Schwarzerde sich

Dattelernte in einer Palmoase Südtunisiens.
Der eine Bauer in der Mitte hält zwei Ratten, deren viele in den Palmkronen leben und von den Eingeborenen gern gegessen werden

vorzüglich zum Getreidebau eignet, als im Tell Algeriens und in Nordtunisien, in Tripolitanien wie in Ägypten, in Kleinasien wie in Syrien (auf Terra rossa, arab. ard hámmra) und in Persien. Tabak wiederum be-

schränkt sich vornehmlich auf den Norden Anatoliens und auf gewisse Gegenden Persiens, die Olive gedeiht namentlich in der klimatischen Einflußzone des Mittelmeers, vorzüglich im Tell Algeriens, im Osten Tunisiens und in den meisten Randzonen Kleinasiens. Die Weinrebe fehlt nur in wenigen Distrikten, der Reis aber findet sich bloß auf sumpfigen Flußebenen, wie sie im Westen und Südosten Kleinasiens und in Persien mehrfach auftreten. Auch die Feige ist sehr häufig und steigt bei den Gebirgsdörfern in beträchtliche Höhen empor. Die größte Ausfuhr (über 50 000 Säcke jährlich) hat Smyrna, das die Ernte der gesegneten Täler Westanatoliens aufkauft.

Der Schauplatz der Viehzucht nimmt weit größeren Raum ein als der humöse der Bodenkultur, denn die Steppenformation ist, wie wir eingangs des Werkes gesehen haben, das Charakterbild des Morgenlandes. Die orientalische Viehzucht ist seit vielen Jahrtausenden so sehr durchgebildet und derart bodenbedingt, daß sich nur ganz bestimmte Völkergruppen mit ihr beschäftigen. Im Orient gibt sich der Ackerbauer nicht mit Viehzucht ab (denn der Besitz eines bloßen Ziehtieres kann nicht als solche angesehen werden) und der Viehzüchter hält sich vom Ackerbau fern, der ihn ein verächtliches Gewerbe dünkt.

Die Weiträumigkeit der Weideflächen, die vorherrschende Dürftigkeit des Futters in ihnen und die Spärlichkeit der Wasserstellen neben der Trockenheit des Klimas bedingen es, daß die Viehzucht des Orients nur von wandernden Hirten oder Nomaden kann ausgeübt werden. Die gleichen Voraussetzungen machen es lediglich genügsamen Tieren möglich, den Anforderungen jener weiten und mit Ausnahme weniger Blütewochen dürren Weiden nachzukommen.

Vor allen anderen sind es deshalb Kamel und Schaf, die den Besitzstand der Nomaden zusammensetzen. Sie fehlen nur in wenigen Teilen des Orients, so z. B. spielt das Kamel im zisatlassischen Marokko eine geringe Rolle. Neben dem schlanken hohen Reitkamel der südlichen Wüsten- und Steppenländer erscheint das gedrungene Lastkamel auf fast allen Wegen als Hauptträger des Karawanenverkehrs, das aber auch Fleisch, Haar, Milch und Haut liefert. Das Schaf trägt in den öden Gegenden des Südens meist einen zottigen Haarpelz, besitzt in den mittleren Strichen des Orients als Fettschwanzschaf einen hohen Fleischwert und tritt im Norden vielfach in einer dünnschwänzigen Art auf. Es ist der Hauptliefe-

rant des Fleisches, das der sonst meist vegetarisch lebende Morgenländer verzehrt, und trägt außerdem durch seine Wolle überall sehr viel zur Volkswirtschaft bei.

In den feuchteren Ländern und namentlich in den gebirgigeren Gegenden treten neben das Kamel als Transporttiere Pferd und Maultier. Das letztere spielt in Saharien und Arabien aber so gut wie gar keine Rolle. Das Pferd wird aus manchen Distrikten ausgeführt, besonders aus Ostarabien und Babylonien nach Indien und aus Syrien nach Europa. Der Esel fehlt dagegen nirgends und erscheint auch in der entlegensten Oase

Eingang zu einer Höhlenwohnung im Dschebel Ṛariân Tripolitaniens

und im finstersten Gebirgswinkel als ebenso genügsames wie nützliches und vielgeprügeltes Reit- und Lasttierchen.

Hervorragend wertvoll durch seine Naturalleistungen ist die Ziege, die ebenfalls überall vorkommt und in Gebirgsgegenden an Zahl das Schaf, mit dem es gewöhnlich vermischt weidet, wesentlich übertrifft. Die Ziege ist das wichtigste Milchtier des Morgenlandes, wo man selten Ḳuhmilch trinkt, sie ergibt schmackhaften Käse, bietet das meistverarbeitete Leder dar und trägt im Innern Kleinasiens, hier als Ángoraziege bekannt, eine langhaarige, seidige, meist weiße Wolle (Kämel, türk. tiftik), die das geschätzte und jährlich im Gewicht von über $1^1/_2$ Mill. kg ausgeführte Mohärgarn liefert.

Den genannten Zuchttieren gegenüber treten alle anderen ziemlich beträchtlich zurück. Die Rinder sind fast durchweg von kleinem, fleischarmem Schlag, wohl weil sie selten genug dauernd saftige Weide finden. Der schwarze Büffel des nördlichen Vorderasiens liefert gutes Leder, während beide Tiere hier viel zum Ziehen ungefüger, auf Holzscheiben laufender Karren Verwendung finden. In Babylonien erscheint schon das indische Buckelrind. Übrigens werden sie alle mehr von Bauern als von Nomaden gehalten. Das gleiche gilt von den Hühnern und Tauben, die in keinem Dorfe fehlen. Während die Eier der ersteren nicht selten in einigen Mengen ausgeführt werden, nutzt man auch die Tauben (außer zum Verzehren) tüchtig aus, indem man z. B. ihren Mist in Ägypten zum Düngen verwendet. Sämtliche anderen Haustiere kommen gegenüber den genannten nicht bemerkenswert in Betracht und spielen im Wirtschaftsleben keine Rolle.

Im Innen- wie im Außenhandel treten die Erzeugnisse der Viehzucht stark hervor und beanspruchen neben denen des Ackerbaus eine Stelle, die eben nur in dem Vorwiegen der Steppen ihre Erklärung findet. Es ist nun einmal bequemer, neben einer Viehherde von Weide zu Weide herzugehen, als Tag und Nacht bei Schöpfbrunnen und Pflug zu schwitzen. Deshalb werden die Möglichkeiten der Viehzucht im Morgenlande weit mehr ausgenutzt als die der Bodenkultur, wenngleich nicht verschwiegen bleiben soll, daß auch sie sich wesentlich rationeller gestalten ließe.

Von eigentlicher Waldwirtschaft ist bisher nur in Algerien und Tunisien unter französischer Herrschaft die Rede[1]). Anderswo wird der Wald rücksichtslos niedergehauen, weniger durch die vielberufene Nagetätigkeit der Ziegen als durch Umhacken zum Gewinnen von Holzkohle, Bauholz und Gerbstoffen. Entsprechend den Niederschlagsverhältnissen

[1]) Allerdings hat das ottomanische Ministerium für Ackerbau und Forstwesen im Jahre 1911 ein Reglement für den Inspektionsdienst der Forste ausgearbeitet und in Asien folgende Inspektionszonen aufgestellt: a. Konstantinopel, Ismîd, Ineboli, Kastamuni; b. Brussa, Angora, Karassi, Dardanellen; c. Smyrna, Kônia, Adana, Berût, Sor, Háleb, Urfa; d. Trapezunt, Ssiuâs, Erserûm, Wan, Bitlîs, Mamuret el Asis, Djârbekr. Jede Zone soll alljährlich durch einen vom Ministerium delegierten Inspektor bereist werden. Dessen Aufgabe wäre: Die Waldungen einzuteilen in Koru, d. s. reservierte Wälder, und Baltalik, d. s. Wälder für den Gebrauch der benachbarten Gemeinden; sie zu erhalten; das Maß der jährlichen Abholzung zu bestimmen; das Forstpersonal zu überwachen. In Bartscheköi bei Konstantinopel wurde eine Forstschule errichtet. — Das klingt alles wunderhübsch, aber es steht zu bezweifeln, daß auch nur ein Zehntel des Programms zur Durchführung gelangt.

Tlemssen, Nordwest-Algerien
Innenhof der großen Moschee. Mehrere Gläubige sind mit rituellen Waschungen beschäftigt.

finden sich echte Wälder nur im Norden des Orients und zwar in Seenähe. Buschbestände treten häufiger und in weiteren Räumen auf, doch halten auch sie sich vornehmlich in jenen Gegenden. Die wichtigsten Waldstriche sind auf der Karte „Die Wüsten, Steppen usw." (am Ende des Buches) eingetragen.

Kleinasien ist das waldreichste Land des Orients und in seinen Randgebieten spielt deshalb das Holz eine größere Rolle als sonstwo, namentlich im Hausbau. Andere Gegenden wieder sind völlig holzlos, besonders Ägypten, weshalb sie alles Holz einführen müssen, wozu die Ostküste der Adria das meiste Material liefert. Die Eichenwälder Kurdistâns erlauben den Kurden große Ernten von Galläpfeln, die in bedeutenden Mengen exportiert werden. Die Eichenhaine Kleinasiens beutet die Bevölkerung auf Valonen aus, das sind die becherförmigen Deckblättchen der Früchte, die wegen ihres hohen Gerbstoffgehalts für Gerberei und Färberei wertvoll sind und zur Ausfuhr kommen. Die Wälder Algeriens, die 12—13% des Landes einnehmen, ergeben vornehmlich Kork von der Korkeiche, wovon alljährlich für 10—15 Mill. Mk. außer Landes geht. Die Bestände Nordarmeniens und des Elburs führen größere Mengen Bauholz aus.

Es ist klar, daß sich der Orient durch die raubbauartige Ausbeutung der Wälder im Laufe der Jahrhunderte schon Milliarden an Wert hat entgehen lassen. Aber es ist nicht anzunehmen, daß einheimische Regierungen jemals den Nutzen geregelter Forstwirtschaft einsehen und danach handeln würden. Man schlägt nieder, baut aber nicht auf, man kümmert sich nur um sich selber und um das Heute, aber niemals um andere und um ein Morgen. Auch hier kann einzig und allein europäische Verwaltung Wandel zum Guten schaffen. —

Im Anschluß an die Ausnutzung des Waldes sei die der Steppe durch Menschenhand besprochen. Im Nordwesten des Afrikanerorients werden weite Striche der Steppe von einem zähen, starren Grase eingenommen (s. Karte), welches so arm an Nährwerten ist, daß es zur Viehweide nicht taugt. Das ist die Halfa (spanisch: Esparto), die seit einem halben Jahrhundert abgesichelt und (meist nach England) exportiert wird, um zu einem groben Papier verarbeitet zu werden. Die Grenzgebiete der algerisch-marokkanischen Hochsteppen, das Innere Südtunisiens, Tripolitaniens und die westmarokkanische Provinz Haha sind die Hauptschauplätze der Halfa. Die Gesamtausfuhr dieser Gebiete beträgt alljährlich 6—9 Mill. Mk., wovon über die Hälfte auf Algerien entfällt.

In den Steppen Vorderasiens wird die Halfa von dem wertvolleren Astragalus-Strauch vertreten, der das Tragantgummi ergibt, das von den Eingeborenen eingesammelt und viel exportiert wird. Namentlich im Zagros und in Südpersien, weniger im Innern Kleinasiens, spielt es wirtschaftlich eine bemerkenswerte Rolle. So liefert der Süden des Zagrosgebirges jährlich rund 150 000 kg, die meist nach Rußland gehen.

Auch vom Bergbau ist in den meisten Ländern nicht viel Blendendes zu sagen. In den wagrecht gelagerten Teilen des Orients, wo ein und dasselbe Gestein oft auf Hunderte von Kilometern in gleichförmiger Ausbildung die Oberfläche bildet, sind Montanaufschlüsse überhaupt nur selten und schwer zu erlangen. Lediglich aus den zerschnittenen, ursprünglich zueinander gehörigen Gebirgshorsten Ostägyptens und des Hedschâs sind Edelsteinvorkommen aus dem Altertum bekannt, von denen viele erschöpft zu sein scheinen, während man andere neu zu beschürfen gedenkt. Mesopotamien besitzt mehrere Naphthaquellen (s. Abb. S. 399). Im nördlichen Gebirge Jémens werden Eisen und Salpeter gewonnen, in den Horsten der Tuârigländer seit alters gleichfalls etwas Eisen. In vielen Gegenden beutet man die Salzsümpfe (s. Abb. S. 413) auf ein grobes, unreines Salz aus und an mehreren Stellen (z. B. Bilma, Arauan, Taodenni) der südlichen Sahara wird seit alters Steinsalz abgebaut, das namentlich in den Ssudân hineingeht. Häufig ergibt der Boden des südlichen Orients gute Bausteine.

Weit mannigfaltiger und reicher sind die Mineralschätze des gefalteten Nordens. In Iran sind vor allem im Innern und Norden ziemlich viele Gruben erschlossen. Kupfer, Zinn, Blei, Eisen, Nickel, Mangan, Borax und im Osten des Alburs auch Kohle sprechen zum Teil schon ein wenig in der Ausfuhr mit, ferner an verschiedenen Örtlichkeiten Naphtha. In Kleinasien und Armenien werden dieselben Mineralien gewonnen und außerdem Silber, etwas Gold und an der Nordwestküste Anatoliens namentlich viel Steinkohle, die in Zukunft eine noch größere Rolle spielen wird, sowie in der Gegend von Eskischehr Meerschaum, der in bedeutenden Mengen (jährlich um 200 000 kg) zur Verarbeitung nach Europa geht.

Im Osten Algeriens und im Westen Tunisiens drängen die wertvollen eozänen Phosphatlager alle anderen Vorkommen (Zink, Blei, Eisenerz, Kupfer) in den Hintergrund. Algerien fördert alljährlich im Durchschnitt

rund 300 000 t Phosphat und führt für 6—10 Mill. Mk. aus, wogegen Tunisien gar etwa 800 000 t im Jahr produziert und für 20—25 Mill. Mk. oder etwas mehr exportiert, so daß es darin nur hinter den Vereinigten Staaten

Bergwerksbetrieb im neuen Orient.
Die Kupferhütte Pakír madén am westlichsten Quellauf des Tigris, von Südosten gesehen. Armenischer Taurus. Die Hänge der ganzen Gegend sind ihres Buschkleides beraubt, dessen Holz in den Öfen verfeuert wird. Rings um die Hütte erblickt man viele Haufen solchen Brennholzes aufgestapelt (1907)

zurückbleibt. Ähnlich hohe Ziffern hat der orientalische Bergbau sonst noch nicht aufzuweisen. Marokko soll ziemlich reich an Montanschätzen sein.

Mehr wie alle anderen Erwerbszweige bedarf der Bergbau der Hebung. Die Gewinnung seitens der Orientalen beschränkt sich auf die primitivste Ausbeutung durch einfaches Einsammeln und ziemlich planloses Nachgraben. Wissenschaftliche Methoden sind erst von den Europäern

eingeführt und kamen bisher natürlich nur in bescheidenem Umfange zur Anwendung. Deshalb spielen die Mineralien, mit Ausnahme der Phosphate jenes beschränkten Gebietes, noch keine große Rolle im Wirtschaftsleben des Orients und treten hinter Ackerbau und Viehzucht weit zurück. —

Das letztere gilt noch mehr von den Erträgnissen der Fischerei. Von Flußfischerei ist wegen der Armut an Gewässern (unter denen die meist abflußlosen Seen versalzt sind) nicht viel die Rede. Gerade wie die von ihr gefangenen Fische nur an Ort und Stelle verkauft und verhandelt werden, so geht auch die Ausbeute der Küstenfischerei meistenteils nicht über die Orte ihres Gestades hinaus.

An den atlantischen Ufern Marokkos bildet das kühle Auftriebwasser der dortigen Strömung die Grundlage eines bedeutenden Fischreichtums (Makrelen, Bonitos, Sardinen), der aber weit mehr von portugiesischen als von einheimischen Fischern eingeheimst wird. Aus den algerischen Küstengewässern, wo nur Franzosen fischen dürfen, werden alljährlich für 3—5 Mill. Mk. Fische ausgeführt, etwas weniger gelangt aus der Flachsee Osttunisiens zum Export, namentlich an Sardinen, Tunfischen und Anchovis. Die größte Rolle im Leben der Orientalen spielt die Fischerei an der Westküste Kleinasiens, deren Griechen besonders Fischnahrung zu sich nehmen, so daß der Fischgeruch für ihre Hafenorte geradezu bezeichnend ist.

Das Meer ergibt aber außer Fischen in verschiedenen Strichen noch andere Werte, die eifrig gehoben werden. Dahin gehört die Gewinnung von Schwämmen in den Gewässern der Syrte und Südwest-Anatoliens. Sie wird vornehmlich von Flotten der Inselgriechen ausgeübt, denn die Orientalen lassen sich auch diesen Verdienst seit alters entgehen. Die Jahresausfuhr der Syrten macht durchschnittlich 3—4 Mill. Mk. aus, wovon ungefähr die Hälfte auf Tunisien kommt, während Smyrna für $^3/_4$—1 Mill. Mk. exportiert. An der algerischen Küste tritt an die Stelle der Schwammfischerei die Gewinnung von Seegras, von dem für 3—4 Mill. Mk. im Jahr außer Landes geht.

Im Persergolf findet eine ergiebige Taucherei auf Perlmuscheln statt, die vornehmlich von Küstenarabern ausgeübt wird. Die Hauptplätze sind Barrèn und Lingeh, von wo die Perlen (jährlich für ungefähr 5—6 Mill. Mk.) nach Bombay gesandt werden. Einzig hier sind es orientalische Arbeiter, die in größerem Maße Nutzen von den Schätzen ihrer Meere ziehen.

Salzpfanne (arab. Ssebṛa oder Schott) und Dattelpalmoase bei Sonnenuntergang

Im großen ganzen spielt ja die See im Leben der Morgenländer keine große Rolle, weil der Orient eine gewaltige Kontinentalmasse ist und die Küsten meistenteils hafenarm sind und guter Verbindungswege mit dem Hinterland entbehren. Deshalb wird die Fischerei, auch bei rationellerem Betrieb als es der heutige Raubbau ist, wohl niemals größere Posten im Haushalt des Morgenlandes ergeben.

Da von der Industrie der Orientalen schon mehrfach auf den Blättern dieses Werkes die Rede ging, so kann ich mich ganz kurz fassen. Infolge der einseitigen Naturausstattung des Erdteils hat sie sich nur in gewissen Richtungen bodenständig zu bemerkenswerter Höhe entwickeln können. Der Reichtum an Tierwolle, eine Gabe der großzügig ausgebildeten Viehzucht, hat das Weben und Knüpfen von Teppichen zu hoher Kunst ausgebildet, worin sich namentlich jene Länder auszeichnen, deren Flora seit alters unzerstörbare Naturfarben in Menge liefert, nämlich Kleinasien und Persien. Erst seit mehreren Jahrzehnten wird die Teppicherzeugung durch die Einführung auswaschbarer Anilinfarben bedroht sowie durch das Vorschreiben europäischer, von der Mode diktierter Muster. Mit diesem Erwerbszweig beschäftigen sich übrigens fast nur Frauen, meist in Heimarbeit. Auch das Weben von Wolldecken und -mänteln, namentlich durch Beduinenweiber, gehört hierher.

Die Viehzucht liefert ferner reichlich Leder zur Herstellung hübscher Lederwaren in Form von gelben und roten Schuhen, hohen Frauenstiefeln, Sattelzeug, Kissen, Gamaschen (Kleinasien), Pulverbeuteln, Gewehrriemen u. dgl. Vornehmlich Ziegenleder findet dabei weite Verwendung. Namen wie Maroquin (von Marokko) und Saffian (von Saffi, ebendort) sind ja als Bezeichnungen besonders feiner Sorten sogar in unsern Sprachschatz übergegangen.

Der ziemlich große Reichtum der Faltengebirge an Kupfer und Zink, die man beide seit alters abbaut, hat schon früh zu einer recht ausgebildeten Verarbeitung von Kupfer und Messing geführt. Namentlich in den größeren Städten Marokkos, Ägyptens, Syriens, Kleinasiens, Armeniens und Persiens gibt es noch heute ganze Basargassen, in denen eine Werkstatt an die andere schließt und wo die Luft vom Tönen der Hämmer und vom Fauchen der Blasebälge widerhallt. Herrlich arabeszierte (auch dieses Wort übernahmen wir aus dem Orient) Platten, Töpfe und Krüge sowie kühn geschnäbelte Kannen stehen in langen Reihen auf den Börtern

Tunisische Teppicharbeiterin am Webstuhl

und erfreuen das Herz. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß heutzutage die schöneren Stücke mehr für die Europäer als für die wohlhabenden Einheimischen geschmiedet werden.

Die anderen kunstvolleren Gewerbszweige haben keine besonders ins Auge stechende Blüte erlangt, so war z. B. die Holzverarbeitung aus Holzmangel meist nur bescheiden, damit natürlich auch der Schiffsbau. Dasselbe gilt von der Eisenindustrie. Einige unbedingt notwendige Gewerbe dagegen werden überall recht und schlecht ausgeübt, wie Müllerei (meist durch Tierkraft), Ölpressen, Backen, Töpferei u. a. m.

Das letzte Jahrhundert hat, wie wir schon früher sahen, den größten Teil der orientalischen Industrie durch die Einfuhr von billigen europäischen Fabrikswaren völlig ertötet. So dient die gegenwärtige einheimische Erzeugung mit Ausnahme der Teppiche, die meist nach Amerika exportiert werden, und einiger weniger anderen Luxuswaren nur der Befriedigung eines Teiles des einheimischen Bedarfs. Es ist aber bezeichnend, daß der Durchschnittsorientale für die stilvolle Schönheit dortiger Erzeugnisse kein Verständnis mehr besitzt, sondern beispielsweise einen englischen Emailtopf einem gediegenen Kupfertopf meist vorziehen wird.

Man kann nicht annehmen, daß die Industrie des Morgenlandes jemals wieder die Vielseitigkeit früherer Jahrhunderte erreichen wird oder gar die Mannigfaltigkeit unserer Maschinenindustrie. Dazu ist die Natur des Orients zu einseitig ausgestattet. Namentlich birgt der Leib des Erdteils zu wenig Schätze an Steinkohlen und Eisen und entbehrt noch mehr der zur Anlage von elektrischen Kraftanlagen erforderlichen Wasserschätze. Darum wird der Orientale hinfort wohl immer auf die industrielle Versorgung von seiten des Auslandes angewiesen bleiben. Nur Kleinasien und vielleicht Marokko könnten sich ziemlich unabhängig machen. Daß die Einführung europäischer Herrschaft aber im großen ganzen hebend und fördernd einwirken kann, soll selbstverständlich nicht in Abrede gestellt werden.

Einen wesentlichen Teil der Schuld am realkulturellen Tiefstand des Morgenlandes tragen die schlechten Verkehrsverhältnisse. Wegen der geringen Entwicklung der Meeresküsten im Verhältnis zu der weiten Ausdehnung der Landmasse des Erdteils spielt die Seeschiffahrt nur eine ganz geringe Rolle im inneren Verkehrsleben des Orients. Segelfeluken vermitteln den winzigen Verkehr von den größeren Hafenstädten,

die seitens der Dampfer angelaufen werden, mit den kleinen Orten der benachbarten Gestade, doch erhebt sich dieser Handel nicht über so kleine Werte, wie sie der Lokalverkehr bescheidener Gaue hervorbringt. Im Roten Meer und besonders im Persergolf sowie in den Küstengewässern Westanatoliens ist die Schifferei am ausgedehntesten.

Im Handelsviertel Chan el Chalîl zu Kairo

Auf noch bedeutend kleinere Gebiete beschränkt sich die Binnenschiffahrt. Nur der Nil und der Unterlauf des Tigris (Basra—Bardâd) tragen auf ihren gelben Rücken Dampferflotten, die große Mengen von Waren bewältigen. Die Tigrisfahrt[1]) z. B. sichert Bardâd die Rolle eines Hafens von Westpersien. Der Mittel- und Oberlauf des Tigris aber werden

[1]) Sie wird ausgeführt von drei britischen Dampfern mit 750—800 t und von sieben türkischen mit 1240—1460 t Tragfähigkeit.

ihrer reißenden Strömung halber (von Djârbekr an) nur talab und zwar mit Kellekflößen befahren. Das gleiche gilt vom Mittellauf des Euphrat, wo auch rohe Boote benutzt werden, während die Anwohner des unteren Euphrat sogar Segelkähne besitzen. Außerdem sieht man auf den babylonischen Flüssen die seltsame Góffa, einen asphaltgedichteten Ruderkorb, der sich stets im Kreise dreht und zum Übersetzen der heftigen Strömung dient (Abb. S. 420). In allen anderen größeren Flüssen des Morgenlandes gibt es Boote nur für örtliche Bedürfnisse, nicht aber für einen weitere Kreise ziehenden Fernverkehr.

Die Seedampfschiffahrt, welche den wichtigen Verkehr zwischen Abend- und Morgenland unterhält und darin den Seglerdienst fast ganz verdrängt hat, liegt nahezu völlig in europäischen Händen. Schon bei der Betrachtung der älteren Beziehungen zwischen Orient und Okzident haben wir gesehen, daß die Morgenländer hierin (mit Ausnahme des Altertums) niemals eine Rolle gespielt haben, sondern immer die Seebefahrenheit der Franken in Anspruch nehmen mußten.

Die Dampfschiffahrt, die auf eine gewisse Tiefe der Häfen angewiesen ist und eine viel größere Masse von Gütern auf einmal bewältigen kann, hat die Bedeutung mancher Hafenstädte wesentlich vermehrt. Heute sind Casablanca und Tandscha, Oran und Alger, Tunis und Tripolis, Alexandria, Jaffa und Berût, Mersina, Smyrna, Konstantinopel, Trapezunt, ferner Dschidda, Hodêda, Maskat, Basra und Abuschéhr die wichtigsten Seehäfen des Morgenlandes. An der Spitze steht Konstantinopel mit einem jährlichen Tonnenverkehr von rund 20 Mill., wovon allerdings ein Teil auf die europäische Seite entfällt, während sein Handel überhaupt in der Mehrheit durch den Transit eine so hohe Ziffer erreicht. Etwa 15000 Dampfer laufen alljährlich in den Bosporus ein, wovon nicht ganz die Hälfte unter englischer Flagge fährt. An zweiter Stelle unter den Häfen des Orients steht Alexandria, mit ungefähr 6 Mill. t und gegen 3000 Dampfern im Jahr, wovon mehr als die Hälfte britisches Eigentum ist. Sodann kommt Alger mit 4 Mill. t, davon die Hälfte französisch. Ferner Smyrna mit $2^1/_2$ Mill. t (ca. 2600 Dampfer; nahezu die Hälfte englisch), Tunis mit über 2 Mill. t (mehr als die Hälfte französisch) und Berût mit rund $1^1/_2$ Mill. t (Ausfuhr zu drei Vierteilen nach Frankreich, Einfuhr über die Hälfte britisch).

Der stärksten Beteiligung am Seehandel mit dem Orient erfreut sich heutzutage England, das ungefähr den dritten Teil sowohl des ganzen

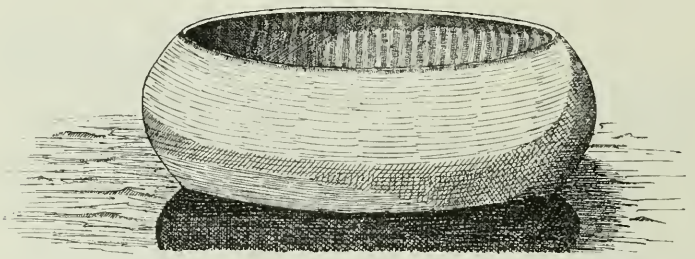
Schiffsverkehrs wie auch des gesamten Außenhandels innehat. Namentlich in Ägypten, Mesopotamien und Arabien steht es mit der ungefähren Hälfte der Beteiligung unbestritten da, in Marokko, Syrien und Kleinasien entfällt rund ein Drittel auf Großbritannien, in Persien ein Viertel, in Tunisien ein Achtel, in den italienischen Syrtenländern ein Zwölftel oder mehr und auch in allen anderen Gebieten des Orients ist der Union Jack mit leidlichen Beträgen beteiligt. Der zweitgrößte Interessent am Orienthandel ist Frankreich, auf das ungefähr ein Viertel entfallen mag. In Algerien

Der umständliche Orient.
Zwei ungefüge Fähren im oberen Euphrat (1907)

steht es mit mehr als drei Vierteln des Handels weitaus an erster Stelle, in Tunisien überwiegt es mit etwa 60% ebenfalls, in Marokko entfällt nahezu ein Drittel auf die Republik, in Libia ein knappes Viertel, in Syrien ein Siebentel, in Kleinasien ein Achtel, in Ägypten ein Zehntel usw. Beiden Staaten gegenüber treten die anderen weit zurück. Auf Italien mag ein Vierzehntel kommen, auf Deutschland ein Dreißigstel, auf Österreich-Ungarn ein Vierzigstel usw.

Man erkennt deutlich, in wie bedeutendem Maße der Landbesitz eines Reiches dem Handel und Verkehr von dessen europäischen Untertanen zugute kommt. Daraus ergibt sich die von manchen Seiten nicht erkannte und doch gar nicht genug zu unterstreichende Lehre, daß die wirtschaft-

liche Ausnutzung eines fremden Landes nur bei seiner politischen Beherrschung in befriedigendem Umfang möglich ist. Grade in Deutschland hängen viele der Utopie nach, es genüge, wenn unsere wirtschaftlichen Interessen im Orient bewahrt blieben und gefördert würden, Landerwerb aber brauchten wir dort nicht. Das ist ganz falsch. Der Besitzer eines Landes fördert in erster Linie seine eignen Untertanen (und er tut recht daran). Nirgends ist das besser zu beobachten als in den französischen Ländern, wo der gallische Handel den fremden rücksichtslos an die Wand drückt. Es dürfte auf der Erde nicht viele Gegenden geben, in denen der deutsche Kaufmann und die deutsche Ware eine so geringe Rolle spielen wie grade das Morgenland. Videant consules . . .



Góffa, d. i. Korb, das uralte Fährzeug der babylonischen Flüsse

Der Landverkehr des Orients ist uralten Ursprungs und wird schon seit Jahrtausenden in ungefähr denselben Richtungen entwickelt gewesen sein wie heute. Vor allem bestanden stets Beziehungen zwischen den Kulturlandschaften und den ihnen benachbarten Steppenweiden. Er versorgte die Seßhaften mit Viehzuchtprodukten, die Nomaden aber mit den ihnen erwünschten Ackerbau- und Gewerbsgegenständen und ward ausschließlich von den Beduinen aufrecht erhalten, da nur die Ansässigen feste Plätze zum Warenverkehr besitzen.

Außerdem unterhielten von jeher die bodensteten Völker untereinander Verkehr, indem die einen die andern mit Waren versahen, die sie selber besser erzeugten oder erhandelten als jene. Unter diese Straßen gehören vor allem die Karawanenwege, welche die Mittelmeerküsten durch die Sahara mit dem Ssudân in Verbindung setzten. Südwärts gingen vornehmlich Industrieprodukte aus Europa, nordwärts Häute, Straußfedern, weißes und schwarzes Elfenbein. Ferner diente die alte Wüstenstraße

zwischen Ägypten und Syrien diesem Austauschverkehr, nur zu oft auch als Marschlinie von Truppenbewegungen benutzt.

Während die genannten durch den Aufschwung der Dampfschiffahrt viel von ihrer Bedeutung eingebüßt haben, hat die alte Kontinentalstraße

Der alte Orient auf Reisen.
Kedschaweh, Maultiersänften, in der Nordhälfte Vorderasiens gebräuchlich, namentlich für Frauen und Kinder. Die Tiere tragen große Glocken (Persien)

aus Nordwest-Persien ans Schwarze Meer, ein Überrest der alten Gewürzwege, seinen Wert noch heute nicht verloren. Wenn auch die russische Bahn Batûm—Tiflîs—Dschulfa den größeren Teil des Handelsverkehrs Nordpersiens an sich gerissen hat, so ziehen doch noch immer lange Kamel-

karawanen unter dem Klang der großen Kupferglocken und unter der Hut dunkelgekleideter Männer über die einsamen Hochebenen Armeniens, von Täbrîs über Ararat hin nach der alten Griechen- und Kaiserstadt Trapezunt und zurück. Die Einfuhr nach Persien auf diesem Wege beträgt durchschnittlich noch $2^1/_2$—4 Mill. Mk.

Die übrigen Zweige der Straßen des ehemaligen Seiden- und Gewürzhandels spielen heute überhaupt keine Rolle mehr im Welthandel. Nur als Teilstücke im Lokalverkehr erkennt man sie noch, doch erreichen die auf ihnen transportierten Waren keine hohen Werte. Auch die alten westöstlichen Pilgerstraßen durch Nordafrika sind heutzutage durch die Konkurrenz der Dampferlinien sehr still geworden.

In einigen Ländern ist der Karawanenbetrieb durch Kamele, Pferde, Maultiere, Esel, Wagen oder Büffelkarren vor dem Eindringen der Eisenbahnen in die Seitenwinkel zurückgewichen. So besitzen Tunisien (1532 km Eisenbahnen in 1910), Algerien (3297 km und 322 km Straßenbahnen), Ägypten nebst Nordnubien (4132 km), Syrien (über 1800 km in 1913), Kleinasien (gegen 3000 km in 1913) und Russisch-Armenien (etwa 600 km) Bahnnetze, die wenigstens den dringlichsten Bedürfnissen entgegenkommen.

Meistenteils ist dem Bau einer Bahn ein erkennbarer Aufschwung des Wirtschaftslebens gefolgt. Denn der Mangel an schnellen und billigen Verkehrsmitteln, um die Erzeugnisse auf den Weltmarkt zu leiten, ist ja einer der Hauptgründe der schlechten materiellen Lage des Morgenlandes. Ihm muß in erster Linie abgeholfen werden.

Allerdings denke ich dabei durchaus nicht daran, nunmehr nach allen Richtungen hin Bahnen zu bauen. Vielmehr muß dies streng in Anlehnung an die Humuslandschaften geschehen. Die Rentabilität eines Bahnbaus wird viel schneller und durchaus sicher erreicht in schon jetzt leidlich besiedelten und gut benetzten Kulturländern als in öden Wüsteneien.

Die Franzosen z. B. sollten lieber erst einmal ihre drei fruchtbaren Atlasländer nach allen Richtungen durch Bahnen aufschließen, anstatt immer und immer wieder von einem so luftigen Hypothesenbau zu phantasieren wie es der „Transsaharien" wäre. Die Deutsche Bank sollte sich auf die Erschließung der Kulturzonen Anatoliens, Nordsyriens und Nordmesopotamiens beschränken, als die Wüstensteppen der Mitte Kleinasiens und Mesopotamiens mit Schienengleisen zu beglücken, die dort nur selten Waren und Passagiere zu tragen hätten. Die Russen täten besser daran, ihr nordarmenisches Bahnnetz auszubauen und gründlich zu verbessern, als

El Ued, Oase in der algerischen Sahara, Hauptort der Landschaft Suf.
Die Dattelpalmen stehen in trichterförmigen Vertiefungen (Ritan), die gegen den Flugsand durch Palmwedel-Pallisaden geschützt sind

von einer persischen Transversal- und Wüstenbahn zum Indermeer zu träumen. —

Lehrreich ist eine Betrachtung der orientalischen Verkehrsverhältnisse unter dem Gesichtswinkel der Isochronen[1]), indem man nämlich den Erdteil in Zonen gliedert, die von einem Mittelpunkte aus in Zeiten von x mal vierundzwanzig Stunden erreichbar sind. Als Mittelpunkt habe ich Kairo gewählt, welches die wichtigste Stadt des Morgenlandes ist und sich von dessen geometrischem Zentrum (Oase Charge) nicht weit entfernt (s. die beiden Isochronenkarten am Ende des Buches). Die zweite Karte ist nach dem Stand der Verkehrseinrichtungen vom Jahre 1910 angefertigt.

Bei der Betrachtung der Karte des neuen Orients springt der Einfluß der Bahnen sofort klar ins Auge. Man beachte z. B., daß man von Kairo aus in südlicher Richtung eine Entfernung von 1200 km Luftlinie in nicht längerer Zeit (3 × 24 Stunden) zurücklegt als in südwestlicher eine solche von gut 300 km. Auch die Schnelligkeit des Dampferverkehrs gegenüber dem Karawanenbetrieb wird sehr deutlich, etwa wenn man sieht, daß Oran von Kairo aus ebensoschnell (und dazu wesentlich bequemer!) zu erreichen ist wie die Oase Dscharabub.

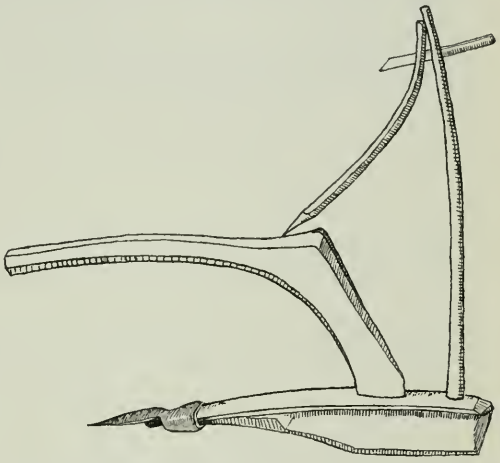
Gradezu verblüffend aber erscheint uns die Umwälzung der Verkehrsverhältnisse durch den Dampf bei einem Vergleich der Isochronen des alten Orients, die nur nach Maßgabe der Segelschiffe und Karawanen gezeichnet wurde, mit denen des neuen. Die ersten zwölf Zonen habe ich auf beiden Karten schraffiert, um zu zeigen, wie viel weiter sie heutzutage reichen als noch vor achtzig Jahren!

Man erwäge nun aber ferner, um wieviel verschiedenartiger erst eine Isochronenkarte des nach allen Richtungen von Bahnen durcheilten Orients etwa ums Jahr 2000 gegenüber jener des alten Orients aussehen wird! So sehr ja die freie wilde Romantik des Morgenlandes dadurch verloren geht, möchte man doch fast bedauern, daß man diesen Zukunftszustand niemals zu sehen bekommt.

Auf die von diesen Verkehrseinrichtungen getragenen Handelsverhältnisse kann ich hier nicht näher eingehen, weshalb einige Worte genügen mögen. Infolge des Niederganges der Industrie und der Armut an

[1]) Ausführlich habe ich hierüber gehandelt in der Untersuchung „Die Isochronenkarte des Orients". Mit 2 Karten. In „Mitteilungen der k. k. Geograph. Gesellschaft in Wien", 1912, Heft 3, S. 127—145.

Eisen, Holz, Brenn= und Beleuchtungsmaterial setzt sich die Einfuhr des Orients vornehmlich zusammen aus Baumwollwaren (meist englischen Ursprungs) und anderen Geweben, Geschirr, Metallen und Metallwaren, Holz zum Verarbeiten und Verbrennen, Kohle, Petroleum, Kerzen und anderen Erzeugnissen der modernen Industrie. Der Grundsatz bei allem Export nach dem Morgenlande ist „billig und schlecht", da die Orientalen meist arm sind und höchst ungern Geld ausgeben, und da die dortigen Geschäftsleute stets sehr spät die Waren bezahlen, falls sie es nach deren Übernahme und Verkauf nicht einfach vorziehen zu fallieren. Die eingeborenen Kaufleute (die mohammedanischen mehr als die christlichen und jüdischen) sind zudem meist so ungewandt, daß sie ihren Bedarf nicht bei den europäischen Häusern selber, sondern durch Vermittlung von dort ansässigen Kommissionären decken, die ein Musterlager zur Ansicht unterhalten.



Orientalischer Pflug aus Tripolis, Afrika, $^3/_4$ m hoch

Beim Verhältnis der Werte der Einfuhr zu denen der Ausfuhr gilt im ganzen Orient die Regel, daß der Import den Export weit übersteigt. Am meisten tritt das ins Auge bei Dschidda, dem Hafen Mekkas, wo die Einfuhr wegen des Verbrauchs durch die vielen Pilger 35—50 mal so hoch ist wie die Ausfuhr (z. B. 1910: Import für 38,4 Mill. Mk., Export nur 1 Mill. Mk.). Aber auch in allen anderen Ländern sind die Orientalen durchaus auf Europa angewiesen.

Die Ausfuhr setzt sich stets aus den Erzeugnissen des Ackerbaus und der Viehzucht zusammen, während andere Erwerbszweige nur an einigen Stellen größere Posten zum Export stellen (wie z. B. Tunisien seine Phosphate). Einiges Nähere ergibt sich schon aus den vorhergehenden Mitteilungen über die Produkte der einzelnen Länder.

Mohammedanischer Friedhof bei Benṛâsi, Kyrenaika

Die Europäisierung des Morgenlandes / Erfahrungen und Richtlinien

Suchen wir nunmehr die Erfahrungen, die uns das Studium der Naturen, der Zeiten und der Völker des Orients gebracht hat, zusammenzufassen, an ihrer Hand die Wahrscheinlichkeiten der zukünftigen Entwicklung zu erwägen und allgemeine Richtlinien zu gewinnen.

Das Morgenland erscheint vor unserem Auge als ein ungefüger Erdteil von bedeutender Kontinentalentwicklung, vom Meere und von Seeinteressen nur wenig beeinflußt. Seine meist im Norden gelegenen Kulturländer werden von weiten Wüsten und Steppen isoliert und — zusammengehalten. Das Klima breitet eine leidlich gleichmäßige Hülle über den Erdteil durch lange Trockenzeiten, durch feuchte und überraschend kühle Winter, durch auffallende Klarheit und blendenden Sonnenreichtum der Luft. Eine fast allerorten dünn verteilte Wild- und oft üppig wuchernde Nutzflora überzieht die vorwiegend in wagrechten Linien gezimmerten Landformen, soweit sie nicht völlig kahl und wüst sind.

Völker hat die Natur dieses Erdteils gezüchtet, die in Anlehnung an die Tierformen meist einen schlanken, sehnigen Körperbau aufweisen und hauptsächlich von Pflanzennahrung leben. An besonders günstigen Schauplätzen erklommen sie schon in grauestem Altertum höhere Kulturstufen, doch traten die lähmende Wirkung des heißen Trockenklimas sowie die dürftige Ausstattung der meisten Räume nebst den großen und wüsten Entfernungen zwischen den Kulturzentren einer stetig vorwärtsschreitenden Entwicklung derselben hemmend in den Weg, so daß die frühen Blüten leicht abstarben. Der kulturelle Einfluß eines ganz besonders typischen Orientlandes, des von aller Welt abgeschlossenen, durch viele Wüsten und Steppen zerfetzten Persien, machte im Verein und unter dem Schilde der islamischen Religion diesen Zustand des Rückgangs und Stillstandes stationär und teilte ihn allen Völkern des Orients mit, wodurch sein natürlicher Gegensatz zu Europa erst so recht offenkundig ward. Die Ablenkung der ergiebigsten Welthandelsstraßen aus dem Morgenlande verstärkte nicht nur die einreißende Armut bedeutend, sondern auch die Feindschaft zum Abendlande, welches gleichzeitig an Macht und Reichtum wuchs.

Seit einem Jahrhundert endlich ist die politische Ohnmacht des Orients so offenkundig geworden, daß die Zivilisation Europas in breiter Front in den südöstlichen Erdteil einrückt und daß die Mächte Europas schon große Teile Landes unter ihre Botmäßigkeit gebracht haben.

Das ist in Kürze die Grundlage der orientalischen Frage. Ihr Problem lautet nun so: Wird das Abendland den Orient politisch völlig erobern? Wird seine junge Zivilisation und Kultur die alte des Südostens verdrängen? Werden die unterworfenen Völker sich zu „Europäern" machen lassen oder können sie sich als Orientalen gegenüber den Franken behaupten? Würden sie dazu gelangen durch Erneuerung ihrer alten eignen Kulturen? Oder durch Verbesserung derselben mit Übernahme europäischer Gedanken und Methoden?

Wird das Abendland den Orient politisch völlig erobern? Diese erste Frage muß jeder, der die Entwicklung der letzten neunzig Jahre verfolgt hat, unbedingt mit Ja beantworten.

Nordafrika ist auf dem Papier gänzlich unter christliche Mächte aufgeteilt. Unterworfen sind in ihm Algerien, Tunisien, die dazugehörenden

Teile der Sahara, Ägypten und Nubien. Die tatsächliche Eroberung aller übrigen Striche ist nur eine Frage der militärischen Anstrengungen der beteiligten Staaten. Sieht man von Marokko ab, so ist kein einziges der dort noch unabhängig hausenden Völker zahlreich und stark genug, um dauernden Widerstand leisten zu können, vielmehr vermögen sie alle nur durch die Gunst der unfreundlichen Landesnaturen sich einige Zeit zu halten. Die militärische Besetzung der wichtigsten Wasserstellen aber liefert sie unweigerlich ihren Bedrängern aus. Von diesen Völkern ist wegen ihrer Unrettbarkeit, wegen der geringen Zahl ihrer Streitkräfte, wegen der Ärmlichkeit ihrer Hilfsmittel und wegen der Entlegenheit ihrer Wohnplätze durchaus keine Bewegung zu erwarten, welche den Orient aus den Händen der Franken erlösen könnte.

Marokko zwar ist ziemlich reich an Menschen und Naturschätzen, aber es liegt in der fernsten Ecke des Morgenlandes, an zwei Seiten auf dem Seewege leicht zugänglich und auf dem Lande durch hohe unwegsame Gebirge vom übrigen Orient abgeschlossen. Deshalb erscheint auch das Sultanat des Westens, dessen Hauptstädte zudem schon in den Händen der Christen sind, ungeeignet zur Übernahme der Mahdi-Rolle. —

In Vorderasien allerdings stehen bisher nur kleine Teile unter fremder Herrschaft und es liegen hier noch die einheimischen Staaten Türkei, Persien, Afranistan, Oman und Nedschd. Von ihnen ist Persien augenblicklich am meisten gefährdet und zwar durch Rußland im Norden und England im Süden, die schon vor sechs Jahren ihre Interessensphären im Reiche des Sonnenlöwen abzugrenzen für gut befanden. Zudem wird die Gegend des Urmia-Sees gegenwärtig durch russische Truppen besetzt, die ihre festen Stellungen wohl niemals wieder aufgeben werden. Die durch die Revolution erregten, von den Russen planmäßig geschürten Wirren bieten den letzteren mehr als einen Vorwand, zur „Sicherung der öffentlichen Ordnung und zum Schutze der Europäer" ihre Garnisonen zu verstärken und allmählich vorzuschieben[1]), so daß die öffentliche diplomatische Annektionserklärung jener Striche schließlich nicht viel mehr als eine bloße äußere Form sein wird. Das Aufhören des persischen Staates dürfte in den nächsten Jahren ohne besonderen kriegerischen Eklat erfolgen. Den ganzen Norden und den größten Teil des Innern werden die Russen be-

[1]) Hier die Bemerkung, daß die Russen es meisterhaft verstehen, ganz ohne Aufsehen ihr Machtbereich zu erweitern, so daß wir gar nicht recht wissen, welche Orte alle schon von ihnen besetzt sind.

Mädchen vom Stamme der Ulad Naîl (Süd-Algerien)
die vor ihrer Verheiratung mit Stammesgenossen durch Prostitution in den Städten ihre Aussteuer erwerben.

setzen, während über dem weniger wichtigen Süden der Union Jack gehißt wird. Schon gegenwärtig steuern die Handelseinflüsse auf diesen Zustand hin, indem der russische Handel den britischen immer weiter gegen den Persergolf verdrängt. Rußland hat in Persien die Vorhand. Erfolgreiche Versuche, von Persien aus den Orient zu retten, sind nicht zu be-

Bischarin-Nomaden aus Ober-Ägypten

fürchten, da das schiitische Bekenntnis ein dauerndes und festes Zusammengehen der Perser mit den anderen Mohammedanern ausschließt.

In Afranistan liegen die politischen Verhältnisse ähnlich, wenngleich hier im europäischen Wettbewerb der Engländer dem Russen den Rang mag abgelaufen haben. Doch schließt dies nicht aus, daß die Moskowiter im Norden einige Gebietserweiterungen erlangen. Zur Übernahme

einer Führerrolle im Kampf gegen das Abendland ist Afranistan ebenso= wenig berufen wie Marokko, da es gleichfalls am äußersten Ende des Erd= teils liegt und zudem seine wilden Gebirgler ärmer und noch trotzig= uneiniger sind als die Marokkaner.

Oman, in dessen Bereich sein Herrscher übrigens nur sehr geringen Einfluß besitzt, steht schon jetzt unter Englands Fittichen und wird von ihm als Eingangspforte zum Persergolf energisch festgehalten. Die Be= setzung des Landes durch die Kakis dürfte keinen größeren Schwierig= keiten begegnen, als sie bei der Eroberung jedes orientalischen Gebietes üblich sind. Als Rivale käme für Großbritannien höchstens Frankreich in Frage, das hin und wieder dortige Schiffahrtsinteressen vorgibt, doch sind ernstliche Einsprüche von ihm kaum zu befürchten. Zu Einigungs= versuchen eines gesamtorientalischen Widerstandes gegen Europa ist Oman, dieses arme Ländchen am Rande des äußersten Meeres, selbst= redend nicht fähig.

Die Türkei bleibt somit nur noch allein übrig. Ihr Herrscher, der Nachfolger (Chalifa) des Propheten und Beschützer der Heiligen Stätten, ist in den Augen aller Mohammedaner der ganzen Welt der eigent= liche Herr der Gläubigen, die Türkei die Vormacht des Islâm. Das gilt ganz besonders von unseren Tagen, in denen die Ohnmacht der übrigen orientalischen Fürsten immer offenkundiger geworden ist. Die Türkei bleibt der Hort der Musslmîn, auf welchen aller Augen hoffnungsvoll und bang sich richten[1]).

Der Balkankrieg 1912/13 hat die Herrschaft der Türkei in Europa aufs stärkste beschnitten und es ist nicht ihr Verdienst, wenn sie noch einige Zeit lang ein Dasein auf der thrakischen Halbinsel fristet. Seit Beginn des italienisch=türkischen Krieges 1911 bis zum Herbst 1913 ist die Türkei mehr als einmal eingeschüchtert worden durch die Drohung der Groß= mächte, die Frage der Aufteilung ihres asiatischen Besitzstandes auf= zuwerfen.

In allererster Linie sind es Rußland und Frankreich, die solchergestalt auftraten. Rußlands Augenmerk richtet sich natürlich auf Türkisch= Armenien und Nordanatolien, wo die armenischen und griechischen Ele=

[1]) Ein Beispiel für viele. Leipziger Neueste Nachrichten vom 22. Februar 1913: „Die indischen Mohammedaner" (also englische Untertanen!) „haben soeben eine Rate ihrer der Türkei gewährten Anleihe ohne Zinsen in Höhe von 50 000 Pfund gezahlt."

mente ihm entgegenkommen. Frankreich liebäugelt mit Syrien, in dem es zivilisatorische Einflüsse besitzt und dessen Mitte wirtschaftlich mit ihm in enger Verbindung steht.

England, das zu oft als Beschützer der Türkei aufgetreten ist, hat seine Ansprüche nicht so ungescheut aussprechen mögen, es läßt sich aber nicht leugnen, daß es wirtschaftlich und geheimdiplomatisch die sicherste und weiteste räumige Anwartschaft hegt. Ganz Arabien, Babylonien und Palästina sind seine Interessenzone, von denen ihm höchstens das letztere

Fischerbevölkerung der Mekrân-Küste von Beludschistan
Im Hintergrund der Steilabfall des Ufergebirges

(von Frankreich) bestritten würde. Auch in Kleinasien, namentlich auf dessen wichtiger Westabdachung, überwiegen die englischen Wirtschaftswerte alle übrigen.

Allerdings bleibt auch hier Frankreich wohl nicht ganz untätig, während Italien, noch im Besitz einiger ägäischen Inseln, ebenfalls nicht weit entfernt ist und durch die Einverleibung Libias Geschmack an türkischen Reichsfetzen gewonnen hat. Sodann darf das jetzt wesentlich erstarkte Griechenland nicht vergessen werden, das völkisch die größten Anrechte auf Westanatolien besitzt.

Deutschland ist wirtschaftlich und besonders durch die anatolische Bahn nicht nur im Innern und im Südosten Kleinasiens, sondern auch in Nordsyrien und Nord=Mesopotamien engagiert. Es wird seine eigne Schuld sein, wenn es nicht alles dran setzt, diese wertvollen Landschaften zu er=werben.

An Anwärtern auf das türkische Erbe fehlt es also durchaus nicht. Daß die Türkei den Mächten, ja auch nur einer einzigen, nicht erfolgreich wider=stehen kann, folgert sich aus dem Verlauf des Schrumpfens des Orients im allgemeinen und aus dem grotesken Versagen von 1911—13 im be=sondern. Selbst ein Ausbau der strategisch wichtigsten Bahnen ändert daran so gut wie nichts, denn dieses von allen Seiten umstellte morsche Reich darf es gar nicht wagen, seine Truppendislokationen auch nur auf einer einzigen Seite zugunsten einer augenblicklich bedrohten zu ent=blößen, will es nicht die dort lauernde Macht zum Einfall geradezu heraus=fordern. Außerdem verursacht die Schwächung der militärischen Kräfte des Reichsinnern sofort Ausbrüche der Unabhängigkeitsbestrebungen ein=zelner Völker, die sich immer nur widerwillig den Bajonetten der Soldaten gebeugt haben.

Es kommt deshalb lediglich darauf an, daß eine europäische Macht den Anfang macht, indem sie in ein beliebiges Stück des Sultanats einfällt. Die gegenseitige Eifersucht der Staaten des Abendlandes erlaubt es ihnen nicht, unbeteiligt zuzusehen, wie der eine sich allein bereichert, vielmehr werden dann sie alle ihre Ansprüche zur Geltung bringen. Daß aus dieser Versteigerung ein „Weltbrand" entsteht, möchte ich nicht einmal an=nehmen. Das Gleichgewicht unter den Tonangebenden ist so gut aus=balanciert und hat sich in den letzten Jahren so friedesicher bewährt, daß es auch diese Belastung aushalten wird.

Es bleibt noch zu erwägen, ob die Türkei fähig wäre, den ganzen Orient, ja den ganzen Islâm zu einem Weltkampfe gegen den Okzident zu führen. Auch dies halte ich nicht für wahrscheinlich. Wenn irgendein Reich, dann könnte es gewiß die Türkei sein, die wenigstens große Teile der Mohammedaner zu einem solchen Kulturkriege zu begeistern ver=möchte. Aber die Türkei, d. h. das, was man diplomatisch unter ihr ver=steht, ist nicht viel mehr als eine dünne Oberschicht von Herrschenden mit türkischer Zunge, meist mangelhafter Charakterausbildung und ohne innige Verbindung mit der Masse der Untertanen. Diesen Leuten geht die Fähigkeit ab, sich mit der Unterschicht zu vermischen, große Volks=

mengen für ihre Idee zu begeistern und riesige Heereskörper in moderner Weise zu bewegen. Sie können wohl eine kleine Truppe in der Art unserer kindlichen Räuber- und Soldatenspiele im Gefecht leiten, aber sie versagen völlig gegenüber der neuzeitlichen Taktik. Das haben die Tatsachen nicht einmal, sondern mehrere dutzendmal bewiesen. Deshalb halte ich dafür, daß auch von seiten der Türkei dem Europäismus keinerlei Verderben droht[1]), wenngleich die Gefahr lokaler, zum Teil sicher sehr erbitterter Kämpfe selbstredend nicht von der Hand zu weisen ist. —

Um es kurz zu machen: der Okzident wird den Orient politisch völlig erobern, das ist nur eine Frage der nächsten Jahre. So unvorsichtig es ist, sich auf die Prophezeiung eines bestimmten Zeitraumes festzulegen, so kann ich doch der Versuchung nicht widerstehen, in Anlehnung an den bisherigen Gang der Geschehnisse einige Zahlen zu versuchen. Ich möchte meinen, daß Persien nach etwa fünf bis zehn Jahren kaum noch ein selbständiges Reich sein wird und daß die Türkei nach zehn bis zwanzig Jahren vielleicht schon unter die Mächte aufgeteilt oder doch um einige Provinzen verkleinert sein kann.

Die größten Schwierigkeiten wird die Eroberung der kurdisch-lurischen Gebirge des Armenischen Taurus und namentlich des viel unwegsameren Zagros machen, ferner des ebenfalls mühsam zu ersteigenden Jémen sowie des unabhängigen Beduinenstaates Nedschd, schließlich noch

[1]) Man sollte im Abendlande endlich einmal aufhören, von der „ungeheuren Stoßkraft" des Islâm zu phantasieren. Die Parole „Mohammedaner aller Länder vereinigt euch!" klingt hübsch, wird aber niemals Tat. Grade in Deutschland hat man den politisch-militärischen Bündniswert des Islâm an hoher Stelle, in der Presse und damit auch in der öffentlichen Meinung lächerlich überschätzt und tut es meist auch heute noch. (Ich selber hing in früheren Jahren diesem Glauben an.) Es ist viel von uns geschehen, um uns bei den Mohammedanern lieb Kind zu machen, mehr als dem Ansehen eines Weltreiches gut ist. Und es hat nicht einmal etwas geholfen! Es belustigt mich immer nicht wenig, wenn ich in orientalischen Reisebeschreibungen und Skizzen aus der Feder Unschuldiger lese, wie geachtet und bekannt der Name des deutschen Kaisers, des Bruders des Sultans sei. Erwähne den Namen Alemânia vor Orientalen und sie nicken verständnisvoll, grinsen freundlich, fast etwas belustigt und rücken dir zu vertraulicherem Schwatz recht nahe. Nenne den Namen Frankreichs und es ballen sich die braunen Fäuste, Flüche fahren dahin und die Augen blitzen voll Haß. Erwähne den Namen Englands und es legt sich eine Decke leiser Beklommenheit über die Anwesenden, furchtsame Ehrfurcht und das Gefühl der Minderwertigkeit gehen durch alle Gemüter. Das sind ungefähr die Gefühle, welche das Schwarzweißrot, die Trikolore und der Union Jack im Orientalen auslösen. Alle drei liebt der Morgenländer nicht, aber er haßt sie doch in verschiedener Art, sowie ihr Verhalten ihm gegenüber es gebeut.

einiger kleinerer Gebirgsinseln. Die Kulturlandschaften Westanatoliens, Kilikiens, Syriens und Mesopotamiens dürften am leichtesten zu besetzen sein.

Wird die junge Zivilisation und Kultur Europas die alte des Orients verdrängen? Unterscheiden wir dabei zwischen der Zivilisation oder Realkultur und der Kultur im engeren Sinne oder Geisteskultur. Jede dieser beiden Fragen zerfällt in zwei Richtungen; nämlich erstens, ob die europäischen Einrichtungen sich auf die morgenländische Natur und das dortige Klima übertragen lassen und sich deren Anforderungen gegenüber behaupten können; und zweitens, ob sie stark genug sind, bei so fremdartigen Bedingungen die alte orientalische Kultur zu verdrängen oder aufzusaugen.

Unsere moderne Kultur ist in den Ländern Mittel- und Westeuropas unter einem gemäßigten, meist grauen Himmel entstanden, in weiten Ebenen und sanften Berggegenden, getragen von keltisch-germanischen Mischlingen. Sie steht auf der Grundlage von Kohle und Eisen, von Ackerbau und Dampfschiffahrt, von Militärwesen und allgemeiner Schulbildung. Ihr Geistesleben aber sieht vielfach von diesem Milieu ab und sucht einen wärmeren, blaueren Himmel auf, das Land der Griechen mit der Seele suchend.

Hieraus müßte man eigentlich ohne weiteres den Schluß ziehen, daß unsere Zivilisation nicht, unsere Kultur aber gar wohl für den Orient paßt, falls das nicht eine vorschnelle Folgerung wäre. Unser Maschinen- und Fabriksbetrieb wird sich allerdings nur in einigen Strichen des Morgenlandes einbürgern lassen, weil die natürlichen Grundlagen dazu fehlen (siehe den vorigen Abschnitt). Im ganzen aber bleibt die Zivilisation des Orients im Bezug vieler Gegenstände des täglichen Lebens stets auf das Ausland angewiesen, soweit nicht einheimische Naturgaben genügen. Da man nun nach Möglichkeit die letzteren wird zu heben und auszunutzen suchen, so zeigt sich hier schon, daß in der Zivilisation der Orient niemals so vollständig verdrängt werden kann. Hat die wirtschaftliche Hebung der dortigen Länder erst einmal in weiterem Umfange und allgemeiner eingesetzt, so daß diese selber größere Werte schaffen als heutzutage, so dürfte damit auch die Bedeutung der Einfuhr aus dem Abendlande im Verhältnis zur einheimischen Produktion beträchtlich sinken (wenn sie auch absolut gegen heute steigen wird). Ich meine

deshalb, daß zwar auf lange Zeit hinaus die Bedeutung der europäischen Zivilisation im Orient zunehmen, daß sie aber (in hundert Jahren oder sonstwann) eine Höhengrenze erreichen und dann etwas abflauen wird.

Die europäische Lebensweise ist kaum auf die Orientalen in vollem Umfang übertragbar. Vor allen Dingen steht dem die bedeutende Hitze des größten Jahresteiles entgegen. Hier heißt es vor allen Dingen, sich den dortigen Bedingungen anzupassen, nicht indem man sich ihnen ohne

Hof der Ommajaden-Moschee in Damaskus.
Der erste der beiden Pavillons rechts ist die Qúbbe i'Naufara, die Wegmitte zwischen Stambul und Mekka

weiteres unterwirft, sondern indem man sie namentlich durch die Anschauungen der Hygiene veredelt. Wichtig ist es besonders, daß der Europäer im Morgenlande alltäglich eine (nicht übertreibende) Körperbewegung durchführt, was zur Neutralisierung der erschlaffenden Wirkung der Hitze die wichtigste gesundheitliche Forderung ist. Vorbedingung dafür ist allerdings die Herstellung von bequemen, sandfreien Wegen, denn Reiten dürfte (trotzdem es jetzt meist noch billig ist) doch nicht für jedermann erschwinglich sein. Die Speisen werden vorwiegend einheimischer Art bleiben und gelegentlich mit europäischen abwechseln können,

wobei erwogen sein wolle, daß sich Wurstwaren u. dgl. für den dortigen Sommer nicht recht eignen und auch dem Magen nicht besonders gut bekommen. Das Haus wird eine Mischung von südeuropäisch-orientalischen Einrichtungen werden, wie man es schon jetzt in größeren Städten beobachten kann. Das Einzelwohnhaus ist im dortigen Klima von noch höherem Wert für Gesundheit und Stimmung als bei uns.

Die Eingeborenen selber werden gleichfalls nicht wenig von der fremden Zivilisation beeinflußt. Durch jahrelang fortgesetzten allgemeinen Schulbesuch (bei etwa drei Monaten Ferien im Sommer) gewöhnt sich die Jugend etwas mehr an die Benutzung des Hauses und verlernt das übertriebene Herumstreichen auf den Straßen. Die Reinlichkeit der letzteren wird nicht unwesentlich gehoben (wenngleich sie schon heutzutage vielenorts fast musterhaft ist), die unteren Schichten werden zu größerer Sauberkeit angehalten. Leider dürften die alten Trachten mit der Zeit verschwinden, wenigstens bei der Mehrzahl der Städter. Ihr Aussterben bei den Beduinen scheint mir fast ausgeschlossen oder erst für eine spätspäte Zeit bevorzustehen.

Ohne näher auf Einzelheiten einzugehen, möchte ich meine Anschauung von der Zukunft der europäischen Zivilisation im Orient dahin zusammenfassen, daß sie wesentliche Veränderungen im Leben der Morgenländer hervorbringen, sich aber gleichzeitig dem inneren naturbedingten Nerv desselben wird anpassen müssen. Das dortige Milieu dürfte stark genug sein, um eine ziemlich eigenartige Zivilisationsmischung zu erzeugen. Es ist aber nicht anzunehmen, daß das europäische Element sich dort (außer in der Rolle eines Gastes) völlig selbständig erhalten kann, vielmehr wird es sich akklimatisieren, was um so mehr einleuchtet, wenn man erwägt, daß der augenblicklich noch bestehende Abstand zwischen einer orientalischen und einer fränkischen Einrichtung mit der unausbleiblichen Hebung der Orientalen sich vermindern muß. —

Während unsere moderne Zivilisation gar nichts mit der des Orients gemein hat, gehen die Wurzeln unseres Geisteslebens klar erkennbar in südliche Breiten zurück, und noch unsere Denker und Dichter der Gegenwart beschäftigt der helle Himmel der Alten.

Daß die Hitze des Morgenlandes höhere geistige Betätigung nicht ausschließt, zeigt uns die Blüte von Wissenschaft, Dichtung und Kunst im hellenischen Alexandria, in Persien, auf den westanatolischen Inseln usw. Allerdings verhindert die Temperatur fortgesetztes intensives Geistes-

schaffen beim Einzelnen, und gegenüber den Generationen und Völkern scheint diese Tatsache vermehrte Geltung zu haben, denn die Perioden hoher schöpferischer Geistesblüte im Orient sind immer ziemlich kurz gewesen und erstreckten sich nicht über Jahrhunderte. Dagegen ist eine dauernde Kopftätigkeit zweiter Hand zu allen Zeiten und auch in der Gegenwart festzustellen, denn die theologisch-juristischen Haarspaltereien des islamischen Klerus stellen unzweifelhaft ihre wohlgemessenen Ansprüche an das Hirn.

Mohammedanische Elementarschule beim Leseunterricht, Persien

Nur bewegen sich diese Gedankengänge in untergeordneten, unnützen Bahnen und bleiben kastratenhaft unfruchtbar.

Danach scheint es, daß eine dauernde schöpferische Geistesblüte im Orient überhaupt nicht möglich ist. Deren Dasein aber wird erforderlich, wenn ein Land anderen gegenüber nicht bald in Rückstand geraten will. In dieser Erwägung würde somit das traurige Urteil liegen, daß der Orient allein schon wegen geistiger Unfähigkeit zu einem langsamen Tempo im Ticken der Weltuhr ver-

dammt ist! Somit bedarf er ständig des Einflusses frischer Gehirnkräfte aus klimatisch begünstigteren Erdteilen, am ehesten also wohl aus Europa.

Die Elemente unserer Geisteskultur lassen sich zweifellos auf die Orientalen verpflanzen. Einige Jahrzehnte obligatorischen Volksschulbesuchs in Stadt und Land (für die Beduinen kommen wohl nur Wanderlehrer in Frage) dürften dazu ausreichen. Zu ihrer Einführung muß sich jeder europäische Herrscher dortiger Kolonien entschließen. Es handelt

Die neue Universität in Kairo (1908 eröffnet)

sich dabei nur um einfache Grundbegriffe, die kaum einer Entartung ausgesetzt werden können. Auch die höhere Schulbildung dürfte in größerem Umfang auf Erfolge rechnen, doch glaube ich, daß sie schon vielfach durch europäische Lehrkräfte ausgeübt werden und gegenüber dem bei uns üblichen Betrieb etwas vereinfacht werden muß. Übrigens kommen wegen der geringeren Zahl von Städten (welche durch die Seltenheit des Humuslandes bedingt ist) und wegen der ausgebreiteteren Armut im Orient von vornherein viel weniger Menschen für höhere Schulbildung in Frage.

Liegt der Wert der europäischen Schulerziehung einmal in der Vermittlung einer stattlichen Anzahl von Kenntnissen, besonders des Lesens, Schreibens, Rechnens und der universalen Anschauung der Erde sowohl wie des Weltgebäudes, so muß man ihn ferner auch in der Bekämpfung der altorientalisch-islamischen Anschauungen suchen. Obligatorischer Schulbesuch macht einen besonderen Kampf gegen die dortigen

Die alte Universität in Kairo (El Âs-har, eröffnet 970)

rückständigen Religionsanschauungen überflüssig! Einige Jahrzehnte streng durchgeführt durchsetzt er die gegenwärtige Hirnstruktur der Orientalen mit soviel Aufklärung, daß den Erwachsenen und Kindern des zweiten Halbjahrhunderts der Islâm seiner die Geister vergewaltigenden Allgewalt größtenteils oder gar vollständig entkleidet sein muß. Der Islâm ist dann auf dem besten Wege, ausschließlich Religion zu sein, seiner politischen, juristischen, kurz all jener Prätentionen aber entblößt

zu werden, welche er sich angeeignet hat und die seine Despotie ausmachen. Daß eine derartige Entthronung nichts Unmögliches ist, zeigt u. a. der ähnliche Wandel, den die katholische Kirche mit dem Papsttum erlitten hat. Ob die angedeutete Veränderung und Läuterung des Islâm schon in einem halben Jahrhundert vor sich gehen wird (was vielleicht zu kurz ist) oder in zwei Jahrhunderten (was mir hingegen ein reichlich später Termin scheint), das muß natürlich der Zukunft überlassen bleiben, d. h. in erster Linie dem festen Willen der beteiligten Regierungen.

Nun bleibt zu erwägen, daß der Islâm mit dem Verlust seiner Ansprüche auf die Weltherrschaft, kurz aller mehr weltlichen Forderungen, eine Anzahl seiner Hauptleitsätze verlieren, ja daß er dann eigentlich gar kein richtiger Islâm mehr sein würde. Vielleicht liegen hier die Angelpunkte des Verschwindens des Islâm überhaupt, möglicherweise die Wurzeln einer friedlichen Weltreligion, für die sich ja im Babismus schon Ansätze vorfinden, oder aber ein Aufgehen im Christentum.

Kurz zusammengefaßt glaube ich, daß das europäische Geistesleben dem Orient zu seinem Emporkommen unbedingt erforderlich ist, sich in seinen einfacheren Formen auch allgemein verbreiten läßt, aber ständiger Überwachung durch die Europäer bedarf. Ferner ist es die natürlichste und dabei sehr gründliche Maßregel, ganz unauffällig und allmählich den Islâm seiner Gefährlichkeit und Feindseligkeit gegen Europa zu entkleiden. Von der alten Kultur des Morgenlandes wird der europäische Geistesimport wohl weniger beeinflußt werden als die fremde Realeinfuhr.

Werden die unterworfenen Völker sich zu „Europäern" machen lassen oder können sie sich als Orientalen gegenüber den Franken behaupten? Die Beantwortung dieser Fragen liegt zum Teil schon in den Ausführungen der letzten Blätter, bedarf aber der Ergänzung nach einigen Seiten hin.

Zunächst die Rassenverhältnisse. Solange der Islâm besteht und die Unterschiede zwischen den einwandernden Europäern und den Orientalen augenfällig unterstreicht, werden sich körperliche Vermischungen nur auf vereinzelte Fälle beschränken, die für die Gesamtheit ohne Belang bleiben. Erst die Erniedrigung der religiösen und kulturellen Scheidewände dürfte eine körperliche Vermählung der fremden mit den einheimischen Rassen herbeiführen und in größerem Umfang zulassen. Das gilt für die Libuberber des afrikanischen Nordrandes, für die Bewohner

Ein Stimmungsbild aus dem alten Orient.
Der Abrahamsteich in Urfa, Nordwest=Mesopotamien; er wimmelt von Tausenden karpfenartiger Fische, die noch heute vom uralten Kult der Astarte her heilig gehalten werden. Rechts die Abrahamsmoschee mit der Geburtsstätte Abrahams, links der Turm einer alten Kreuzfahrerkirche, im Hintergrund Weinberge

Kleinasiens, Armeniens, Irans, Syriens und Mesopotamiens, in geringerem Maße für die übrigen Saharier und die Araber. Der anthropologische Abstand zwischen den erstgenannten Völkern und denen Südeuropas, zum Teil (Kurden) auch von denen Mitteleuropas ist nur ganz gering und eher durch mehrtausendjähriges anderes Milieu als durch Rassenfremdheit bedingt. Jene Völker zeichnen sich auch durch geistige Regsamkeit aus und geben denen Europas nur zum Teil einiges nach, was wieder ausschließlich durch das heißere Klima verursacht ist.

Zur Vermischung mit den Nordafrikanern eignen sich am meisten die ihnen verwandten Bewohner der iberischen und appenninischen Halbinsel, zu der Vermählung mit den Anatoliern die Griechen, mit den Kurden sogar Germanen.

Kraft ihres durch lange Kulturpflege erzeugten hohen körperlichen Wertes und in Anlehnung an ihre politische Vormachtstellung halte ich es für wahrscheinlich, daß die Europäer, welche mit Orientalen die Ehe eingehen, nicht spurlos in der einheimischen Masse verschwinden, sondern sich und ihre Nachkommen, unterstützt durch Schulbildung, als etwas Vorbildliches erhalten werden, als eine Schicht erster Klasse. Ihr sich anzupassen und die Aufnahme in sie zu erlangen, könnte das Streben aller übrigen werden, wodurch sich eine Art Europäisierung auch im Sinne des Blutes vollzöge.

Fraglos würde das eine Hebung der gesamten Volkskraft des Orients bedeuten. Doch glaube ich, daß auch diese körperliche Metamorphose, grade wie die kulturelle, eines steten Zustromes von Europa bedarf, um lebensstark zu bleiben und erfrischende, belebende Wirkungen zu erzeugen. Ohne einen solchen würde das Klima mit seinen eisernen Notwendigkeiten auch neuen Zufluß bald einschläfern und mit dem alten Stamm zum gegenwärtigen Niveau einebnen. Dies erscheint unzweifelhaft, wenn man sich erinnert, daß ja auch die derzeitigen Rassen des Morgenlandes von tüchtiger Herkunft sind und erst durch den Einfluß des Klimas die heutige Lethargie erwarben.

Ich sprach nur von der Einwanderung europäischer Rassen. Doch könnten ja auch noch andere in Frage kommen. Die Neger darf ich dabei kurz erledigen. Es ist bekannt, daß ihr Blut höherstehende Völker herabwürdigt, eine Erfahrung, die im Orient seit alten Zeiten gemacht wurde und einer der Gründe ist, welche Nordafrika gegenüber Vorderasien ins Hintertreffen gebracht haben.

Herberge ‹Fonduk› in den Dünen der tunisischen Sahara.

Wie aber steht es mit den Mongolen? Das Morgenland selber besitzt ja mongoloide Elemente in nicht geringer Menge. Die nomadischen, zum Teil aber auch seßhaften Türkmenen des nördlichen Vorderasien, zumal der Steppen Irans, sowie ihre Verwandten sind da zu nennen. Nördlich Irans beginnen die Gebiete der Mongolenvölker in weiter Ausdehnung

Der alte Orient im modernen Kairo

und ziehen sich bis zur Morgenseite des asiatischen Kontinentes hin. Es wäre nicht unmöglich, daß ein Aufschwung der gelben Rasse auch den Orient als Kolonisationsacker ins Auge fassen könnte. Körperlich zwar unterscheidet sie sich weit mehr von den Orientalen (die Türkmenen usw. kaum ausgenommen) als die Europäer es tun. Sozial allerdings steht sie ihnen von Haus aus näher. Weitere Schlußfolgerungen daraus zu ziehen,

traue ich mir nicht zu, weil ich mich auf die hierfür besonders in Betracht kommenden eigentlichen Mongolen (Chinesen und Japaner) nicht verstehe. —

Sehr wichtig bei der Annäherung und Vermischung der europäischen und orientalischen Völker ist die soziale Frage. Während auch bürgerlich und gesellschaftlich in den ersten Zeiten europäischer Herrschaft zwei streng voneinander geschiedene Kasten nebeneinander bestehen, die herrschenden, stolzen, übermütigen Europäer als Staatsbürger erster und die unterworfenen, auf Rache lauernden Orientalen als solche zweiter Klasse[1]), müssen die Schranken zwischen beiden mit der kulturellen und körperlichen Verbesserung der letzteren gleichfalls wesentlich an Bedeutung verlieren. Doch ist es möglich, daß die Unterschiede des gesellschaftlichen Verkehrs stets größer sein werden als die des Blutes, zumal Armut und Reichtum im Orient wohl stets unvermittelter nebeneinander stehen werden als bei uns. Es wäre denkbar, daß durch die Europäisierung in erster Linie der mittlere Bürgerstand, der im Morgenlande nicht stark vertreten ist, gekräftigt und vermehrt wird. Solch eine begrüßenswerte Erscheinung dürfte die Kraft, Unternehmungslust und Bildungsfähigkeit der Völker des Orients wesentlich vermehren, denn die Geringfügigkeit der mittleren Klassen ist ebenfalls einer der vielen Gründe des dortigen Tiefstandes.

Gliedert sich doch das gegenwärtig herrschende soziale Bild in zwei Hauptgruppen: eine Schar von Großen, Mächtigen, Reichen und Angesehenen auf der einen Seite — die breite Masse der Armen und Wenigbegüterten, der Rechtlosen auf der andern. Eine Verbindung zwischen ihnen fehlt eigentlich, denn die Wohlhabenden hängen sich entweder an die Großen oder gehören in die Klasse der Kleinen, denen übrigens sozialdemokratische Anwandlungen völlig fehlen.

Die Schaffung eines seiner Bedeutung bewußten Mittelstandes wäre deshalb eine Tat, die sich vornehmlich durch ausgedehnte Schulbildung und dadurch hervorgerufene Erhöhung der Lebensansprüche erreichen ließe. Hierbei eröffnet sich allerdings der Fernblick, daß durch diese

[1]) Die von mir nur in den Grundzügen betrachtete Europäisierung des Orients dürfte wesentlich verzögert werden durch die Rivalität seiner europäischen Besitzer untereinander. Insofern nämlich, als beim Ausbruche von Kriegen in Europa die orientalischen Untertanen von den Feinden ihres Herrenstaates gegen diesen aufgehetzt werden könnten. Hierbei vermag es sogar dazu zu kommen, daß sich orientalische Länder wieder unabhängig machten, wodurch der alten Halbkultur Tor und Tür geöffnet würde.

vermehrte Sonderung die untere Masse erst so recht isoliert wird und in sozialdemokratische Unzufriedenheit gerät. Es hat eben jedes Ding mindestens zwei Seiten.

Denkbar wäre auch folgende Entwicklung. Die Städte des Morgenlandes vergrößern und europäisieren sich mit der Zeit sehr stark, so daß ihre Bewohner schließlich nicht mehr als Orientalen im heutigen Sinne zu betrachten wären. Ein ziemlich großer Rest der gegenwärtigen Kultur aber bleibt auf dem Lande erhalten, in den Dörfern der Fellachen und den Zelten der Beduinen. Das würde Verhältnisse ergeben, ähnlich jenen des alten Polens, wo die polnische Bauernbevölkerung des platten Landes der deutschen der Städte gegenüberstand. Eine derartige Sonderung dürfte recht unbefriedigend sein, da sie den Keim feindseligen Gegensatzes wohl niemals verlieren würde.

Bisher handelte ich nur von der Entwicklung der orientalischen Völker unter allgemeiner Regierung der Europäer, berührte aber weder die Befriedigung der Morgenländer noch die Sicherung der Fremdherrschaft.

Über die Eroberung dortiger Gebiete haben wir schon bessere Erfahrungen gewonnen als über deren kulturelle Hebung (mit der letzteren haben sich die gegenwärtigen Besitzer orientalischer Kolonien noch gar nicht abgegeben, vielmehr sinnen sie lediglich auf materielle Ausbeutung). Algerien zu unterwerfen brauchten die Franzosen fast zwei Jahrzehnte, von späteren Unruhen gar nicht zu reden. Die Italiener sind in Libia jetzt schon zwei Jahre tätig, ohne übermäßig große Fortschritte gemacht zu haben, wobei namentlich die Beduinen der Kyrenaika außerordentliche Schwierigkeiten verursachen. In Marokko rücken die Franzmänner und Spanier ebenfalls nur schrittweise und unter großen Verlusten vor. Tunisien und Ägypten ergaben sich lediglich deshalb verhältnismäßig leicht, weil sie einheimische (Schein-)Fürsten behielten.

Die Unterwerfung der Sahara wird wohl Jahrzehnte dauern, um so mehr als sie vielenorts gleichzeitig als Entdeckung auftritt. Die Erfahrungen der Franzosen in den Tuârigländern führen dafür eine beredte Sprache. Die Aussichten sind hier zudem wenig verlockend, weil nach dem Stande unserer gegenwärtigen Kenntnis die ungeheuren Kosten des Erwerbs jener Länderräume sich wegen der wirtschaftlichen Armut der letzteren nicht recht auszahlen.

In Vorderasien dürfte die Eroberung der fruchtbaren Ackerbaustriche der Randlandschaften Anatoliens sowie der offenen Humusgegenden Syriens keine besonderen Schwierigkeiten verursachen, zumal sie von nicht geringen Mengen Christen bewohnt sind. Die entlegeneren Gebirgswildnisse aller Länder Vorderasiens hingegen und seine Steppen werden wohl jahrzehntelange Blutarbeit erforderlich machen, bis ihre trotzigen Bewohner sich in die Neuordnung und Umwertung der Dinge ergeben. Die Schluchten Kurdistans und die wüstenumgürteten Weiden des Nedschd etwa möchten die letzten Horte des alten Orients werden.

Da die Einverleibung der orientalischen Länder also nur allmählich und Schritt für Schritt vor sich gehen kann, so muß man annehmen, daß die fanatischsten islamischen Elemente sich aus den zuerst bezwungenen (und gleichzeitig fruchtbarsten) Gegenden in die noch freien und wilderen zurückziehen werden. Da mithin bloß die friedfertigen zurückbleiben, so wird ganz von selber Land und Raum frei für europäische Einwanderer, mit denen man in den nördlicheren Strichen nicht nur die gewerblichen, kaufmännischen und amtlichen Berufe zu füllen braucht, sondern die selbst als Bauern können angesiedelt werden. Somit vollzieht sich gleich anfangs und ohne sonderlichen Zwang der Beginn der Europäisierung[1]). Kopfreiche Völker, wie das deutsche, kommen für eine solche Politik natürlich viel mehr in Betracht als die Franzosen.

Die geflohenen Elemente mit der Zeit zu besiegen[2]), kann bei dem Stande und den Hilfsmitteln der europäischen Armeen natürlich keinem Zweifel unterliegen. Doch erhebt sich die Frage, ob es zum Besten der friedlichen Entwicklung des Orients nicht richtig wäre, jene Unzufriedenen

---

[1]) Die Heranziehung der Eingeborenen zum Heeresdienst darf nur ganz allmählich erfolgen. Die Aufstellung einiger Regimenter von Freiwilligen allerdings kann sofort geschehen, wenn genug europäisches Militär vertreten ist. Zur Schonung des letzteren wird man das einheimische immer verwenden können. Die Bildung großer Truppenkörper aus Mohammedanern hingegen oder gar die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ist dringend zu widerraten, da jene höchst unsichere Kantonisten sind und jede günstige Gelegenheit wahrnehmen können und wohl auch werden, um über die Franken herzufallen. Ihre Verwendung in europäischen Kriegen ist wegen der niedrigeren Qualitäten und Instinkte dieser Orientalen unmoralisch, gemein und eines Kulturvolkes unwürdig, das sich dadurch seiner Selbstachtung entäußert. Außerdem scheint sie mir unnütz, denn für jeden aus dem Orient geholten Eingeborenen muß ein (doch besserer) europäischer Soldat zur Sicherung der Kolonie dorthin geschickt werden.

[2]) Für die Befriedung besonders ungebärdiger Nomaden wäre ihre Beschränkung auf festumgrenzte Reservationen in Erwägung zu ziehen.

Dorfmoschee in der südalgerischen Oase Biskra

ein für allemal durch Ausrottung unschädlich zu machen. Die Serben wandten dieses Mittel 1912/13 gegen die Albanesen an, die Bulgaren gegen die Türken und nachher gegen die Griechen, die letzteren ihrerseits gegen die Bulgaren. Gewiß ist ein solches Verfahren grausam und unmenschlich, aber wenn man es vom juristischen Standpunkte der Hinrichtung von Schädlingen der Gesellschaft ansieht, so ließe es sich immerhin durch seine für die Mehrheit unzweifelhafte Nützlichkeit verteidigen.

Das Beispiel würde auch die anderen Mohammedaner einschüchtern und viele in den offenen Gegenden zum Abfall vom Islâm bewegen, wozu die Regierungen noch durch mancherlei Lockungen wirtschaftlicher und sozialer Art reizen sollten. Jedenfalls muß der Staat, welcher im Orient Kolonien erwirbt und hochbringen will, sich von vornherein mit der Anwendung starker Mittel vertraut machen und Söhne hinausschicken, die starke Nerven haben. Ich rede dem Gewaltmittel der Ausrottung das Wort durchaus nicht allgemein, aber mir scheint, daß die Festigung der Fremdherrschaft in einigen Gegenden und gewissen Elementen gegenüber es verlangt.

Früher hegte ich die Meinung, der Islâm würde sich niemals dem Europäismus beugen, sondern stets sein unversöhnlicher Feind bleiben. Diese Ansicht, in solcher Allgemeinheit ausgesprochen, entbehrt auch nicht einer gewissen Berechtigung. Aber ich setzte oben auseinander, daß der Islâm mit der Vermehrung europäischer Einflüsse ganz von selber seinen gegenwärtigen Charakter verändern werde, so daß er das Abendländertum später mit ganz anderen Augen ansehe.

Als für diese Metamorphose besonders förderlich muß erwähnt werden, daß der Islâm selber eine solche Möglichkeit offenhält, nämlich durch den Begriff des Idschmâ, d. i. des Consensus ecclesiae. Die Entwicklung der mohammedanischen Gemeinde und ihres Lehrgebäudes hat das Prinzip erzeugt, daß weniger Korân und Tradition an sich maßgebende Geltung besitzen als vielmehr, daß ihre Auslegung durch die Gemeinde die Richtschnur des allgemeinen Denkens und Handelns sein soll[1]). Hierin liegt aber eine Hintertür, eine goldne Brücke, um all und jede Neuerung zu beweisen und einzuführen, denn die maßgebenden Elemente in der Geistlichkeit besitzen Spitzfindigkeit genug, um auch für die gröbste Veränderung den feinsten und erstaunlichsten Beleg aus den heiligen Büchern beizubringen.

[1]) Schon bei der religiösen Begründung der Einführung von Reformen in der Türkei trat uns die Anwendung dieses Grundsatzes entgegen (S. 177).

Aber auch ohne das Hilfsmittel des Idschmâ ist es nicht angängig, die Gesamtheit der mohammedanischen Orientalen in ein und denselben Topf gleichfanatischen Beharrungsvermögens zu werfen. Dazu sind die rassigen und wirtschaftlichen Interessen denn doch zu groß, als daß sie nicht wesentliche Absonderungen hätten erzeugen müssen. Man denke dabei besonders an die große Zahl von „Vororientalen", wie die Tuârig, Tedda und arabischen Beduinen, welche vom Islâm kaum eine Ahnung haben, oft nicht einmal die Glaubensformel kennen und deren religiöse Anschauungen noch völlig in uraltem Heidentum stecken. Für sie bedeutet die Formel „Islâm" nichts anderes als die Erhaltung des gegenwärtigen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustandes. In etwas geringerem Maße gilt das schließlich auch von vielen der anderen Muselmänner.

Die Solidarität der Mohammedaner gegenüber den Fremden ist überhaupt mehr kultureller Natur als religiöser Art, indem die letztere eher ein Aushängeschild ist. Hieraus folgt aber, daß sie durch die kulturelle Angleichung der Morgenländer an die Europäer allmählich verschwinden wird und daß damit auch ihr Firmenschild, der religiöse Gegensatz, an Bedeutung verlieren muß.

Deshalb ist allgemeine Schulbildung, wie gar nicht genug betont werden kann, das beste Mittel zur Befriedung der Orientalen und zur Verringerung der Entfernungen, welche sie augenblicklich noch von uns trennen. Den europäischen Regierungen sichert sie Frieden und Entwicklung viel eher als eine Armee von Besatzungstruppen.

Eine Hebung des Morgenlandes aus sich selber heraus, durch nur eigne Mittel und ohne Hilfe der Fremden bis zur gegenwärtigen Höhe des Abendlandes muß man nach allen gegenwärtigen Erfahrungen für ausgeschlossen halten. Doch bleibt noch zu erwägen, ob jene Gebiete ewig und für alle Zeiten unter Europens Fittichen in das Meer der Zukunft segeln werden. Schon die Tatsache der Vergänglichkeit alles Irdischen scheint dem zu widersprechen, wenngleich man nicht außer acht lassen darf, daß das europäische Klima dem kulturellen Fortschritt unter allen Umständen fördersamer ist als das orientalische.

Aber noch ein anderes Bedenken läßt sich nicht übersehen. Das ist die Erstarkung des Nationalgefühls im Morgenlande. Das Klima, im großen ganzen genommen, seine floristischen Ausflüsse und seine geopsychischen Wirkungen steuern, wie wir im ersten Abschnitt

sahen, auf eine Vereinheitlichung des ganzen Erdteils hin. Die bedeutsamste Folgeerscheinung dieser zentripetalen Natur ist ja der Islâm, der in nicht geringer Übertreibung sogar Anspruch auf die Weltherrschaft macht.

Die Häufung der Niederschläge in manchen bevorzugten Gegenden wendet deren Bewohner von der allgemeinen Lebensrichtung ab, schafft größere Reibungen im Innern und Verkehrsbeziehungen mit dem Ausland, kurz hebt solche Distrikte als Individualitäten aus der Masse heraus. Derartige Länder sind weniger auf den umgebenden Durchschnitt angewiesen, sie vermögen sich selbst zu genügen. Das erzeugt in ihren Söhnen einen Willen zur Freiheit, zur Selbständigkeit des Ganzen, kurz es erweckt Nationalgefühl. Dieses ist der Todfeind des Islâm, denn es durchkreuzt dessen kosmopolitisches Streben.

Es ward übrigens niemals so völlig vom Islâm unterdrückt, wie mancher wähnen mag. Die Entstehung der Schîa war nur möglich auf der Grundlage der Landeseinheit Persien. Marokkos abgesonderte Lage, Tunisiens und Algeriens geographische Eigenheiten tauchten schon ums Jahr 1000 siegreich aus dem allislamischen Weltreich hervor. Schließlich besaßen zu allen Zeiten des Islâm die meisten Provinzen der Sultanate und Chalifate so große Selbständigkeit und Unabhängigkeit von ihrer Zentralregierung, daß sich schon darin die nationalen Strömungen genugsam aussprachen.

Eigentlich suchte überhaupt erst die Erstarkung der Türkei im Innern während des vorigen Jahrhunderts die berechtigte Eigenart der Wilajete zu unterdrücken, indem alle Verwaltung nach dem Goldnen Horn geleitet wurde. Vielleicht muß man in dieser Vergewaltigung der Provinzen einen der Hauptgründe sehen für die gegenwärtigen nationalistischen Bestrebungen des Südens der Asiatischen Türkei.

Am ausgesprochensten machen sie sich in Syrien geltend, da dieses fruchtbare Land und sein emporstrebendes Volk die wirtschaftliche und politische Unterdrückung durch die stamm- und sprachfremden Türken mehr als die anderen Provinzen empfindet. Die syrischen Dezentralisations-Bestrebungen sind nicht in erster Linie so idealer Natur, als daß die Trauer über das Fehlen der arabischen Sprache im Amtsverkehr und andere mehr ideale Gründe sie hervorgerufen hätten. Vielmehr liegen ihre Hauptursachen in den materiellen Verlusten, die seine Bewohner alljährlich durch die Gleichgültigkeit der Türken erleiden und die sich, wie das

Beispiel Ägyptens lehrt, durch eine fürsorglichere Verwaltung vermeiden und in ihr Gegenteil, nämlich in großen wirtschaftlichen Aufstieg, umkehren lassen. Es ist aber nicht zu leugnen, daß der gemeinsame materielle Vorteil der wirksamste Faktor in der Bildung und Entwicklung von Staaten ist.

Das Nationalgefühl wird bei der allgemeinen wirtschaftlichen und kulturellen Hebung unzweifelhaft an Umfang und Tiefe gewinnen. Besonders in den durch Natur begünstigteren Ländern wird es zuerst erstarken. Daraus folgt nun aber zweierlei.

Erstens wird das wachsende Nationalgefühl die Macht des Islâms einschränken und seine Allgewalt überwuchern.

Zweitens wird sich aus ihm der Abfall der europäisierten Orientkolonien von ihren abendländischen Herrenstaaten entwickeln.

So bereitet sich mithin folgender seltsame Wandel vor. Der gegenwärtige große Feind des Europäismus, der Islâm, wird dem Halbkind des Europäismus, dem Nationalbewußtsein, erliegen und dieses wieder wird seinen Halberzeuger vertreiben.

Sobald das letztere nur rein politisch geschieht und die Zuwanderung fränkischer Einzelpersonen und Kulturfortschritte ungestört weiter sich vollziehen läßt, darf man eine derartige Phase im Interesse des Orients und seiner Selbstachtung wohl begrüßen. Sollte aber mit der politischen Unabhängigkeit auch das alte reine Orientalentum wieder die Oberhand gewinnen, so kann man kaum umhin, den erneuten allgemeinen Niedergang zu prophezeien, der sich unter dem Einfluß der lähmenden Natur jenes Erdteils aus eigener Kraft kaum aufhalten ließe.

Damit würde sich der Kreis wieder vollständig schließen. Jedoch — das sind Ausblicke in eine sehr ferne Zukunft, in eine Zukunft, die Hunderte von Jahren vor uns voraus liegt. Aber es ist doch reizvoll und lehrreich, auf Grund der geographischen Verhältnisse und der von ihnen geleiteten geschichtlichen Vorgänge ein paar kleine Seitenblicke in jenen schwarzdunklen Stollen der Zeit hineinzuwerfen.

Wir stehen nunmehr am Ende unserer Ausführungen über die verschiedenen Phasen der orientalischen Metamorphose. Über den Schauplatz der Völkerschicksale des Morgenlandes sind wir gewandert. Wir ritten durch blumige Weiden zur Lenzzeit und sprengten auf schnaubenden Beduinenrossen über gelbe Steppen, wenn die glutheiße Mittagsgöttin ihren Feuermantel über sie deckt. In den bizarren Türmen und

Schründen der Wüste kletterten wir umher und labten uns an einem Schluck stinkigen Wassers aus leckendem Lederschlauch. Hohe Gebirgszacken leuchteten schneeig auf unsern Pfad herab, der sich durch lichte Eichenwälder hob und senkte und über lachende Saatfluren führte.

Völker der allerverschiedensten Kulturstufen kreuzten uns den Weg. Hier grüßte demütig die schwielige Faust des ägyptischen Dreckfellachen, dort streifte uns das hochmütige Gewand eines asketisch blickenden Mollah. Rauhe Kerle in breiten Hosen und Pelzjäckchen traten uns entgegen und heischten Wegzoll, den Finger am Züngel altertümlicher Flinten. Die langen Bambuslanzen der Beduinen geleiteten uns aus einem Weidegebiet an die Grenze des benachbarten.

Dann aber glitt unser Auge durch das Kaleidoskop der geschichtlichen Umwertung all dieser Länder und Völker und lehrte uns die Väter und Urahnen jener Männer kennen. Wir erlebten die Vorbereitung und Entstehung des Orientgedankens aus den ehernen Wirkungen des Klimas und aus dem Gegensatz zweier Kulturen und Völkerkreise. Der Kampf Irans gegen den Westen taucht aus der Vergessenheit empor, der Dies ater von Carrhae erdröhnt, Partherpfeile schwirren von Schafdärmen. Und eines Tages predigt im altheiligen Mekka ein Mann innerer Überzeugtheit, wird hohnlachend nach Medina gejagt und legt den Grund zur Eroberung der östlichen Welt. Flinke Araberschwärme unterwerfen den größten Teil des Morgenlandes und dann schleichen die spitzfindigen Köpfe Altirans durch verschwiegene Hinterpförtchen herein, verfälschen die junge arglose Religion, drücken die arabischen Begründer an die Wand und zwängen alles in ihr freudloses Joch.

Ein neuer Akt dieses orientalischen Puppenspiels bringt die Fremden aus dem Westen daher, gierige Krämer, die man von Herzen verachtet. Man jagt sie zurück. Jahrhunderte halten sie sich vorsichtig am äußeren Rand. Doch plötzlich erscheint ein kleiner Mann in großem schwarzem Hut unter den Pyramiden, auch er muß zurück, aber er eröffnet den Spuk, der sich bald nicht mehr bannen läßt. Mit allen möglichen Verbesserungen und Neuerungsvorschlägen stehlen sich die Fremden herein, man sucht ihnen mancherlei nachzuahmen, doch vergeblich, in der Hand des Orientalen wendet sich fast alles zum Unglück. Die Söhne des Abendlandes erfrechen sich gar bald, wieder mit Gewalt aufzutreten und sie entreißen dem Orient ein Stück Land nach dem andern — — — und Allah läßt den Frevel zu!!

Das alles lernten wir kennen und noch einiges dem flüchtigen Blick Verborgene dazu. Auch in die Zukunft suchten wir zu dringen und als Frucht des Ganzen einige allgemeine Gesichtspunkte zur kulturellen und wirtschaftlichen Hebung der Länder und Völker des Orients zu gewinnen.

Was vor allem nottut, ist Schulbildung. Nur sie eröffnet dem Morgenländer das Verständnis für die Unsinnigkeit des islamischen Fanatismus, der ein Armutszeugnis des Wertes seiner gegenwärtigen Kultur ist, sowie für die Notwendigkeit und Aussichten einer Verbesserung unter europäischer Leitung.

Sodann muß Sorge getragen werden für die Erweiterung der Bodenkultur und für ihre Sicherstellung vor den Unbilden der Trockenheit durch Vermehrung der Wasservorräte und der künstlichen Bewässerung in Gestalt von Staudämmen und Stauweihern, artesischen Brunnen und Kanälen, was befriedigend nur vom Staate ausgeführt werden kann.

Ferner muß man der gesteigerten und der zu steigernden Produktion Gelegenheit zum Absatz und zum Anschluß an den Welthandel schaffen durch Verbesserung des Verkehrs. Eisenbahnen, Landstraßen, Schiffbarmachung einiger Flüsse sowie der Ausbau sicherer Häfen gehören hierher.

Außerdem ist zum Erstarken des Wirtschaftslebens unbedingt erforderlich die Einführung von Sicherheit vor Raubanfällen und von Schutz vor Aussaugung durch die Beamten.

Schließlich ist außer der Förderung der Landwirtschaft auch der größtmöglichen Ausnutzung der Naturschätze zu gedenken, der Wälder, Mineralien, Fische usw.

Geschieht das alles, so werden sich große Teile des Orients mit der Zeit zu nützlichen Gliedern der Menschheit entwickeln und jenen Rang auf Erden einnehmen, den ihnen ihre Natur erreichbar macht. Allerdings ist nicht zu vermuten, daß jemals wieder große Gedanken und Anstöße von dort ausgehen werden, wie das auf primitiveren Kulturstufen der Fall war. Vielmehr scheinen die Zeiten endgültig vorbei, in denen es hieß: ex oriente lux.

Inhaltsverzeichnis

Der Schauplatz

Seite

Begriff und Umrahmung des Orients — Geographisch-kulturelle Einheit der Länder Vorderasiens und Nordafrikas vor allem durch Trockenklima, Steppe und Wüste — Natürliche Grenzen — Tiertypus — Kamel als Leitmotiv — Menschentypus — Literatur 11

Natur und Landschaft des Orients — Weltstellung — Naturbeschaffenheit und Gliederung — Arabetitischer Orient — Groß-Arabien — Sahara — Atlas 17

Klima — Sommer und Winter — Niederschlagszonen — Jahreszeitliche Verteilung der Niederschläge — Jahresmengen derselben 23

Landformen — Feuchtes Faltengebirgsland — Trocknes Faltengebirgsland — Feuchtes Schollenland — Trocknes Schollenland — Pflanzenleben — Humusboden — Wald und Busch — Steppe 30

Die orientalische Landschaft — Ihre Eigenschaften und Reize — Zweimal drei landschaftliche Haupttypen — Ihre ornamentale und stilvolle Wirkung — Literatur 40

Der Vororient

Alle hervorragenden Charaktermerkmale des Morgenlandes finden in den beweglichen Bewohnern ihren physiologischen Ausdruck — Der orientalische Menschentypus — Nomade, Fellach, Städter — Der Fatalismus klimatisch bedingt — Ebenfalls der Fanatismus — Und auch die Trägheit 49

Herausbildung der Rassen und Kulturen — Uranfänge — Libuberber — Araber — Hetiter — Kulturwiegen — Leidliche Einheitlichkeit der ältesten Kulturen — Griechen — Armenier und Kurden — Mongolische Einwanderungen — Aramäer — Rassige Bevorzugung Vorderasiens gegenüber Nordafrika — Nordsüdliche Wanderungen — „Oriens" — Literatur 56

Die Geburt des Orients

Die Wurzel des Orientgedankens — Atropatene — Parther — Der erste Kampf zwischen Morgen- und Abendland — Die geographischen Gründe des Gegensatzes zwischen beiden — Geographische Selbständigkeit Irans — Damalige Bedeutung der geographischen Lage desselben — Der Einfluß des mongolischen Elements daselbst — Ergebnisse des Ringens — Sassaniden und Neuperser — Der erste Religionskrieg zwi-

schen Morgen= und Abendland — Aber die Religionsspaltung ist nur der äußere Ausdruck der inneren Gründe — Ursachen des falschen Zaubers des Orients — Vorbedingungen des Verfalls der Ackerkultur — Stärkung des nomadischen Elements — Die Neuperser haben nicht nur die Geburt des Orients verursacht, sondern auch seine spätere Aus= breitung vorbereitet 65

Das Wachstum des Orients

Byzantiner, Perser, Araber — Der Sieg des jungen Islâm über das altarabische Stammesgefühl — Die drei Reiche Vorderasiens bei Mohámmeds Tode — Anschluß der Araber an die Zoroastrier statt an die Byzantiner — Die Eroberung — Die Araber und der Islâm übernehmen die Fort= setzung des Kampfes der Parther und Neuperser gegen den Westen — Das Reifen des Orients — Einfluß des Islâm auf Natur und Kultur — Der Islâm ist keine bloße Religion, sondern ein geographischer Ge= danke! — Die Naturbedingtheit des Islâms als des Ausdrucks einer Trägheitskultur — Die Islamisierung des Orients 76

Im Morgenlande der Kalifen

Die altorientalische Landschaft — Unterschiede der alten Landschaft von der heutigen — Die Ritterromantik der kurdischen Berge und Bur= gen — Die Ophir=Karawanen in der Steppe — Die Raubzüge der Beduinen — Der Zauber der Wüste und der alten Wüstenstraßen . . 84

Die altorientalische Stadt — Veränderungen der Stadtbilder — Enge der Weichbilder — Stilreinheit der alten Zeiten 94

Die Franken im alten Orient

Die Mittelstellung des alten Orients zwischen Europa und Südostasien im Wirtschaftsleben der ehemaligen Erde 98

Die Franken im ältesten Orient — Alexandria, Antiochia, Trapezunt — Die Griechen im Orienthandel — Russen und Skandinavier an den Küsten Vorderasiens — Frankreich — Die Italiener: Amalfi, Venedig — Die Asienreisen der Juden 99

Der erste Ansturm Europas — Die Kreuzzüge — Venedig, Genua und Pisa als Hauptvermittler — Fränkische Kaufmannskolonien — Kon= sulstitel seit 1179 — Leben und Handel in den Kreuzfahrerstaaten — Der byzantinische Handelsverkehr — Handelsneid unter den Christen — Stellung der Fremden in Ägypten — Erhöhte Blüte des Orienthan= dels am Ende des 13. Jahrhunderts — Byzanz und Kleinasien — Syrien und Ägypten — Schon damals eine gewisse wirtschaftliche Abhängig= keit des Morgenlandes vom Occident — Anatolien — Persien — Der

Seite

erste Versuch einer Metamorphose des Orients durch Europa siegreich abgeschlagen 103

Der Rückzug der Franken — Um 1500 Beginn des Verfalls des Levantehandels, vornehmlich wegen des Umsichgreifens der Türkei, welche die nördlichen Wege sperrte, und der Ablenkung des Ophirhandels vom Orient nach dem Seewege ums Kap — Erneute Blüte Syriens und Ägyptens — Damalige Stellung der Franken in Ägypten — Alexandrias Bedeutung — Der Warenverkehr über das Nilland — Syrien — Entdeckung des Seewegs ums Kap, Bruch des alten Zwischenhandel-Monopols der Orientalen, Verbilligung der Ophirwaren für Europa, Erstarkung des europäischen Selbstgefühls — Angriffe der Portugiesen in Marokko und am Indischen Ozean, der Spanier im Atlas und an der Syrte — Genuesen und Provençalen 117

Ergebnisse — Europa stets der tätigere Faktor — Der orientalische Fanatismus nicht nur durch Natur und Religion bedingt sondern auch durch Kaufmannshochmut — Die heutige innere Verachtung der Franken im Orient stammt großenteils aus dieser ersten Periode des Andringens Europas — Die Bequemlichkeit und Ergiebigkeit des jahrtausendealten Zwischenhandels hat die schon von Natur nicht geringe Trägheit des Orientalen verstärkt — Die manchmal hohe Blüte orientalischer Länder führte meist auf die Erträgnisse des Zwischenhandels zurück — Die alten Sagen vom einstmaligen Reichtum des Orients künstlich und falsch 130

Der Verfall des Orients

Angriffe der Portugiesen im Westen und Osten — Die Spanier im Rarb — Die Franzosen im Atlas — Die Venetianer in der Levante — Engländer und Holländer im Persergolf 136

Aufschwung des Orientverkehrs im Anfang des 19. Jahrhunderts — Frankreich in Ägypten — Persien — Algeriens Eroberung — Seine wirtschaftliche und kolonisatorische Entwicklung — Beginn der Anglisierung des zentralen Orients — England und Rußland in Iran — Die Moskowiter in Armenien — Friedliche Europäisierung Kleinasiens — Verminderung der Anatolier durch Lues und Heeresdienst — Der Europäismus in Syrien — Mesopotamien — Arabien — Verlust Tunisiens — Besetzung Ägyptens und englische Verwaltungspolitik — Die Spanier in Rio de Oro und Nordmarokko — Marokko und Frankreich — Sahara und Libia — Nordafrika ist politisch völlig unter die Franken aufgeteilt — Nur in Vorderasien gibt es noch orientalische Reiche: Türkei, Persien, Afganistan, Oman und Nedschd 140

Seite

Die kulturelle Metamorphose — Verfall der morgenländischen Kultur — Einfuhr westländischer Waren — Die soziale Stellung der Franken im Orient hebt sich — Behandlung der Europäer vor hundert Jahren und jetzt — Turistenverkehr — Kluft zwischen den Orientalen und den Fremden 170

Vernichtung des größten Teils der orientalischen Realkultur im 19. Jahrhundert — Das Morgenland ist in dieser Zeit wirtschaftlich so gut wie völlig abhängig von Europa geworden — Exportplunder in orientalischen Basaren — Dampfschiffahrt — Eisenbahnverkehr — Moderne Waffen — Fabrikation — Umgestaltung des Heerwesens — Reformen — Warum sind die Orientalen noch nicht reif für die fränkischen Neuerungen? — Übersicht des dauernden Landverlustes des Orients an Europa — Übersicht des Baues der wichtigsten Orientbahnen . . 174

Die Gegenwehr des neuen Orients

Politische Verteidigungsversuche — Die ottomanische Reformbewegung — Es wäre das richtige gewesen, die Leute erst in die Schule zu schicken — 1792 Beginn der ersten Reformen — 1826 hebt die ununterbrochene Kette von Neuerungen an — Umgestaltung des Militärs — Abschaffung der Magnatenwirtschaft in den Provinzen — Mahmûd II. — 1845 wird dem Volke zum erstenmal Teilnahme an der Verwaltung eingeräumt — 1856 Hatti humajun: freie Kulturausübung allen Religionen! — Gleichstellung der Christen mit den Mohammedanern wenigstens in allen bürgerlichen Fragen — Erschütterung der Türkei hierdurch — Fernere Neuerungen — Das erste Parlament 1876 — Das zweite Parlament 1908 — Fiasko der türkischen Reformbewegung . 185

Die Erneuerung Ägyptens — Mehemed Ali — Fremde Abenteurer — Persien 194

Die jungorientalische Bewegung — Jungtürken — Ihre moralischen Schwächen und ihr Überstürzungsfieber — Der Begriff Vaterland — Jungägypter — Die Jungperser und die schiitische Geistlichkeit — Nur Mißerfolge und Verluste haben die Jungorientalen dem Morgenlande beschert — Die Erneuerung des Orients ist vor allem eine Frage der Zeit — Verkehrsneuerungen 198

Völkische Maßnahmen — Auswanderung vieler Armenier ins Russische Abgang vieler Algerier — Indische Nabobs — Einwanderung von Muhadschîr aus Südosteuropa — Tscherkessen aus dem Kaukasus . . 207

Ausbrüche des Fanatismus — Verlauf einer Mohammedaner-Revolte — Einige Christenmetzeleien — Bekannte Europäermorde 210

Seite

Verschiedene Abwehrmittel — Wirtschaftlicher Boykott — Die orientalische Presse 218

Die religiöse Verteidigung — Scharfer Gegensatz des Islâm zu allen anderen Religionen — Innere Mission — Wahhabiten — Ssenûssi — Derkauîje und Madanîje — Babi — Panislamismus — Finanzierung der Hedschâsbahn — Mekka — Tagespresse — Gedruckte Predigtsammlungen — Sendboten — Pilgeragenten — Union maghrébine — Der Panislamismus erstrebt nicht eine Neugeburt, sondern eine Wiedergeburt des Orients 223

Bilder aus dem neuen Orient

Veränderung des orientalischen Landschaftsbildes im 19. Jahrhundert . . 232

Die moderne Landschaft — Das Niltal — Die Staudämme — Der Tell-Atlas — Vorderasien — Denkmalschutz — Unverständnis des Orientalen für landschaftliche Schönheit 233

Die neue Stadt — Alexandria — Europäisch-orientalische Stilmischung in der Kleidung — Kairo — Port Saîd — Syrische Städte — Kleinere Anzeichen — Nordafrika — Tripolis — Moderne algerische Städte — Das Durchschnittsmilieu der heutigen orientalischen Stadt 248

„Der" Orientale von heute

Der Orient bietet uns ein zeitloses Nebeneinander verschiedener Stadien der Beeinflussung des Erdbodens durch seine Bewohner sowie einer ganzen Anzahl kulturhistorischer Perioden der Menschheit — Die Bewohner entlegener Gebirgs- und Hochländer von äußerster Regenarmut — Die Leute schwer gangbarer Gebirgsländer — Die Nomaden der Flachsteppenländer — Die Bewohner der fruchtbaren Gebirgsländer in Seenähe — Die Leute der fruchtbaren Ebenen in Seenähe — Die Oasenbauern — Die Pilgerwirte — Die Soldaten — Im gegenwärtigen Morgenlande gibt es sehr verschiedene Zivilisationsstufen nebeneinander, während die Kulturgrade innerlich nicht gar so mannigfaltig sind 261

Islâmfeindliche Strömungen im Orient

Die Unterdrückung der Nichtgläubigen — Ihr Knechtssinn 295

Christen — Die Griechisch-Orthodoxen Kleinasiens, Syriens und Armeniens — Die Armenier — Die Maroniten — Lateinische Christen — Die Jakobiten des Tûr abdîn — Die Nestorianer Kurdistâns — Die Kopten Ägyptens 297

Seite

Juden 316

Einzelsekten — Die Jesîd Armeniens und Nordmesopotamiens — Die Parsi Persiens — Die Kafir des Hindukusch 319

Halbislâmische Bewegungen

Die Drusen Syriens — Die Nosairier Nordsyriens und Kilikiens — Die Ismailier in Syrien — Die Kisilbasch in Kleinasien und Armenien — Die Tachtadschi und Bektasch Lykiens — Die Ali-ilahi in Kurdistân, Luristân und im Libanon — Die Tschepni und Jürük Anatoliens — Zigeuner und Aptal — Statistik der ganzen und halben Islâmfeinde . 324

Das Kamel des Orients

Ursprung der Kameliden in Nordamerika — Das Nedschd, die Heimat der Kamelzucht — Einwanderung in Nordafrika — Das Leitmotiv des Orients — Die charakteristischen Eigenschaften des Kamels — Züchtung verschiedener Spezialitäten — Die Psychologie des Kamels 338

In orientalischen Herbergen

Hotel und Lokanda — Fremdenhaus — Fónduk und Chan — Grundprinzip und Bauart — Ungeziefer 345

Über die Frauen

Die altbabylonische Frau — Die Frau im Pharaonenlande — Das Weib bei den Hetitern und in Palästina — Die altpersische Frau — Das Weib im alten Arabien — Die vororientalische Frau als Wurzel der heutigen . 352

Einwirkung des Islâms auf das orientalische Frauenleben — Gebote des Korân — Verschleierung — Die Frau gilt vor Gericht nur als halber Mann — Ihre geringe Bewertung in der Rechtssammlung des offiziellen orthodoxen Islâm 360

Die drei Hauptklassen: Nomadin, Bäuerin und Städterin — Die beiden Idealbilder — Soziale Stellung der Städterin in der Türkei, Ägypten, Tunisien und Algerien — Die nichtislamische Frau 365

Die Stellung der orientalischen Frau wird mit der Entwicklung und Steigerung der Lebensformen abgeschlossener — Das Weib nur ein Mensch zweiter Klasse — Ihre gegenwärtige Lage hat sich naturgemäß entwickelt und ist durchaus angemessen — Polygamie — Das Familienleben im Orient wird weniger durch Unfrieden gestört als bei uns — Die Schädlichkeit der Polygamie von uns weit überschätzt — Die

orientalische Gesellschaft wird von der gegenwärtigen Stellung der Frau günstig beeinflußt 377

Die Rolle der Frau bei der Umgestaltung des Morgenlandes — Im Orient gibt es keine Frauenfrage, sondern eine Frauenantwort — Die Frau gehört ins Haus und steht unter dem Manne 382

Die Grundlagen der Wirtschaft

Die Handelsentwicklung des Orients — Finanzielle und nachfolgende politische Eroberung durch das Abendland — Schwere Lage des orientalischen Bauers — Notwendigkeit und Bedeutung der künstlichen Bewässerung — Plagen der Landwirtschaft — Primitive Geräte und Methoden — Unkenntnis der Mineralschätze — Religiöse Speiseverbote — Notwendigkeit der Belehrungen 385

Die Städter — Ihr kurzsichtiges Geschäftsgebaren — Unkenntnis der Verzinsung eines Kapitals — Vergraben des Geldes und häufiger Verlust desselben bei plötzlichen Todesfällen — Schlechte Hygiene — Defraudation — Bachschîsch — Die schlechte Verwaltung lähmt die Unternehmungslust des Volkes 396

Die Bodenkultur — Oasenbau im südlichen Orient — Seine Erzeugnisse — Der Ackerbau des nördlichen Morgenlandes 401

Die Viehzucht — Waldwirtschaft — Halfa und Tragantgummi — Bergbau — Fischerei — Schwämme — Perlen — Industrie — Teppiche — Lederwaren — Kupfer und Messing 406

Der Verkehr — Seeschiffahrt — Binnenschiffahrt — Die wichtigsten Seehäfen des Morgenlandes — Beteiligung der europäischen Länder am orientalischen Außenhandel — Der Landverkehr — Mangel an schnellen und billigen Verkehrsmitteln zwischen Produktionsgebiet und Welthandel — Die Isochronenkarte des Orients — Der Orienthandel — Billig und schlecht! — Die Einfuhr übersteigt im ganzen Morgenlande die Ausfuhr 416

Die Europäisierung des Morgenlandes

Erfahrungen und Richtlinien — Grundlage und Problem der orientalischen Frage — Das Abendland wird den Orient sehr bald politisch völlig erobern — Abwägen Marokkos, Persiens, Afghanistans und der Türkei — Politische Überschätzung des Islâms 426

Wird die junge Zivilisation und Kultur Europas die alte des Orients verdrängen? — Herausbildung einer ziemlich eigenartigen Zivilisationsmischung — Der Orient ist allein schon wegen geistiger Un-

Seite

fähigkeit zu einem langsamen Tempo im Ticken der Weltuhr verurteilt — Notwendigkeit allgemeinen Volksschulbesuchs — Bekämpfung der altorientalisch-islamischen Anschauungen — Der Islâm ist dann auf dem besten Wege, ausschließlich Religion zu sein — Das europäische Geistesleben ist dem Orient zu einem Emporkommen unbedingt erforderlich 434

Werden die unterworfenen Völker sich zu „Europäern" machen lassen? — Die Rassenverhältnisse — Hebung der orientalischen Volkskraft — Die soziale Frage — Entwicklungsmöglichkeiten 440

Befriedigung der Morgenländer — Schwierigkeiten der Eroberung orientalischer Länder — Heeresdienst — Ausrottung besonders unbotmäßiger Orientalen? — Die goldne Brücke des Idschmâ — Die Solidarität der Mohammedaner gegenüber den Fremden ist mehr kultureller als religiöser Art 445

Eine Hebung des Morgenlandes aus sich selber heraus ist wohl ausgeschlossen — Erstarkung des Nationalgefühls — Das Nationalgefühl ist der Todfeind des Islâm — Zentralisation und Dezentralisation — Die Zukunft 449

Das Kaleidoskop des Orients — Was dem Morgenlande nottut 451

Verzeichnis der Abbildungen und Karten

Lichtdrucktafeln

	Tafel
Mekka mit der Kaaba (im Besitz von Th. Benzinger, Stuttgart)	I
Fumm e' Sahara (Lehnert & Landrock)	II
Dünen in der Sahara (desgl.)	III
Arabische Beduinin (desgl.)	IV
Araber aus Tunisien (desgl.)	V
Libuberberin aus Tunisien (desgl.)	VI
Arabische Beduinin (J. Geyser)	VII
Mohammedanischer blinder Bettler mit seinem Führer (Lehnert & Landrock)	VIII
Ägypterin	IX
Medina mit Pilgerlager (im Besitz von Th. Benzinger, Stuttgart)	X
Berberisch=negrisches Mischblut (Lehnert & Landrock)	XI
Kairuân im Binnenlande Mittel=Tunisiens (desgl.)	XII
Libuberberisches Mädchen von 12 bis 14 Jahren aus Tunis (desgl.)	XIII
Algerierin, früh gealtert (desgl.)	XIV
Kamelsänfte für Frauen (desgl.)	XV
Libuberber=Mädchen aus dem östlichen Atlasgebiet (desgl.)	XVI
Gasse in einem nordafrikanischen Oasendorf (Biskra) (desgl.)	XVII
Tlemssen, Nordwest=Algerien. Innenhof der großen Moschee (Geyser)	XVIII
Mädchen vom Stamme der Ulad Naîl (Süd=Algerien) (Lehnert & Landrock)	XIX
Herberge (Fonduk) in den Dünen der tunisischen Sahara (desgl.)	XX

Vollbilder

	Seite
Landschaft im südwestlichen Randgebirge Persiens (phot. Alfred Heinicke)	31
Libuberber der niederen Klasse aus Tunis (Lehnert & Landrock)	57
Hamadân im 17. Jahrhundert (Dapper)	93
Háleb im 17. Jahrh. (Dapper)	107
Bardâd im 17. Jahrh. (Dapper)	111
Smyrna im 17. Jahrh. (Dapper)	115
Alexandria im 17. Jahrh. (Dapper)	121
Kairo im 17. Jahrh. (Dapper)	123
Damaskus 1668 (Dapper)	125
Tunis im 17. Jahrh. (Dapper)	131
Tripolis, Nordafrika, im 17. Jahrh. (Dapper)	133
Tandscha im 17. Jahrh. (Dapper)	139
Alger im 17. Jahrh. (Dapper)	143
Panorama der Stadt Alger, Ballonaufnahme (Jean Geiser)	147
Das Oasenstädtchen Gafsa (Lehnert & Landrock)	159
Kairo	163
Fes in Marokko (Max Hübner)	165
Straßenbild aus Kairo	195
Persische Blutprozession (A. Heinicke)	215
Südorientalisches Stadtbild (Bardâd)	249
Oase Tûser (Tozeur) in Südwest=Tunisien (Lehnert & Landrock)	285
Kurdinnen aus dem Nordosten Mesopotamiens	379

Seite
Tunisierin mit Negerblut (Lehnert & Landrock) 383
Salzpfanne und Dattelpalmoase bei Sonnenuntergang (desgl.) 413
Tunisische Teppicharbeiterin (desgl.) 415
El Ued, Oase in der algerischen Sahara (desgl.) 423
Ein Stimmungsbild aus dem alten Orient, der Abrahamsteich in Urfa 441
Dorfmoschee in der südalgerischen Oase Biskra (Lehnert & Landrock) . . . 447

Textbilder

Typische Euphratlandschaft in Mittel=Mesopotamien 11
Paßlandschaft im südlichen Beludschistân (E. Zugmayer) 13
Offne Berglandschaft des nördlichen Orients 18
Bild der Karstlandschaften Syriens und Nord=Mesopotamiens 21
Eine südorientalische Stadt im Winterkleide (J. Wetzlar) 25
Eine nordorientalische Stadt 27
Berg= und Buschlandschaft in der Dschurdschura=Kette (J. Geiser) 29
Die Hochfläche des Dschebel Rariân (Adolf Vischer) 33
Landschaft der Wüstensteppe in Fesân (Dschamy Beï) 35
Buschformation in den Gebirgen nördlich des oberen Halys 39
Steppe im östlichen Syrien 41
Landschaft im mittleren Armenischen Taurus 43
Typische Wüstenlandschaft (Hanns Vischer) 49
Arabischer Beduine aus Ägypten 51
Religiöser Umzug am Milhûd in Tripolis 53
Bettler vor seiner Hütte in Nordost=Kleinasien 55
Perser aus Hamadân 59
Kurde aus dem Tur abdîn 61
Türkmene aus dem Osten Kleinasiens 63
Kalksteppe am mittleren Euphrat 65
Arabischer Beduine 73
Aus der gartenreichen Umgebung der Stadt Tokât 76
Nachbildung eines persischen Gewebes: Heimkehr von der Tigerjagd . . . 84
Zwei Beludschen auf Kamel (E. Zugmayer) 91
Der alte Orient in Tripolis 95
Urfa in Nordwest=Mesopotamien 98
Ansicht der Ostseite der Stadt Tripolis 136
Kurdisches Dorf im Armenischen Taurus 149
Das Innere einer nordorientalischen Stadt (Ssiuâs) 153
Aus dem gegenwärtigen Damaskus 155
Bauern aus dem Dörfchen Ssalhîje am Euphrat 157
Oasenmarkt in Tripolitanien 169
Aus Alt=Kairo (Richard Storch) 171
Aus dem neuen Orient. Straßenecke an der Esbekije (R. Storch) 173
Arabische Beduinen am mittleren Euphrat 177
Der neueste Orient. Bahnhof in Kairo (R. Storch) 181
Türkisches Reformwerk. Schiffsbrücke im unteren Euphrat 185
Schiitischer Mullah im Hörsaal (A. Heinicke) 197
Persischer Mollah (A. Heinicke) 203
Typisches Straßenbild aus dem Nordosten Kleinasiens 209

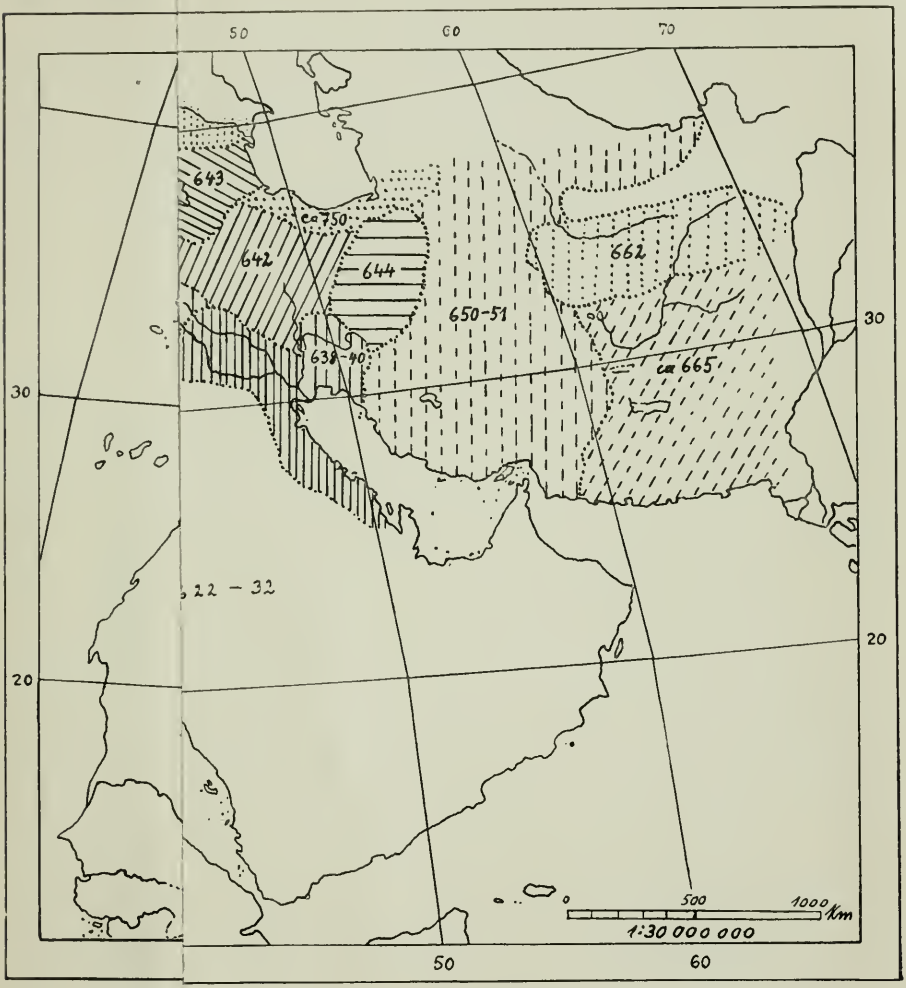
Seite
Dunkler Fesâni 227
Aus dem heiligen Kérbela 229
Hafen von Berût 232
Nil=Landschaft bei Siut (R. Storch) 235
Neuorientalische Landschaft im Tellatlas Algeriens (A. Nentwich) 237
Eine fruchtbare Flußebene im Tellatlas Algeriens (J. Geiser) 239
Aus den Ruinen von Palmyra 243
Fata Morgana in der Steppe 245
Dächerblick von Kairo (R. Storch) 247
Bild einer südorientalischen Stadt, Háleb 251
Die Wüstenstadt Ṛat in Fesân (Dschamy Beï) 253
Neuerer türkisch=armenischer Baustil, Méseri 255
Tausendundeine Nacht im neuen Orient. Der Basar i Wekil in Schirâs (A. Heinicke) 257
Das Städtchen Hit am Euphrat 261
Junger Targi (Dschamy Beï) 263
Beludschen (E. Zugmayer) 265
Arabische Beduinen, Énnesi 267
Landschaft im Kilikischen Taurus 269
„Osmânli"=Familie auf dem Umzug 273
Libuberber=Knabe aus Tunis (Lehnert & Landrock) 275
Perser beim Mahl (A. Heinicke) 277
Armenier, schon alla franca gekleidet 279
Frauen und Reisighütte der Sumpfbauern Babyloniens 281
Eine Stadt der Sahara, Mursuk in Fesân (Dschamy Beï) 287
Ägyptisches Dorf mit Dattelpalmen (R. Storch) 289
Kérbela und die Moschee Ssidna Abbâs 291
Ägyptische Bauchtänzerin 293
Bild aus der alten Stadt Amâsia 295
Griechisches Stadtbild im Westen Kleinasiens, Ismîd 299
Die Bastonade (A. Heinicke) 301
Armenische Frauen und Kinder 305
Typisches Kurdendorf im Armenischen Taurus 307
Bauern und Halbbeduinen aus Ostsyrien 309
Der alte und der neue Orient im Fajûm 313
Jüdischer Geldwechsler aus Tunis (Lehnert & Landrock) 317
Nordafrikanische Jüdin (J. Geiser) 318
Beludschische Bauernfamilie (E. Zugmayer) 321
Der Flecken El Bab in Nordsyrien 324
Verfallende Moschee in Ostsyrien 325
Bauernhaus der Nosairier in der Âdana=Ebene 327
Nosairier=Frau 329
Die Regenzeit im Orient. Reisewagen im Morast 333
Stadt Ormara an der Küste von Beludschistan (E. Zugmayer) 335
Kamelkarawane auf Triebsandboden (Adolf Vischer) 338
Ssamssûn in Nord=Kleinasien 345
„Herberge" im neuesten Orient (R. Storch) 347
Ein Chan in Baṛdâd 349

Seite
Medîna im Hedschâs (im Besitz von Th. Benzinger) 352
Ägypterin 353
Berberin aus Ostalgerien (Lehnert & Landrock) 357
Straßentracht der Mohammedanerinnen in Tunis (Lehnert & Landrock) . . 361
Die Perserin in Straßenkleidung 363
Ägyptische Bauernweiber (R. Storch) 369
Libuberberin in Tripolis 371
Mohammedanische Ägypterin im Straßenkleid (R. Storch) 373
Persische Jüdinnen in Straßentracht (A. Heinicke) 377
Der primitive Orient. Dreschen von Korn in Tripolitanien 385
Markt in Luxor, Oberägypten (R. Storch) 387
Bauerfrauen vom mittleren Euphrat 388
Ziehbrunnen in den Oasen Tripolitaniens 389
Ziehbrunnen am mittleren Euphrat 391
Wasserschöpfrad am Nil (R. Storch) 393
Schöpfräder am Euphrat 394
Altertümlicher Taubenturm in Ägypten (R. Storch) 395
Pflüger in Ägypten (R. Storch) 396
Altertümliche Bienenstöcke in Siut (R. Storch) 397
Industrie im alten Orient. Naphtha-Brennen in Hīt 399
Ägyptisches Marktbild (R. Storch) 400
Im Innern einer Dattelpalmoase, Tripolitanien 401
Anzapfen einer Dattelpalme auf Saft 403
Dattelernte in einer Palmoase Südtunisiens (Lehnert & Landrock) 405
Eingang zu einer Höhlenwohnung im Dschebel Ṛariân Tripolitaniens (A. Vischer) 407
Bergwerksbetrieb im neuen Orient. Pakîr madén am Quellauf des Tigris . . 411
Im Handelsviertel Chan el Chalîl zu Kairo (R. Storch) 417
Der umständliche Orient, Fähren im Euphrat 419
Góffa-Fähre der babylonischen Flüsse 420
Der alte Orient auf Reisen. Kedschaweh oder Maultiersänften (A. Heinicke) . 421
Orientalischer Pflug aus Tripolis 425
Mohammedanischer Friedhof bei Benṛâsi 426
Bischarin-Nomaden aus Ober-Ägypten (R. Storch) 429
Fischer-Bevölkerung der Mekrân-Küste (E. Zugmayer) 431
Hof der Ommajaden-Moschee in Damaskus 435
Mohammedanische Elementarschule in Persien (A. Heinicke) 437
Die neue Universität in Kairo (R. Storch) 438
Die alte Universität in Kairo (R. Storch) 439
Der alte Orient im modernen Kairo (R. Storch) 443

Karten

Die orientalische Arena bei Mohámmeds Auftreten 67
Die alten Welthandelsstraßen durch den Orient 69
Die Islamisierung des alten Orients . . . . . } am Schluß des Werkes
Der Landverlust des Orients an Europa . . . . . }
Isochronenkarte des alten Orients . . . . . }
Isochronenkarte des neuen Orients . . . . . }
Die Wüsten, Steppen, Wälder und Ackerbaugebiete des Orients . . . . . }

Josef Singer Verlag, Straßburg

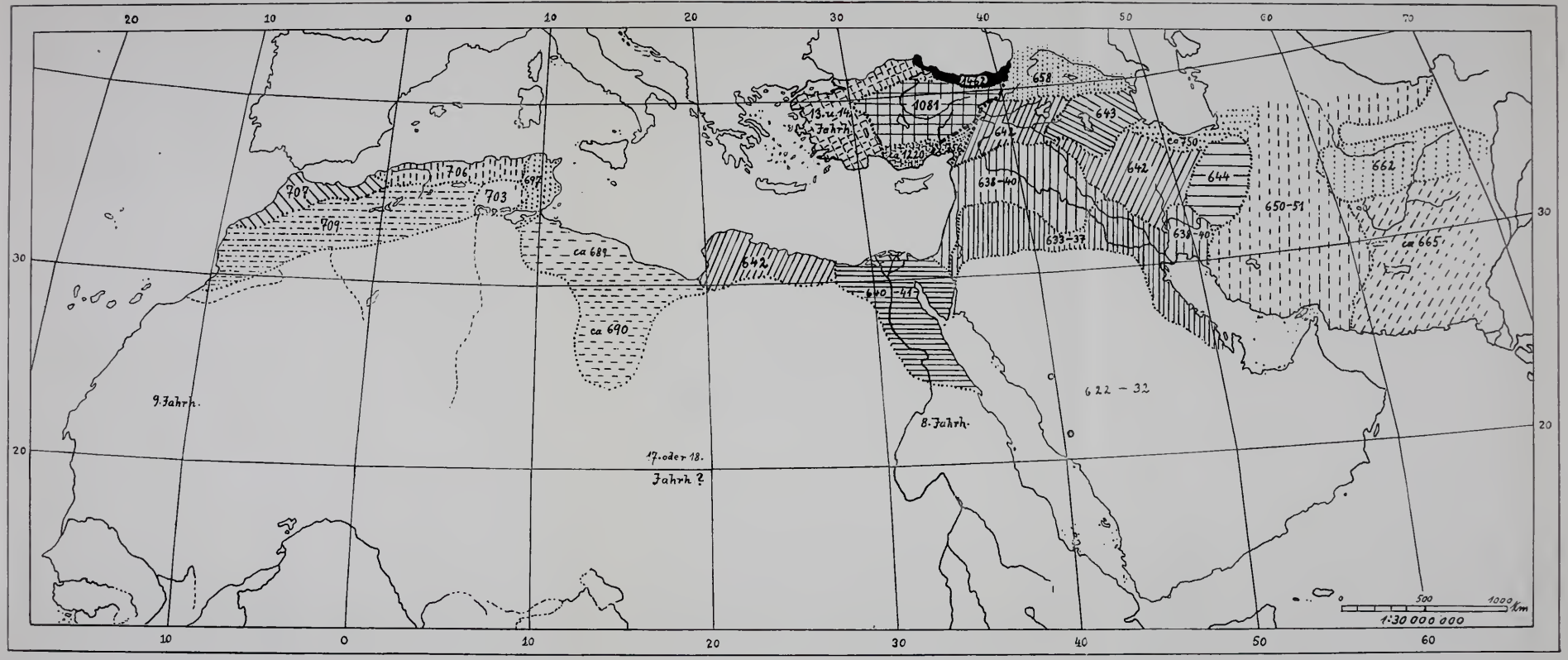


er an die Bevölkerung des bezeichneten Landes
ekannte. Sie fallen mit den Jahreszahlen der
roberung zusammen in Syrien, Mesopotamien,
Südarmenien, Ägypten und Barka.

Die Islamisierung des Orients

Karte zu E. Banse, Das Orientbuch

Josef Singer Verlag, Straßburg

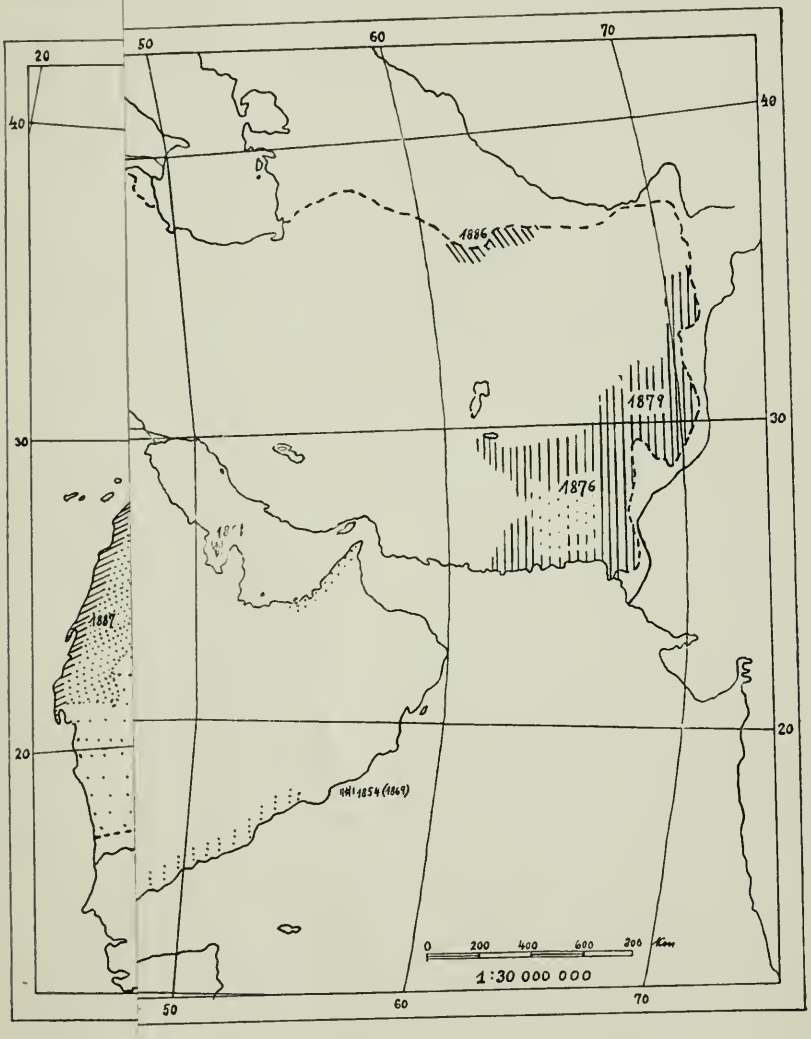


Die Islamisierung
622—32 zu Mohámmeds Lebzeiten
633—756 durch die Araber
1081—1462 durch die Türken (nur in Kleinasien und zwar westlich der Linie —·—·—)

Die Ziffern bedeuten die Zeit, von der an die Bevölkerung des bezeichneten Landes zum größten Teil sich zum Islâm bekannte. Sie fallen mit den Jahreszahlen der ersten (vorübergehenden) arabischen Eroberung zusammen in Syrien, Mesopotamien, Iran (ohne Tabaristan), Südarmenien, Ägypten und Barka.

Karte zu E. B

Josef Singer Verlag, Straßburg

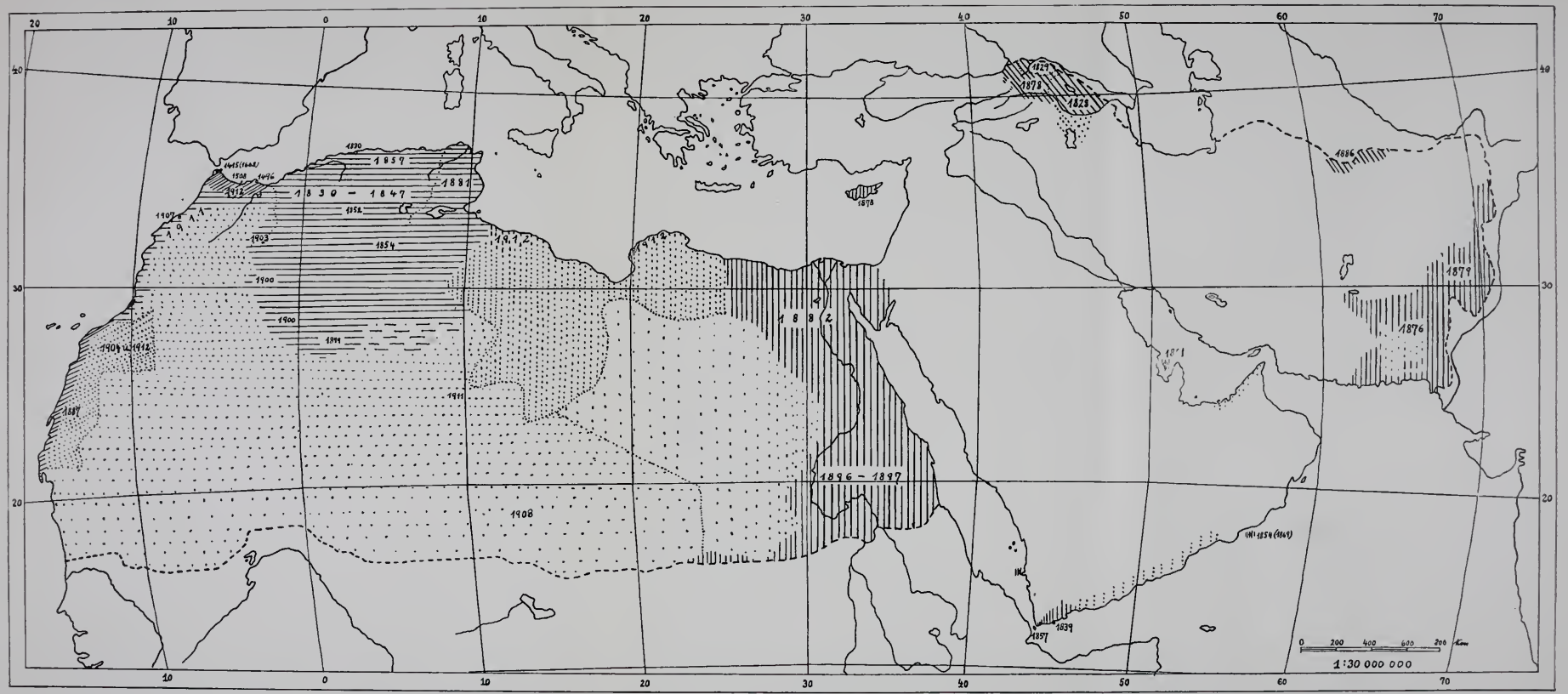


= Verlust a noch nicht besetzt sind, ihnen aber vertragsmäßig angehören.

Der Landverlust des Orients an Europa

Karte zu E. Banse, Das Orientbuch

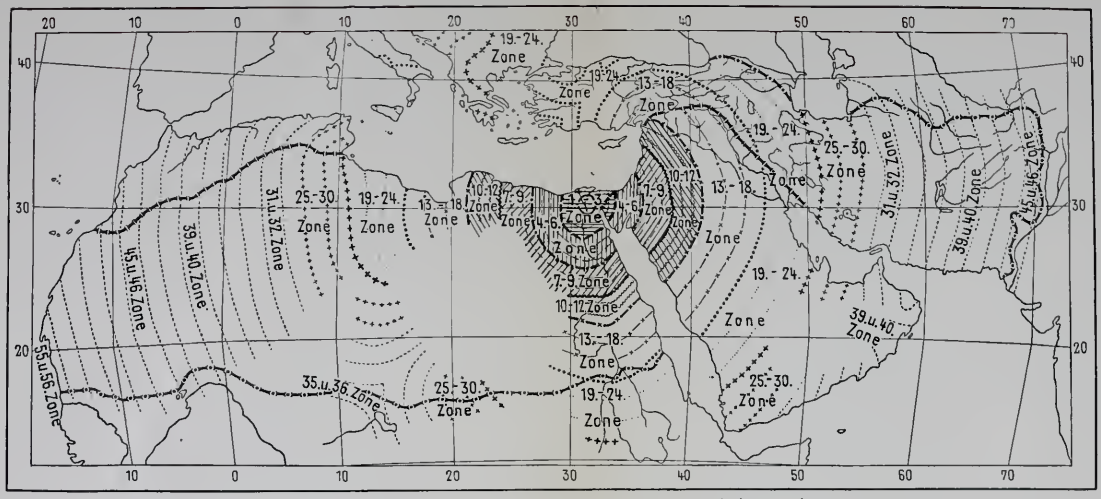
Josef Singer Verlag, Straßburg



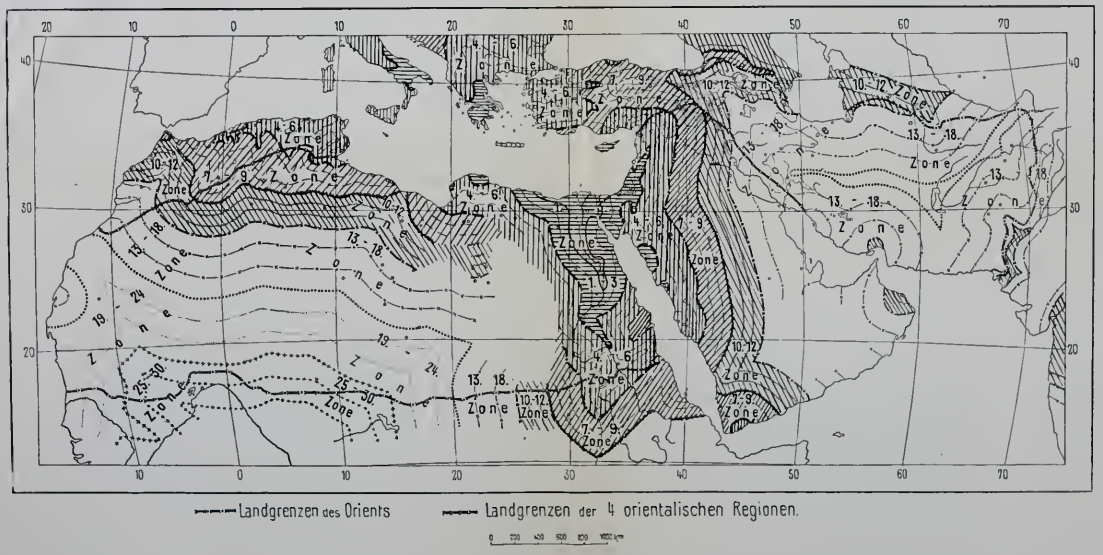
☰ Verlust an Frankreich. ||| an Großbritannien. /// an Spanien. \\\ an Rußland. :::: bedeuten, daß die Gebiete von den europäischen Staaten noch nicht besetzt sind, ihnen aber vertragsmäßig angehören. Nur in Armenien bezeichnen sie widerrechtliche Besetzung (durch die Russen).

Isochronenkarte des alten Orients

Josef Singer Verlag, Straßburg



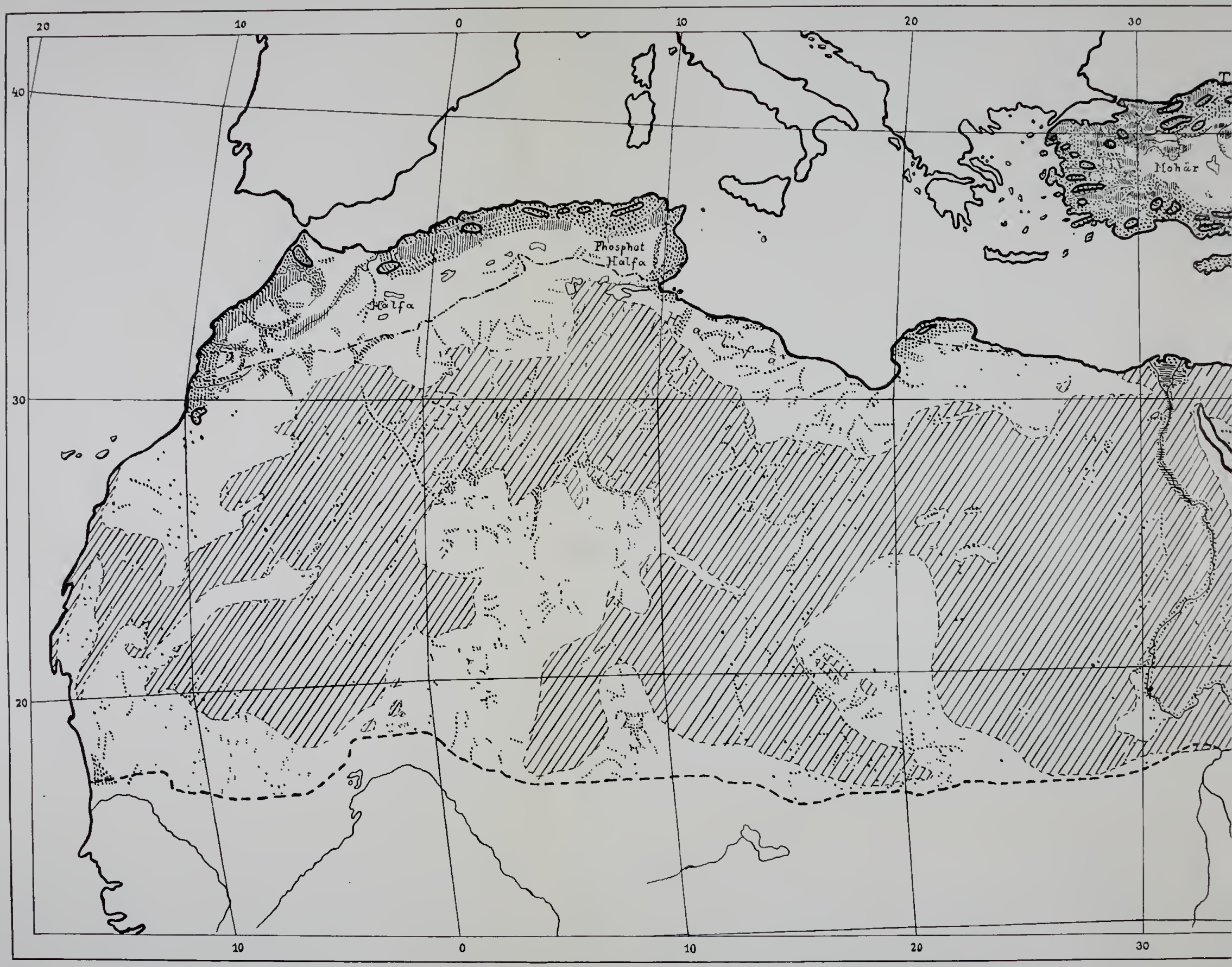
Isochronenkarte des neuen Orients



Der Ausgangspunkt aller Zonen, von denen jede einem Zeitraum von 24^h entspricht (von 13 ab Doppelzonen zu 48^h) ist Kairo

Karte zu E. Banse, Das Orientbuch

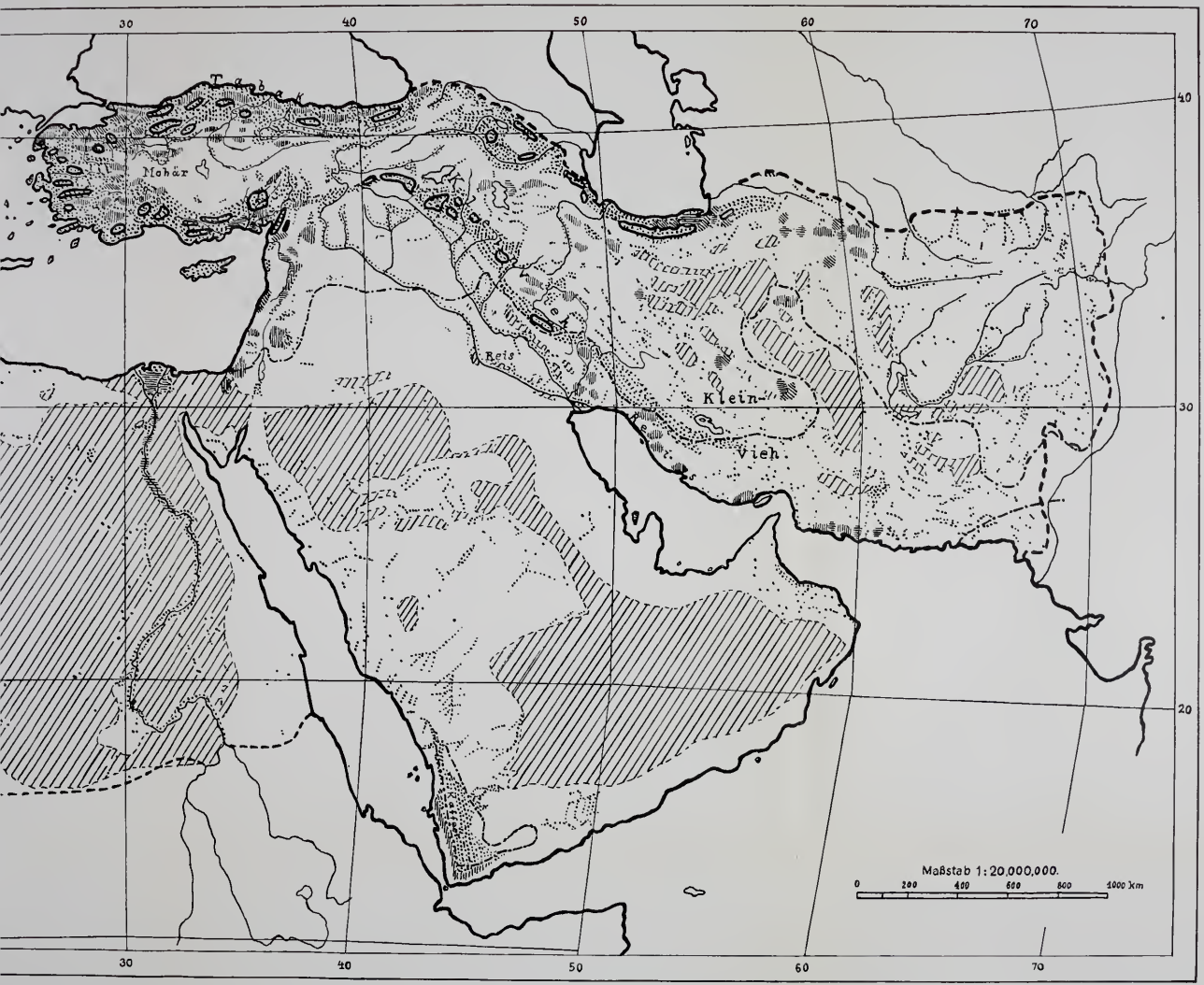
Die Wüsten, Steppen, Wälder und Ackerbauge



Wüste; Steppe; Wichtigste Hochwaldbestände; :::: Humuslan
||| Die bedeutendsten Korngebiete; ≡ Die wichtigsten Baumwoll=Striche; Die he
Nordgrenze der Dattelkultur (in Beludschistan auch Südgrenze, in Jemen

Wälder und Ackerbaugebiete des Orients

Josef Singer Verlag, Straßburg



waldbestände; :::: Humusland, z. T. Wald oder Busch, z. T. bebaut (auch Oasen)
Baumwoll-Striche; Die hervorragendsten Maulbeerbaum- und Seidendistrikte
an auch Südgrenze, in Jemen Höhengrenze); Landgrenzen des Orients

JOSEF SINGER/VERLAG STRASSBURG/LEIPZIG

Die Sammlung „Singer-Bücher" bringt in vornehmer, gediegener Ausstattung Werke der Weltliteratur in mustergültigen Ausgaben. Alle Bände sind auf holzfreiem Papier gedruckt in schöner, großer Schrift.

In solidem Pappband M. 3.– | In feinem Halblederband M. 4.50 | In luxuriösem Ganzlederband M. 6.–

Band I.

August Strindberg

Aus seinen Werken

Inhalt: Eine Ehegeschichte / Der Sündenbock / Ein Puppenheim / Herbst / Corinna / Höhere Zwecke / Herrn Bengts Frau / Die Möwen / Kampf der Gehirne / Attila / Gerichtstag / Karl Ulffson und seine Mutter / Aus dem Buch der Liebe.

Band II.

Selma Lagerlöf

Jerusalem

Vollständige Ausgabe. Neu übertragen von Ulrich Johannsen
Auch in zwei Bänden gut geb. à M. 2.–, Halbleder à M. 3.–

Band III.

Edgar Allan Poe

Seltsame Geschichten

Ausstattung von Emil Preetorius

Band IV.

Das Balzac-Buch

Übertragen von Ernst Stadler mit vielen Bildern der Zeit

Band V.

Mark Twain

Die Abenteuer des Tom Sawyer und Huckleberry finn

Übertragen von Ulrich Johannsen und Marie Schloß. Mit 60 Bildern von E. Hirth

Band VI.

E. T. A. Hoffmann

Die Elixiere des Teufels

Ausstattung von Emil Preetorius

Band VII.

Guy de Maupassant

Aus seinen Werken

Mit Bildern von Walo von May

Band VIII.

Erckmann-Chatrian

Die Memoiren eines Bauern

aus der französischen Revolution

Mit Bildern der Zeit

JOSEF SINGER/VERLAG STRASSBURG/LEIPZIG

Die Sammlung „Helden und Schelme" bringt in gediegener, vornehmer Ausstattung Werke der Weltliteratur in mustergültigen Ausgaben, befreit von störenden Weitschweifigkeiten, für den Geschmack der modernen Leser neu herausgegeben und mit Bildern geschmückt. Jeder Band ist etwa 600 Seiten stark, auf holzfreiem Papier gedruckt, in großer, schöner Schrift.

In solidem Pappband M. 3.–

In feinem Halblederband M. 4.50

Band I.

Don Quixote

Von Miguel de Cervantes Saavedra mit Bildern von Chodowiecki.

Band II.

Das peinliche Gericht

Interessante Kriminalgeschichten nach dem neuen Pitaval und anderen Quellen. — Mit Bildern von Goya, Hogarth, Käte Kollwitz, Kubin und Ludwig von Zumbusch

Band III.

Franz Rabelais

Gargantua und Pantagruel

Mit vielen Bildern von Gustav Doré

Band IV.

Le Sage

Gil Blas von Santillana

Mit vielen Bildern von Jean Gigoux

Band V.

Alexander Dumas

Die drei Musketiere

Illustriert von Philippoteaux

Band VI/VII.

Alexander Dumas

Der Graf von Monte Christo

Illustriert von Gavarni, Staal, Coppin usw.

John Habberton

Helenens Kinderchen und Anderer Leute Kinder

Mit 50 Silhouetten von Theodor Crampe

DS
44
B2

Banse, Ewald
Das Orientbuch

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 02 25 08 003 3